

DIE WELTWOCHEN



Sie schwamm auf Tränen ins Glück

Pamela Andersons filmreife Geschichte des Überlebens.

Michael Bahnerth

FDP: Links wie nie

Thierry Burkart führt den Freisinn in neue Gefilde. *Christoph Mörgeli*

Die grosse Rolex-Saga

Wie der deutsche Kaufmann Hans Wilsdorf eine Schweizer Ikone erschuf. *Karl Lüönd*

Michèle Binswanger
Kurt W. Zimmermanns
Hommage an eine
mutige Journalistin





BACHMAIR WEISSACH

SPA & RESORT

RESERVIERUNG@BACHMAIR-WEISSACH.COM | T +49 (0) 8022/278-570 | TEGERNSEE



BOOK NOW

Wahrheitsbesitzer gegen Wahrheitssucher

Der Drang, die Menschheit zu retten, ist fast immer eine falsche Fassade für den Drang zu herrschen.

Henry L. Mencken (1880–1956)

Es gibt zwei Arten von Menschen: die Wahrheitsbesitzer und die Wahrheitssucher, die Bescheidwiser und die Zweifler. Die Wahrheitsbesitzer sind gefährlich. Sie glauben an die eigene Unfehlbarkeit. Sie halten jeden, der widerspricht, für dumm oder für böse. Meistens für beides. Wahrheitsbesitzer sind der Untergang jeder Kultur, jeder Zivilisation. Wenn die Wahrheitsbesitzer das Kommando übernehmen, drohen die Tyrannei, die Zerstörung der Werte. Wahrheitsbesitzer sind Lügner, weil der Mensch irrt, seinen Einbildungen erliegt, die Wahrheit niemals besitzen kann.

Wahrheitsbesitzer sind die grösste Plage der Menschheit. Nie sterben sie aus, immer kommen sie wieder. Sie bedienen die Folterwerkzeuge der Inquisition, schichteten Scheiterhaufen auf, verbrannten Ketzer und Hexen, bauten Gulags und Konzentrationslager. Immer auf der Lauer, warten sie darauf, ihr Regime aufzuziehen. Stets geben sie sich als Verbündete des Guten aus, als Gralshüter des Göttlichen, dessen, was uns das Höchste ist. Doch die Wahrheitsbesitzer sind nicht die Guten, sie sind die Bösen, weil sie das Gute nur missbrauchen, um zu herrschen.

Wahrheitsbesitzer wollen keine Probleme lösen, sie wollen die Menschheit retten, den Planeten, das Klima. Wahrheitsbesitzer gehen aufs Ganze. Sie sind verliebt in Abstraktionen. Ihr Lieblingswort heisst «Menschheit». Für den einzelnen Menschen haben sie nichts übrig, er muss betreut, beherrscht, kontrolliert, am freien Reden und Denken gehindert, zum Guten geprügelt werden. Nichts trauen die Wahrheitsbesitzer dem Einzelnen zu, sich selber und der Menschheit aber alles. Was sich ihrer Herrschaft widersetzt, bekämpfen sie.

Wahrheitsbesitzer stellen Moral über Recht, Wahrheit über Mehrheit, das Dogma über die Demokratie. Sie sind nicht bereit, die freie Entscheidung der Wähler zu akzeptieren. Wahrheitsbesitzer brauchen Feinde, Teufel, ihr Instrument ist die Angst, ihre Methode die Ein-

schüchterung. Sie sind nicht bereit, Gespräche zu führen, Argumente zu prüfen und zu widerlegen. Sie unterbinden, verbieten, unterdrücken, «canceln». Sie behaupten, es dürfe nur noch eine Meinung geben, ihre eigene. «Alternativlos» nennen sie ihre Sicht.

Die Tyrannei der Wahrheitsbesitzer kommt auf Engelszungen, sich selber verleugnend, die Leute umsäuselnd, schmeichelnd, blendend. Die Despoten der Wahrheit marschieren nicht in Uniform, sie sprechen leise und verständnisvoll, geben vor, es gut zu meinen. Ihre Macht ist

Keine anderen Götter dulden sie neben sich. Sie haben Gott für tot erklärt, um sich auf seinen Thron zu setzen.

die Schwäche ihrer Opfer. Menschen sind unsicher, haben ein schlechtes Gewissen, sehnen sich nach Rechtfertigung, suchen Halt im Sinn. Wahrheitsbesitzer reden von Gott und meinen sich selber. Keine anderen Götter dulden sie neben sich. Sie haben Gott für tot erklärt, um sich auf seinen Thron zu setzen.

Hütet euch vor den Wahrheitsbesitzern. Ihre Verführungskraft ist gross. Alle Menschen sind verführbar. Ihr Gift ist so süß, dass jeder ihm verfallen kann. Es sind Betrüger, geschmiegelte, salonfähige, geschmeidig unterwegs auf den oberen Etagen. Sie versuchen und zerstören alles, was sie in die Finger kriegen. Sie verdrehen die Worte, pervertieren die Werte, höhnen Institutionen aus, errichten Altäre, Götzen, falsche Heilige, denen gehuldigt werden soll. Sie stürzen die Welt in Konflikte, in endlose Kriege, nicht selten ehrlich überzeugt, verblendet, das Gute zu betreiben.

Nichts hassen die Wahrheitsbesitzer mehr als Freiheit und Vielfalt. Das Durcheinander der Demokratie ist ihnen zuwider. Ihr Hauptfeind ist die Wirklichkeit. Sie ersetzen sie durch Kulissen, durch Konstrukte und Behauptungen, die niemand hinterfragen darf. Das ist ihre grösste Schwäche. Hinter ihrer Wahrheit steht nichts, ausser einer Pose, ausser Zwang und Konvention, ausser der gebieterischen Allüre, deren Macht nicht aus Fakten und Argumenten

kommt, sondern aus Drohungen, aus Intoleranz, am Ende aus Gewalt.

Das ist der Grund, warum sich die Wahrheitsbesitzer niemals durchsetzen, aber sehr viel Schaden anrichten. Die Weltgeschichte ist voller Beispiele. Sie liefert ständig neue. Am schlimmsten wüten Wahrheitseigentümer dort, wo der Selbstbetrug am grössten ist, wo man sich seiner Sache am sichersten und Zweifel verboten ist. Nichts ist gefährlicher als eine Gruppe von Menschen, die von der Richtigkeit ihres Anliegens restlos überzeugt sind. Das ist der Punkt, wo Verständigung verpönt und «verstehen» ein Schimpfwort ist.

Wahrheitsbesitzer verschleiern ihre Diktatur, indem sie überall Diktaturen sehen, ausser bei sich selbst. Despoten brauchen andere Despoten, um ihre eigene Despotie zu verschleiern, während sie sie errichten. Täuschung und Selbstbetrug gehen Hand in Hand. Demokratien sind besonders gefährdet, weil demokratische Regierungen und Politiker auch dann noch von Demokratie reden, wenn sie dabei sind, ihre Demokratie zu beerdigen.

Selbstgerechtigkeit, moralische Überheblichkeit, der Glaube an die Unfehlbarkeit des eigenen Standpunkts, «Cancel-Culture» und politische Korrektheit: Das ist der Nährboden, auf dem die Wahrheitsbesitzer florieren. Im Westen, in den USA, in Europa, Deutschland, aber auch in der Schweiz erleben sie gerade wieder eine Blütezeit. Ihre wichtigsten Helfer waren früher die Kirchen, sind heute die Medien, die Journalisten, die der Einfalt unter dem Vorwand, «Fake News» und «Desinformation» zu bekämpfen, Vorschub leisten.

Die Macht der Wahrheitsbesitzer sind unsere Gleichgültigkeit, unsere Feigheit. Solange niemand aufsteht, verbreiten sie ihr Unheil. Je früher man sie stoppt, desto besser. Tröstlich: Nicht der Besitz, das stete Streben, die unvollendete Suche nach der Wahrheit macht den Menschen aus. Vorübergehend kann es den Wahrheitsbesitzern gelingen, die Wahrheitssucher, die Zweifler in den Schatten, ins Zwielflicht zu stellen. Wahrheitsbesitzer verkaufen die Droge falscher Gewissheit. Aber die Menschen sind nicht dumm. Früher oder später durchschauen sie den faulen Zauber. R. K.

Thierry Burkart und die FDP, Überlebenskünstlerin Pamela Anderson, Bestseller-Autorin Michèle Binswanger, Wokeness macht die Welt arm

Sie war in den 1990er Jahren die berühmteste Blondine und eine der begehrtesten Frauen mit dem bekanntesten Busen der Welt: Pamela Anderson, 55. Sie lächelte von Werbeplakaten, entfachte Feuer im *Playboy* und rannte als Rettungsschwimmerin über den Strand von Malibu. Und immer wieder ertrank die Frau, die häufig klüger war als all jene, die sich über sie lustig machten, in sich selber. Die Ware, die sie geworden war, erdrückte ihr Wesen, und lange war sie auf der Suche nach einem Gefühl, das sie immer nur kurz finden konnte. Erst jetzt, nachdem sie ihre Brustimplantate entfernen liess, da sie sich für Umweltschutz einsetzt und beinahe Julian Assange geheiratet hätte, trifft sie auf etwas, das sich nach ihr selbst anfühlt. **Seite 12**

In Politik und Medien wird behauptet, die FDP habe unter Thierry Burkart zu einem stramm bürgerlichen Kurs zurückgefunden. Dabei waren sich FDP und SVP bei Abstimmungen im Nationalrat noch nie so fremd: Lag die Übereinstimmung der beiden bürgerlichen Parteien unter FDP-Präsidentin Petra Gössi im Jahr 2018 noch bei 68 Prozent, sank sie 2022 unter dem Präsidium von Thierry Burkart auf gerade noch 58 Prozent. Auch freisinnige Biografien, etwa von Karin Keller-Sutter, Ignazio Cassis, Doris Fiala oder Andrea Caroni, bewegten sich von rechts nach links. «Rechtsabweichler» innerhalb der FDP wurden entweder abgewählt (Hans-Ulrich Bigler), marginalisiert (Marcel Dobler) oder war-



Manöver rund um die Medienfreiheit: Journalistin Binswanger.

fen entnervt das Handtuch (Hermann Hess). **Seite 18**

In den letzten Jahren hat unser Medienkolumnist Kurt W. Zimmermann sicher ein halbes Dutzend Mal über die sogenannte Zuger

Sex-Affäre geschrieben. Dabei interessierten ihn weniger die sexuellen Manöver der Beteiligten als vielmehr die juristischen Manöver rund um die Medienfreiheit. Denn das gab es noch nie in der Schweiz: Durch fünf Gerichtsinstanzen musste erstritten werden, dass ein journalistischer Text endlich publiziert werden durfte. Nun ist der Text erschienen, das Buch der Journalistin Michèle Binswanger über die ominöse Nacht in Zug. Jolanda Spiess-Hegglin, die Hauptdarstellerin der Zuger *Nocturne*, scheiterte damit definitiv mit ihrem Versuch, das Buch mit allen Mitteln verbieten zu lassen. Zimmermann beschreibt den jahrelangen Infight zwischen der Profi-Journalistin Binswanger und dem Profi-Opfer Spiess-Hegglin. **Seite 30**

Der Begriff zog am Horizont zuerst auf wie eine helle Wolke, die vielen aber nun immer finsterner erscheint: Wokeness. Was heisst woke sein? Achtsamkeit? Aufmerksam sein gegenüber Benachteiligungen? Oder sind es eher Gesinnungsvorschriften? Die Welle kam aus Amerika und hat sich in Universitäten und auch in Schweizer Grossunternehmen ausgebreitet. Wir fragen den amerikanischen Autor und Rechtswissenschaftler Allen Mendenhall nach seiner Einschätzung. Seine Darlegungen zum Ursprung und zu den Auswirkungen der Wokeness gehen unter die Haut; selbst an Finanzmärkten scheint der Spielraum für Freiheit und Eigentumsrechte abzunehmen. **Seite 26**
Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilientraum?

www.immobilienraum.info

aktuell im Verkauf

3 **Rebweg**
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-
6½ Zi. Doppel-EFH's
+41 52 338 07 09
www.rebweg.ch

5 **Trottenacker**
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.trottenacker.info

8 **Vistadelsole**
8370 Sirnach



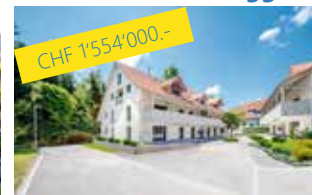
CHF 747'900.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 52 338 07 09
www.vistadelsole.ch

12 **Schlossblick**
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 44 316 13 42
www.schlossblick.ch

14 **Glattwies**
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-
4½-Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 87
www.glattwies.ch

16 **Vistacasa**
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.vistacasa.ch

18 **Schmiedgass**
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.schmiedgass.ch

22 **Solevista**
8615 Wermatswil



CHF 2'158'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.solevista.ch

Projektankündigungen

1 **am Goldenberg**
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amgoldenberg.ch

2 **Römergarten**
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilienraum.info

„Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



4 **Projektankündigung**
8311 Brütten



6½ Zi. Reihen-EFH's
+41 52 338 07 09
www.immobilienraum.info

6 **Duovivo**
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.duovivo.ch

7 **Uetliblick**
8136 Thalwil-Gattikon



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.uetliblick-gattikon.ch

9 **Chridlerpark**
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 15 Monaten beim Bundesgericht!!
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH
+41 55 610 47 46
www.chridlerpark.ch

10 **am Zentrum**
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amzentrum.ch

11 **am Eichacher**
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.ameichacher.ch

13 **Soley**
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.soley-birchwil.ch

15 **Puro Vivere**
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's
+41 55 610 47 46
www.purovivere.ch

17 **inside**
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilienraum.info

19 **Projektankündigung**
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH
+41 52 338 07 09
www.immobilienraum.info

20 **Tre Fiori**
8913 Ottenbach



7½-Zi. Reihen-EFH
+41 55 610 47 46
www.tre-fiori.ch

21 **Grastal**
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.grastal.ch

23 **Dreieckspitz**
8406 Winterthur



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.dreieckspitz.ch

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



Lerch&Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur



padelarena.ch
powered by L&P/PROFESSIONALS



Elvis im Blut: Riley Keough. Seite 40



Ferien in der Sowjetunion: Seite 34



Freiburger Connection: Alain Berset. Seite 38

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Heks: Politik statt Nächstenliebe
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Anuschka Roshani
- 10 Tagebuch Benjamin Bögli
- 11 Bern Bundeshaus
Zeuslers Weltreise
- 12 Pamela Anderson
Sie schwamm auf Tränen ins Glück
- 14 Weisheit des Herzens
- 15 Personenkontrolle
- 15 Inside Washington «Laptop from Hell»
- 16 Mörgeli
Anstandsdame beim «Kassensturz»
- 16 Befehl zum Gendern
Aufstand am Kantonsspital Winterthur
- 17 Peter Bodenmann Milch ohne Kuh
- 18 Links wie nie Thierry Burkart
führt die FDP in neue Gefilde
- 20 Trump ist der Richtige
Letzte Hoffnung gegen die Kriegstreiberei
- 21 Lichtblick Lob des Neinsagens
- 22 Zum Tango gehören zwei Angela Merkels
und Friedrich Merz' seltsamer Paartanz
- 23 News Abgewiesen, aber nicht ausgeschafft
- 24 Tschernobyls exklusive Streuner
Begehrte Hunde aus der Sperrzone
- 25 Kurt W. Zimmermann
Neues Schimpfwort: Beidseitentum
- 26 Allen Mendenhall
Wokeness macht die Welt arm
- 28 Schweizer Radio und Fernsehen
Nachrichten aus der Parallelwelt

- 29 Herodot
- 30 Michèle Binswanger
Die Profi-Journalistin und das Profi-Opfer
- 33 Brexit Grossbritannien löst sich
endlich vom maroden Europa
- 34 Russlands Geist Plakatausstellung in Berlin
- 36 Das Schweigen der Männer
Tamedia und der Fall Canonica
- 37 Anabel Schunke Containerdorf im Dorf
- 38 Ballade einer Grossmacht Freiburgs
goldene Generation um Berset sagt adieu
- 40 Elvis lebt Enkelin Riley Keough
- 41 Thilo Sarrazin Weg zum Frieden
- 42 Der Biden-Clan und die Ukraine
Neue Enthüllungen zu Ukraine-Deals
- 44 Schöne Neue Welt
Willkommen in Fantasialand
- 45 Nachruf Donald Marc Conrad Hess
- 46 Laurens Buijs Er ist zu wissenschaftlich
für die Uni Amsterdam
- 47 Tamara Wernli
Männer, Augen zu im Gym!
- 48 Hollywood in Kiew Ex-Schauspieler
Selenskyj brilliert als Kriegspremier
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Pervez Muscharraf,
Salomon «Sally» Perel
- 52 Beat Gygi
Bundeslöhne nagen am Föderalismus

UNTERNEHMEN: DIE ROLEX-SAGA

- 53 Der Mann, der die Rolex erfand
Marketing-Genie und Uhrenpionier
Hans Wilsdorf

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Die Schlafwandler Herbert Kremp
über die Anfänge des Zweiten Weltkriegs
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Grossmeister der Melodien
Paul McCartney und der Zauber der Beatles
- 68 Fernsehen «Sarah Kahr»
- 68 Film «White Noise»
- 69 Alben für die Ewigkeit
John Mayall & The Bluesbreakers
- 70 Serie «Fauda»
- 70 Kunst Joan Miró
- 71 Jazz Jazz at Berlin Philharmonic XIII

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Steinzeit
- 74 Häuser
- 76 Essen und Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Bei den Leuten «Snow Polo»-Weltcup
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Auf ein Mineralwasser mit ...
Christina Ragettli
- 82 Das indiskrete Interview
Monique, Schlagersängerin



Bilder: AdobeStock © mRGB (2x) und Aliaksandr



VIP-Spezialreise «Echtes Kalabrien» Italiens Traumsüden

Wer sich nach dem ursprünglichen Italien sehnt, der findet sein Glück in Kalabrien. Ganz im Süden des Festlandes, sozusagen an der Stiefelspitze, erleben wir auf unserer 8-tägigen Exkursion alles, was die Region an Dolce Vita zu bieten hat: malerische Orte, romantische Strände, faszinierende Landschaften und eine unverfälschte Küche.

Wir starten in Tropea, der Perle Kalabriens. Das mittelalterliche Städtchen liegt hoch über dem Tyrrhenischen Meer auf einem Felsen. Hier werden wir im 4-Sterne-Hotel «Tropis» mit einem Cocktail empfangen und lassen den Tag beim gemeinsamen Abendessen ausklingen.

Tags darauf erkunden wir das auf einem Felsvorsprung gelegene Capo Vaticano und geniessen den grandiosen Ausblick bis zu den Liparischen Inseln. Nach einer Verkostung lokaler Spezialitäten kehren wir zurück nach Tropea und besichtigen die Altstadt und die Kathedrale.

Der Charme des Bergdorfes Serra San Bruno am Fusse des Monte Pecoraro verzaubert uns als Nächstes. Nach dem Besuch der legendären Höhlenkirche Chiesetta di Piedigrotta schlendern wir gemütlich durch die Gassen von Pizzo, wo die weltberühmte Dessert-Spezialität Tartufo erfunden wurde.

In Reggio Calabria an der Strasse von Medina besuchen wir am vierten Tag das National-

museum mit seinen archäologischen Schätzen. Der Ausblick auf den Vulkan Ätna beeindruckt uns auf der Weiterfahrt ins Fischerstädtchen Scilla, wo wir in einer typischen Trattoria zu Mittag essen.

Wer mit dem Schiff entlang der Costa degli Dei «Küste der Götter» bis zum Capo Vaticano fahren möchte, hat am fünften Tag Gelegenheit dazu, abgerundet von einer Weinprobe mit begleitender Degustation kalabresischer Antipasti auf einem Gut.

Auf dem Weg zum Fossiat-Nationalpark lassen wir uns am sechsten Tag von der Landschaft und der atemberaubenden Bergwelt des Sila-Massivs beeindrucken. Der frühgotische Dom von Cosenza ist ein weiterer Höhepunkt. Der vorletzte Tag steht in Tropea für eigene Unternehmungen zur freien Verfügung, bevor wir uns am achten Tag auf die Rückreise begeben.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Echtes Kalabrien»

Reisetermin:
15. bis 22. Mai 2023

Leistungen:

- Swiss-Direktflug Zürich–Lamezia Terme–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 7 Übernachtungen mit Halbpension im 4-Sterne-Hotel «Tropis» in Tropea
- Begrüssungscocktail
- Verkostung lokaler Spezialitäten (2. Tag)
- 2 Mittagessen (3. und 4. Tag)
- Ausflug «Capo Vaticano und Tropea»
- Ausflug «Serra San Bruno und Pizzo»
- Ausflug «Reggio Calabria und Scilla»
- Ausflug «Sila-Gebirge und Bauten von Cosenza»
- Deutsch sprechende Reiseleitung

Zusätzlich buchbar:

Schiff-Ausflug «Küste der Götter» inkl. Weinprobe mit Antipasti: Fr. 95.–

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1780.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2080.–
DZ zur Alleinbenutzung: plus Fr. 250.–
Zimmer mit Meerblick: plus Fr. 250.–
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Politik statt Nächstenliebe

Das hochsubventionierte Hilfswerk der reformierten Kirche attackiert den Baustoffkonzern Holcim. Private Spenden und staatliche Zuwendungen landen in der Klimawandel-Klageindustrie.

Marcel Odermatt

Die Kampagne wirkt professionell und teuer. Auf einer eigens lancierten Website – «Call for Climate Justice» (Aufruf für Klimagerechtigkeit) – erklären vier Indonesier, sie fühlten sich vom steigenden Meeresspiegel bedroht. Sie fordern dafür eine Entschädigung und haben am 30. Januar beim Zuger Kantonsgericht eine Klage gegen den Schweizer Baustoffkonzern Holcim eingereicht. Dieser sei für die angebliche Misere in Indonesien mitverantwortlich («Sie, Holcim, haben viel zum Klimawandel beigetragen»).

Einnahmen von 100 Millionen pro Jahr

Wer die Aktion als PR-Stunt der Klimawandel-Klageindustrie abtut, greift zu kurz. Als federführender Akteur entpuppt sich das Hilfswerk der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (Heks). «Call for Climate Justice» bekommt so eine staatspolitische Dimension, denn das Heks wird grosszügig mit Steuergeldern alimentiert. Die Erträge der NGO beliefen sich allein 2021 auf fast 100 Millionen Franken, wovon mehr als ein Fünftel aus den Kassen von Bund, Kantonen und Gemeinden stammt. Weitere 11 Prozent der

Einnahmen kamen von Kantonalkirchen und Kirchgemeinden.

Das Heks gehört damit zu den finanzkräftigsten Hilfswerken der Schweiz. Gegründet 1946 als Gegenpol zur katholischen Caritas, wurde es 2021 mit der kirchlichen Schwesterorganisation «Brot für alle» fusioniert. Der Präsident des Stiftungsrats ist Walter Schmid, der zuvor jahrelang der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe vorstand. Zu den bekannten Mitgliedern im zwölfköpfigen Heks-Führungsgremium zählen ferner die frühere Genfer Staatsrätin Michèle Künzler (Grüne) und der Zürcher Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist.

Ein renommiertes, staatlich unterstütztes Hilfswerk, das via Kirche von Unternehmenssteuern profitiert, stellt ein Unternehmen an den Pranger, das hierzulande 1200 Angestellte beschäftigt. Wie kann das sein? Auf Anfrage erklärt Lorenz Kummer vom Heks: «Es werden keine Mittel der öffentlichen Hand für diese Kampagne verwendet. «Call for Climate Justice» wird aus zweckgebundenen und freien Spenden finanziert.»

Das ist die idealistische Wahrheit. Die realistische Perspektive offenbart schwindelerregende Abgrenzungsproblematiken. Nur ein Beispiel: Das Heks kann sich dank üppigen Subventionen eine teure Öffentlichkeitsarbeit leisten, von der auch Initiativen wie «Call for Climate Justice» profitieren. Welchen Geldwert hat es, wenn das Heks mit seinem vom Steuerzahler polierten Namen für eine Sache wie «Call for Climate Justice» wirbt und dafür sein ganzes, von der öffentlichen Hand gutgeöltes Netzwerk einsetzt?

Auch die inhaltliche Kritik irritiert. «Seit 1950 hat Holcim über sieben Milliarden Tonnen Kohlendioxid und somit 0,42 Prozent aller weltweiten industriellen CO₂-Emissionen ausgestossen», schreibt «Call for Climate Justice». Tatsächlich hat das Unternehmen einfach das geliefert, was seine Kunden nachfragten, darunter Regierungen auf der ganzen Welt, die Strassen, Brücken, Tunnel und Staudämme mit dem Beton von Holcim bauten. Wenn schon, wären sie verantwortlich für die angeblich

klimaschädlichen Folgen ihrer Infrastrukturpolitik.

Der Feldzug des hochsubventionierten Heks gegen Holcim wirft ein Schlaglicht auf einen Missstand, der bereits rund um die Konzernverantwortungsinitiative viele Fragen aufwarf. 130 NGOs – von Frauen-, Menschenrechts- und Umweltorganisationen bis zu kirchlichen Gruppen – wollten damals international tätige Unternehmen einer stärkeren Haftbarkeit unterwerfen, scheiterten damit aber in der Volksabstimmung vom Herbst 2020 am Ständemehr. FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann verlangte nach dem finanziell aufwendigen Abstimmungskampf der Hilfswerke,

Christoph Mäder, Präsident von Economiesuisse, hält das Vorgehen des Heks für inakzeptabel.

dass die staatliche Unterstützung dieser NGOs überprüft werde. FDP-Ständerat Ruedi Noser stellte die Steuerbefreiung solcher politisch tätiger Organisationen in Frage. Der Bundesrat wiegelte die parlamentarischen Vorstösse mit Allgemeinplätzen ab.

Hält Schweizer Justizsystem stand?

Christoph Mäder, Präsident des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse und Sohn eines reformierten Pfarrers, hält das Vorgehen des Heks für inakzeptabel: «Die Landeskirche, bei der es sich um eine öffentlich-rechtliche Körperschaft handelt, die Steuern von ihren Mitgliedern einzieht, sollte sich überlegen, wie weit sie diesen politischen Aktivismus noch unterstützen will.»

Die Klage gegen Holcim sei ein grundsätzliches Risiko für die Schweiz: «Die Aktivisten von Heks machen unter Umständen den Weg frei, um peu à peu das Haftungsrecht auszuhelben und den Weg freizuschaukeln für eine Klageindustrie wie in den USA.» Allerdings, so Mäder, sei er zuversichtlich, dass das Schweizer Justizsystem diesem Angriff standhalten werde.



Liebe Anuschka Roshani

Eine scharfe Bombe, die Sie da im *Spiegel* gegen Ihren früheren Chef Finn Canonica und das Haus Tamedia abgefeuert haben. Ganze vier Seiten (!) für die Aufdeckung des seltsamen Verhaltens des Chefs der *Tages-Anzeiger-Beilage Magazin*, den bisher ausser Haus niemand so richtig wahrgenommen hat.

Ich mag die unqualifizierten verbalen Ergüsse, die Sie diesem Typen vorwerfen, hier nicht wiederholen, muss aber gestehen, dass ich zunächst dachte, das sei die verspätete Rache einer ungeliebten Mitarbeiterin an ihrem etwas schrägen Vorgesetzten.

Ich konnte schlicht nicht glauben, dass ausgerechnet der Chef des *Magazins*, dieses Zentralorgans des Wokismus, das in der Schweiz so etwas wie die Klagemauer für alle beleidigten Minderheiten, alle Gender-Bewegten, alle Unterdrückten ist, ein sexistischer Kotzbrocken sein soll. Aber laut Zeugenaussagen von andern Mitarbeitern war er im Haus seit Jahren bekannt



Wo blieb die Abteilung Human Resources?: Journalistin Roshani.

für seine verbalen Entgleisungen. Ein kleiner Metoo-Skandal also (allerdings ohne sexuelle Handlungen), ausgerechnet im Zentrum eines Hauses, dessen Produkte sich immer wieder mit erhobenem Moralfinger über andere hergemacht haben, vorwiegend über Exponenten von Konkurrenzverlagen notabene.

Man könnte nun in Schadenfreude ausbrechen, wenn nicht die Frage bliebe, wo denn in all den Jahren, in denen Sie gelitten haben, die lieben Kollegen geblieben sind, all diese Velo fahrenden, Kinder hütenden, feministischen Softies? Und wo blieb die Abteilung Human Resources, an die Sie sich offenbar erfolglos wandten?

Warum ist der Verleger Pietro Supino, der den Mann persönlich sehr gut kennt, nicht früher eingeschritten?

Das Haus Tamedia hat heute ein echtes Reputationsproblem, international. Und sicher ist: Wenn das *Tagi-Magi* wieder mal eine weinerliche Geschichte zur Verteidigung des Wokismus publiziert, wie vor ein paar Wochen, werden sogar die Hühner lachen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

Das Schweigen der Männer: Seite 36

BARTAK



TAGEBUCH

Benjamin Bögli



Über Kalifornien brütet die Sonne etwas weniger stark als auch schon, dafür scheint die Huhn-Ei-Frage ein für alle Mal geklärt. Seit ein paar Wochen herrscht im bevölkerungsreichsten Staat Amerikas *egg shortage*. Eiermangel im Schlaraffenland! Betritt man nachmittags um halb zwei in Los Angeles etwa eine Trader-Joe's-Filiale, kann es gut sein, dass das entsprechende Kühlregal mit einem Schildchen versehen ist, auf dem «No Eggs Today» steht, oder dass das Lebensmittel jetzt viel teurer ist. Ein Dutzend grosse Eier kosten bis zu \$ 7,37; letztes Jahr bezahlte man zur selben Zeit für die gleiche Anzahl \$ 2,35. Einen Preisaufschlag von fünf Dollar kann sich nicht jedermann leisten.

Trader Joe's ist eine Alternative zum Biogiganten Whole Foods Market. Manch eine Kalifornierin zieht es zum Einkauf dorthin, weil Joe's ein klein wenig günstiger ist als Whole Foods, ebenfalls reichlich Bio-Produkte im Angebot hat und das Personal sich in coole Hawaiihemden kleidet. Beide Grossverteiler haben rund 500 Ableger. Whole Foods gehört seit 2017 zu Jeff Bezos' Amazon-Universum, Trader Joe's ist schon lange im Besitz der deutschen Markus-Stiftung. Dort ist Aldi-Nord-Miteigentümer Theo Albrecht junior der Chef.

Zurück zu den Eiern. Der Ursprung der Knappheit ist ein tragischer. Die USA erleben im Moment den tödlichsten Ausbruch der Vogelgrippe in der Geschichte. Während der letzten Wochen kostete die *avian flue* über fünfzig Millionen Hühnern das Leben; entweder sie starben an der Krankheit oder sie mussten getötet werden, um eine weitere Ausbreitung zu verhindern. In

Kalifornien sind die Auswirkungen besonders stark zu spüren, weil es hier verboten ist, Eier von Hennen aus Käfighaltung zu verkaufen – auch nicht aus anderen Staaten.

«Das haben wir nun von der direkten Demokratie!», kommentierte eine Nachrichtensprecherin im Fernsehen die Lage. In der Tat stimmten die Kalifornier in den letzten fünfzehn Jahren in zwei Tranchen über ein neues Tierhaltungsgesetz ab. 2008 nahmen 63 Prozent die «Proposition 2» an, die mehr Platz für das Federvieh verlangte. 2018 dann kam das Verbot der Käfighaltung («Proposition 12») mit einer ähnlichen Mehrheit

Bis der Staat Kalifornien Eier-autark ist, könnte es noch Jahre, wenn nicht Jahrzehnte dauern.

durch. Das Gesetz trat letztes Jahr in Kraft. Die Freilandhaltung reicht im Golden State, wie man jetzt aber sieht, bei weitem nicht aus, um die Nachfrage der fast vierzig Millionen Einwohner zu decken.

Ethikprofessor Jeff Sebo von der 4500 Kilometer entfernten New York University ist schon fast glücklich über die Krise an der Westküste: Eine Abkehr vom Konsum tierischer Produkte sei ohnehin längst fällig, die Eierknappheit in Kalifornien bringe die Menschen nun endlich auf den richtigen Pfad, lautet der Tenor seines Gastkommentars, den die *Los Angeles Times* druckte. In der ländlicheren *Valley Voice* klingt es ein bisschen anders. Wie immer, wenn etwas knapp und dadurch teurer wird, leide die ärmere Bevölkerungsschicht am meisten. Derzeit treffe es sie besonders

hart, weil das Ei eine preiswerte Proteinquelle war.

In derselben Zeitung kommt auch der Bauer John Lewis Jr. aus Bakersfield zu Wort. Er musste seine Hühnerfarm nach fünfzig Jahren schliessen. Nicht wegen kranken Hühnern, wie er sagt, sondern weil ihn das neue Gesetz dazu zwang: Die Umrüstung auf Freilaufhaltung hätte ihn rund fünf Millionen Dollar gekostet, die er nicht hatte.

Die Vogelgrippe zeigt den Kaliforniern deutlich, wie stark sie seit letztem Jahr von Eierlieferungen aus anderen Bundesstaaten abhängig sind. Werden dort die Ressourcen knapp, fehlt ihnen ein Grundnahrungsmittel. Keine Hühner, keine Eier. Und nicht umgekehrt. Die Branche rechnet damit, dass die Baisse noch bis in den Sommer andauern wird. Und bis der Staat Kalifornien Eier-autark sei, könne es noch Jahre, wenn nicht Jahrzehnte dauern.

In West Hollywood, im schicken Café an der Sunset Plaza, das den ganzen Tag über auch Frühstück anbietet, kriegt man um halb zwei selbstverständlich weiterhin ohne Federlesens zwei vorzügliche Eggs Benedict serviert. Schliesslich befindet man sich in Amerika. Die Menschen hier, aber auch in weniger noblen Gegenden, nehmen die prekäre Eierlage überhaupt erstaunlich gelassen. Hauptthema, vom Bankangestellten über den Gärtner bis zur Immobilienmaklerin, ist vielmehr das Klima: Seit Wochen sei es in und um Los Angeles ungewöhnlich kühl. In Südkalifornien heisst das: Die Temperaturen bleiben meistens unter zwanzig Grad.

Zeuslers Weltreise

Fabian Molinas Parlamentarier-Trip nach Taiwan ist eine gefährliche Provokation. Sie schadet den Interessen der Schweiz.

Handelspartner ärgern, PR in eigener Sache betreiben, CO₂ ausstossen: Als Anfang Jahr die geplante Reise von Schweizer Parlamentariern nach Taiwan bekannt wurde, bestätigte durch den Co-Präsidenten der parlamentarischen Freundschaftsgruppe Schweiz–Taiwan, den Zürcher SP-Nationalrat Fabian Molina, hagelte es Kritik, weil die Lage zwischen China und Taiwan gerade wieder sehr angespannt war. Der Aargauer SVP-Nationalrat Andreas Glarner, der wirtschaftliche Beziehungen zu diesem Inselstaat pflegt, fand die treffenden Worte. «Wenn die Welt in Flammen steht, sollte man nicht mit einem Benzinkanister herumlaufen», sagte er gegenüber der *NZZ am Sonntag*.

Geostrategen warnen schon lange, dass der seit Jahrzehnten schwelende Konflikt zwischen China und der Republik China (Taiwan) eskalieren könnte. China sieht diesen Staat als abtrünnige Provinz an, die mit dem Festland vereinigt werden muss – notfalls mit militärischer Gewalt. Und der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine hat zuletzt Befürchtungen aufkommen lassen, Peking könnte im Umgang mit Taiwan auf ein ähnliches Vorgehen setzen.

Vorbild Nancy Pelosi

Die amerikanische Politikerin Nancy Pelosi goss mit einem Besuch in Taiwan im vergangenen Jahr zusätzlich Öl ins Feuer. Die Chinesen fühlten sich provoziert und reagierten darauf mit grossen militärischen Manövern in der Region. Aber die grosse mediale Aufmerksamkeit, die der US-Demokratin dabei zuteil wurde, hat wohl den nach Öffentlichkeit gierenden SP-Politiker Fabian Molina und seine Mitstreiter dazu animiert, den gleichen PR-Coup zu wiederholen.

Und so brach am letzten Wochenende eine Delegation mit den Parlamentariern Fabian Molina, Léonore Porchet (Grüne), Nicolas Walder (Grüne) sowie Mustafa Atici (SP) und Yves Nidegger (SVP) in Richtung Taipeh auf.

Bereits am Montag twitterte Molina ein Bild des Treffens der Schweizer Delegation mit der Präsidentin Taiwans und ihren Beratern aus Taipeh – es war ein blamables und peinliches

Zeitdokument. In der Mitte stand Molina mit hochgerutschten Hosenbeinen, etwas am Rande die grüne Nationalrätin Porchet mit einem für solche Auftritte eigentlich unmöglichen Outfit und Turnschuhen an den Füßen. Für dieses Bild und die Aufmerksamkeit der Medien flog die Gruppe über 22 000 Kilometer (Hin- und Rückflug). Die fünf Teilnehmer, mehrheitlich Linke und Grüne, verursachten dabei einen CO₂-Ausstoss von insgesamt fast neunzehn Tonnen. Ausgerechnet die Vertreter jener Parteien, die in Bern über Klimakrise und Treibhauseffekt laut jammern, fliegen in der Weltgeschichte herum, nur um die Chinesen zu provozieren, mit denen wir einen regen Handel treiben.

Es sei von enormer Bedeutung, «dass wir weltweit für den Multilateralismus und Demokratie einstehen sowie den Dialog unter den Völkern suchen», lamentiert der Zürcher gegenüber SRF. «Genau das versuchen wir in den nächsten Tagen in Taiwan zu machen. Und auch, um Taiwan bei der friedlichen Beilegung dieses Konflikts mit China die Unterstützung zu versichern.» Wer hat ihn und die anderen Parlamentarier dieser Taiwan-Reisegruppe damit beauftragt, die Unterstützung unseres Landes an-

zubieten, sich in dem Konflikt auf die Seite des Inselstaates zu schlagen und die Neutralitätspolitik der Schweiz dadurch zu beschädigen? Wollen wir es jetzt auch noch mit den Chinesen verscherzen, nachdem wir mit der Übernahme der EU-Sanktionen bereits Russland gegen uns aufbrachten?

Cassis warnte vergeblich

Gegenüber China ist die Situation noch etwas heikler. Die Schweiz verfolgt eine Ein-China-Politik und erkennt deshalb Taiwan nicht als eigenständigen Staat an. Aus diesem Grund

Andreas Glarner: «Wenn die Welt in Flammen steht, sollte man nicht mit einem Benzinkanister herumlaufen.»

besteht auch keine Basis für politische Beziehungen auf Regierungsebene. Unter dem Eindruck des Ukraine-Konfliktes, in dem die Landesregierung mit der Übernahme der EU-Sanktionen gegen Kremlherrscher Wladimir Putin ihre Neutralitätspolitik aufweichte, machen jetzt Parlamentarier Druck, dass die Schweiz engere Bande zu Taiwan knüpfe.

So nahm vor einem Jahr der Nationalrat eine Motion seiner Aussenpolitischen Kommission (APK) an, welche die Vertiefung der Beziehungen zu diesem Lande verlangte. Aussenminister Ignazio Cassis warnte vergeblich vor einem solchen Schritt und wies darauf hin, dass der wirtschaftliche Austausch auch ohne Intensivierung dieser Beziehungen bestens funktioniere. Eine Formalisierung der bilateralen Wirtschaftsbeziehungen darüber hinaus wäre mit Risiken, gar mit Friktionen verbunden.

Im Klartext: Eine solche Übung könnte zu Querelen mit China führen. Trotzdem legten linksgrüne Vertreter der APK wie Molina und Walder von den Grünen nach. Sie forderten in einer weiteren Motion 2022 auch eine regelmässige Zusammenarbeit zwischen dem Nationalrat und dem taiwanesischen Parlament – und spielen dabei mit dem Feuer.



«Dialog unter Völkern»: Nationalrat Molina, Präsidentin Tsai Ing-wen, 6. Februar.

Sie schwamm auf Tränen ins Glück

1990 nahm Pamela Anderson ihr kleines Leben und zog nach Los Angeles, wo sie zur begehrtesten Frau des ausgehenden Jahrhunderts wurde. Zu sich selbst fand sie erst, als sie sich ihrer Vergänglichkeit bewusst wurde.

Michael Bahnerth

Vielleicht scheint es ein wenig weit hergeholt, dann wieder auch nicht; dass Pamela Anderson die kleine Schwester von Marilyn Monroe sein könnte. Beide waren sie zu ihrer Zeit die begehrtesten Blondinen der Welt, waren Pin-up-Girls, universelles Sexgut und oft intelligenter als all jene, die sich über sie lustig machten. Beide waren begehrteste Ware, um nicht zu sagen, Fleisch, waren Lippen, Busen und Hintern, Kurven, laszive Blicke, Sehnsuchtsorte unbefriedigter Männer. Beide hatten kein Glück mit dem Glück, das manchmal kaum länger dauerte als einer ihrer Augenaufschläge.

Marilyn verzweifelte daran. Pamela arrangierte sich damit. Es gibt wohl vier wesentliche Unterschiede im gemeinsamen Sein als blonde Königinnen; Marilyn war eine Tragödie, Pamela ein Drama. Marilyn war eine Göttin, Pamela nur fast. Marilyn ertrank in ihren Tränen, Pamela schwamm auf ihnen. Marylins Busen war echt, Pamelas nicht.

Sexbombe will Schauspielerin werden

Marilyn brachte sich um mit 36 Jahren, Pamela mit 55 Jahren unlängst ein Buch heraus und eine Dokumentation, «Pamela: A Love Story» heisst sie. Es sind ihre Memoiren, es sind Erlösungserzählungen, so halb schonungslose Akte der Rückeroberung ihrer Geschichte, die stets von andern gesponnen und erzählt wurde. Es ist die Stimme einer Frau, die oft ihre eigene Melodie nicht singen konnte, die sie suchte in Männern, in Drogen, im Sexus, im Scheinwerferlicht, in glitzernden Kleidern, in Welten, für die die Erde nicht gemacht ist, und in Brustimplantaten.

Bevor sie, spät in ihrem Leben, zum Gesicht wurde, war sie Busen. «Mein Busen», sagte sie einst, als der Rest des Körpers und die Seele begannen, nicht mehr mit ihm mithalten zu können, und mit einer Mischung aus Ironie, Wahrheit, Trauer und Naivität, «hatte eine fabelhafte Karriere – ich bin immer einfach nur mitgetrottet.»

Ihr Busen wurde ihr Leben, als sie 21 und wie eine saftige Blume am Ende der Welt war. Sie

lebte immer noch in Ladysmith am Meer auf Vancouver Island, einem kleinen Ort, der zu gross war für ein Dorf und zu klein für eine Stadt. Der Himmel dort über dem Ozean war viel grösser als jener ihrer Kindheit. Ihr Vater war ein Spieler, ein Rennfahrer und ein Trinker, der ausser Kontrolle geriet. Ihre Mutter verdrängte viel zu lange, ihre Babysitterin hatte sie misshandelt, und als sie zwölf war, wurde sie von einem 25-Jährigen vergewaltigt.

Sie gab sich selbst die Schuld, wie viele junge Mädchen, und sie lernte, dass Glück etwas ist, das weiter weg ist als der Horizont. Später, nachdem ihr Vater ihre Mutter erneut verprügelt hatte, zogen die beiden ins Nachbardorf. Pamela, ein braunhaariges Mädchen damals, das ihren Körper nicht mochte, fing an zu schreiben, Tagebücher, gegen das Vergessen, wie sie sagt, und weil Worte ihr halfen, die Welt hinter sich zu lassen. Sie fand in ihnen, was die Welt ihr vorenthielt; Trost. Nie würde sie, so wie ihre Mutter nie von ihrem Vater loskam, Ladysmith hinter sich lassen, nicht in Los Angeles, nicht in Malibu, nicht in New York. Immer wieder kehrte sie dorthin zurück, wo sie innerlich immer geblieben war, wo sie trotz allem den Hort ihrer brüchigen Geborgenheit ausmachte.

Sie war achtzehn Jahre alt, als sie Ladysmith verliess und nach Vancouver ging, um das Leben in ihre Hände zu nehmen, sie traf einen Typen, in den sie sich verliebte und der sie betrog. Eines Abends ging sie zu einem Football-Spiel, trug ein enganliegendes T-Shirt einer Brauerei, kam gross über die Stadionleinwand,

immer wieder, es war ihre zweite Geburt. Die Brauerei zapfte sie sogleich an. Ein paar Wochen später meldete sich der *Playboy*. Sie sagte nein, ein paar Mal, dann sagte sie ja, überrascht, dass jemand sie begehrtest findet. Sie hoffte, mit den Fotos könne sie ihren Sex zurückerobern, die Macht darüber.

Hugh Hefner sagte: «Baby, du brauchst grössere Titten.» Pamela dachte: Okay, wenn's was bringt, und liess sich Implantate einsetzen. Vierzehn Mal war sie Cover-Girl des *Playboys*, so oft wie keine andere. Sie nahm damals 1990 ihr

Marilyn Monroe brachte sich mit 36 Jahren um, Anderson bringt mit 55 Jahren ein Buch heraus.

kleines Leben und zog nach hinter dem Horizont, nach Los Angeles, und liess sich grosse Brüste machen, lebte als Sexbombe und wollte Schauspielerin werden.

Sie wurde C.J. Parker, rannte im roten Badekleid über den Strand und in die Männerherzen. Amerika hatte wieder eine Blondine, ein «All-American Girl» mit strahlend weissen Zähnen, kosmischen Brüsten und galaktischem Hintern und prallen Lippen und Augen, die auch in der Dunkelheit und der Düsternis von Männerfantasien noch leuchten und sich nur vor Wollust und nichts anderem verschliessen würden. Sie war, als «Baywatch» wie eine unbrechbare Welle über die Welt kam, der Traum jeden Mannes, der in seinem kleinen Hafen des Seins be- und verkümmert vom grenzenlosen Ozean träumt.

Ihr ganzes Leben ist auf Band

So wurde sie zu einer der begehrtesten Frauen der Welt. Die Schwierigkeit mit ihr und der Welt war, dass sie sich für eine Schauspielerin hielt, die Welt sie aber für ein Sexsymbol, und auf dem Fluss ihres Lebens hatte sie ganz lange nicht jene Strömung gefunden, die sie zu sich selbst hintreiben würde. Erst als sie wurde wie eine Blume, die sich gegen das Verwelken nicht mehr wehren kann und sich der Vergänglichkeit hin-





Entdeckung ihres Gesichts: Überlebenskünstlerin Anderson.

gibt, erst als sie sagte, sie würde sich nicht mehr schminken, als sie ihre Brustimplantate rausnahm oder durch kleinere ersetzte, ganz klar ist das nicht, erst dann sickerte sie ein wenig in und zu sich selbst. Der ehemalige ausgeweitete Schwerpunkt ihres Seins rückte mit einer gewissen Zurückhaltung nach oben und schlich sich ins Gesicht, aber für sie war das wohl eine grosse Sache, ein neuer Horizont; die Brüste aufzugeben und das Gesicht zu entdecken und es zur neuen Brust werden zu lassen.

Sie trägt weisse Kleider, läuft mit ihren Hunden an den Stränden von Vancouver Island umher, sagt, es sei halt nicht Kalifornien, und schiebt eine VHS-Videokassette nach der nächsten in einen Videoplayer. Ihr ganzes Leben ist

auf Band; das Lachen einer jungen Frau, die an einem Strand in Malibu ihr Geld verdient, die in Florida den kalifornischen Traum vom ewiggelücklichen Sein unter blauem Himmel lebt und noch nicht weiss, dass dieser Traum auf Sand gebaut ist und nur für wenige ein Happy End bereithält. Sie verdiente gut, kaufte ihren Eltern, die nach der Prügel-Harmoniephase hatten, ein Haus, verliebte sich in einen Schauspielkollegen und zeigte sich regelmässig nackt im *Playboy*. Sie hatte alles ausser ganz grossen Gefühlen. Manchmal beschlich sie das Gefühl, dass nur ihre Mutter sie liebte und die Kamera.

Dann kam der Schlagzeuger von Mötley Crüe, Tommy Lee, ein hemmungsloser Rockstar. Sie

tranken Shots in einer Bar, und Tommy tat, was er immer tat, wenn er jemanden mochte; er leckte ihm die Backen ab. Sie mochte es. Tags darauf flog sie nach Cancún, Tommy folgte ihr, vier Tage lang tranken sie Champagner, nahmen Ecstasy, schlürften sich selbst und schwammen ineinander. Danach heirateten sie, Pam im Bikini, Tommy in Schlabber-Shorts. Pamela hatte dieses grosse Gefühl, das sie immer gesucht und noch nie gefunden hatte, die Welt ein neues Paar, das gut war für Skandale und Schlagzeilen. Ihre Liebe hatte zwei grosse Jahre, bevor sie an sich selbst verbrannte, brachte eine Fehlgeburt und zwei Söhne hervor.

Die dritte Geburt

Sie hielten ihr Glück exzessiv fest, auf Videobändern, sie filmten alles, auch ihren Sex. Das Sex-Tape wurde gestohlen, kam zuerst in die Hände von *Penthouse*-Gründer Bob Guccione, der fünf Millionen Dollar für die Veröffentlichung bot, die beiden lehnten ab, wollten das Band zurück, es sei Privatsache, sie hätten Kinder, die das nicht sehen sollten. Es ist nicht ganz klar, wie das Band ins damals noch neue World Wide Web kam, es war das erste Video, das viral ging, und mit jedem Klick erhielt die Liebe einen Schlag. Tommy und Pam prozessierten, vergebens.

Pam war fortan ein Stück schutzloses Fleisch, Tommy drehte, wie Pamela das nannte, komplett durch. Tommy wollte seine Frau zurück, nur für sich, er war zu schwach für den Fleischwolf, durch den er gedreht wurde, Kind, Haus, Hund, es war nicht mehr sein Leben, er wurde paranoid und gewalttätig, verprügelte einen «Baywatch»-Schauspieler, weil er in der Serie C.J. Parker einen Filmkuss geben musste. Er ging nach einer Streiterei auf Pam los, als sie ihren Sohn auf dem Arm hatte. Pam liess Tommy los, Tommy kam für ein halbes Jahr ins Gefängnis. Das Glück war vorbei.

Pam tingelte fortan durch die «Promi-Big-Brother»- und «Let's Dance»-Shows der Welt, widmete ihre Brüste dem Umweltschutz, heiratete nochmals einen Rockstar, aber da war keine Ekstase, es habe sich nicht wie Liebe angefühlt. Nie mehr würde es sich nach Liebe anfühlen.

Sie kehrte zurück nach Vancouver Island, viel zu früh, sagt sie, in ein kleines Leben, das sie immer in weisse Kleider packt, sie gab in Chicago ihr Broadway-Debüt, ein Stück, in dem sie ihren Liebhaber erschiess und danach versucht, als berühmte Kriminelle ein Star zu werden. Sie bekam dafür Standing Ovationen, es war ihre dritte Geburt.

Am Ende sitzt sie am Wasser, der Blick hängt mal am Boden, dann am Horizont, sitzt da mit ihren tausend Unvollkommenheiten und einer Million Fehlwahrnehmungen. Sie sei allein, die Kinder erwachsen, sie sollte sesshaft werden, aber da sei niemand, aber sie sollte es versuchen, trotzdem. Dann schüttelt sie den Kopf und sagt: vielleicht nächste Woche.

Flughöhe der letzten Generation

Klima retten ist Schwerstarbeit, vielleicht scheitern deshalb alle daran.



Brüder und Schwestern im Kampfe gegen den Weltuntergang.

Sie sind die selbsternannte letzte Generation, und sie leisten entschlossen, wie sie sagen, gewaltfreien Widerstand gegen den fossilen Wahnsinn unserer Gegenwart. Sie seien der Überlebenswille der Gesellschaft, sie kämpften gegen Vernichtung und Weltuntergang. Dafür setzen sie sich auf Strassen und kleben sich gelegentlich daran fest, es ist inzwischen bekannt.

Zwei von ihnen, Deutsche, setzten sich hin auf der sechsspurigen B10 in Stuttgart, es war Sommer und Rushhour; ob sie Windeln trugen, um bequemer und länger sitzen zu können, ist nicht bekannt. Luisa und Yannick, beide Anfang zwanzig, trugen Signalwesten und hielten ein Spruchband in ihren Händen: «Öl sparen statt bohren». Sie wurden dann von der Polizei in einen Dienstwagen getragen, und vor ein paar Tagen fand der Prozess gegen die beiden wegen Nötigung statt. Sie kamen nicht, konnten nicht kommen, sie waren weit weg; Ferien auf Bali.

Das ist menschlich völlig verständlich. Klima retten und Weltuntergang verhindern ist Schwerstarbeit, vielleicht scheitern deshalb alle daran. Da muss man ein Transparent machen, sich einen Slogan, eine Botschaft im Internet suchen, eine geeignete Stelle finden, um in den Fluss der fossilen Brennstoffe einzugreifen, man muss hingehen am grossen Tag, Mut haben, sich hinsetzen, sich taub stellen gegen all die Beleidigungen

der Autofahrer. Da ist die Gefahr, überfahren zu werden, dann ist da die Polizei, später die Staatsanwaltschaft; da muss man fast 12 000 Kilometer ins balinesische Paradies fliegen, um sich vom Kampf ums Klima zu erholen. Egal, ob da für zwei Personen knapp acht Tonnen CO₂ ausgestossen werden; das ist der deutsche Jahresverbrauch pro Kopf. Weil alle, das ist ein Grundrecht, auch Klimaschützer, haben ein Anrecht auf Paradies.

Wahrscheinlich haben die beiden gedacht, sie müssten nach Bali, weil es das Paradies dort nicht mehr lange geben könnte; die Strände bald unter Wasser, überall wird Plastik in den Urwald gespült, das Meer tot und so weiter. Mal hingehen, ein bisschen chillen dort, Gleichgesinnte treffen und sich neue Aktionen und Ideologien überlegen, wie man die Welt vor dem Wahnsinn der Gegenwart retten könnte.

Vielleicht haben sie sich auch gesagt, wir müssen nach Bali, weil es da so spirituell noch ist, das bringt uns menschlich und also auch klimatechnisch weiter, weil wir tiefere Einsichten gewinnen und die Schönheit der Schöpfung erleben. Weil wir das verdient haben. Viel mehr als jene, die mit ihren Autos gedankenlos durch die Welt fahren und auch nach Bali gehen. Und das Flugzeug fliegt ja sowieso, also auch ohne uns, und wenn wir noch zwei Plätze belegen, dann ist der Flieger ja besser belegt, fliegt also weniger umsonst,

weil, das wissen wir Klimaschützer, Leerfahrten und Leerflüge sind das Schlimmste für das Klima.

Und wenn wir in Bali sind, Brüder und Schwestern im Kampf gegen den Weltuntergang treffen, unsere Bewegung stärken und uns selbst, wenn wir in Bali dann nur Fussspuren hinterlassen und Erinnerungen mitnehmen, dann helfen wir auch der Insel, weil wir zwei anderen Menschen, die dann möglicherweise unsere Plätze auf dem Flieger gehabt hätten, zwei Klima-Kapitalisten und Weltmörder, vielleicht solche Menschen, ein bisschen älter schon, die durch ihre Ignoranz und Faulheit und Feigheit das Klima erst haben kaputtgehen lassen, die in Bali Plastikbecher benutzt, ein Auto gemietet, Schals und Tücher auf einem Markt gekauft und sich widerlich irgendwie, die balinesische Kultur angeeignet hätten, also, man könnte schon sagen, dass wir im Grunde, so von unserer Ideologie her und unserem Verhalten, überall dort die Welt retten, wo wir gerade sind.

Eine Generation hat eine Halbwertszeit von durchschnittlich 25 Jahren. Das ist tröstlich. Einerseits hat so die letzte Generation noch ein bisschen Zeit, sich mit sich selbst in Einklang zu bringen. Andererseits ist danach eine neue Generation am Zug, sozusagen die erste nach der letzten.

Natürlich nur, wenn die Welt bis dann nicht untergegangen ist.

PERSONENKONTROLLE

Kutter, Walti, Fässler, Lothe, Rühl, Albert II., Leutenegger, Honegger, Timoschenko, Truss, Hofer



Linke Machos: SVP-Politikerin Lothe.

Philipp Kutter, Skifan, stürzte beim Ausüben seines Hobbys in Scuol im Engadin unglücklich auf den Kopf. Dabei zog sich der umgängliche und stets zu Scherzen aufgelegte Zürcher Mitte-Nationalrat den Bruch von zwei Halswirbeln zu und muss sich im Schweizer Paraplegikerzentrum in Nottwil versorgen lassen. Am Dienstag meldete sich der zweifache Familienvater von der Klinik am Sempachersee per Twitter: «Wir packen das.» Das hoffen wir auch und wünschen gute Genesung. (odm)

Beat Walti, Pöstli-Jäger, darf sich freuen. Der Zürcher Nationalrat und Ex-FDP-Fraktionschef soll im Mai zum Präsidenten des Verbandes Immobilien Schweiz gewählt werden. Walti wird den Mitte-Ständerat **Daniel Fässler** (AI) in dieser Funktion ablösen. Dabei trägt Walti auch ohne diesen neuen Job bereits viele Hüte und ist auch einer der grössten Pöstli-Jäger im Rat. Die Seuche von gekauften Politikern ist ein Problem von links bis rechts. (hmo)

Camille Lothe, Angeschossene, scheint bei Linken Macho-Gefühle zu wecken. Die *Wochenzeitung* beschrieb die Stadtzürcher Präsidentin der Volkspartei als «bekannteste SVP-Blondine». Bei **Monika Rühl** tappten die sonst biedern Sozialisten gar in die Sexismusfalle. Zur Direktorin von Economiesuisse notierten sie: «Die dürre Geiss ertrag ich nicht.» Frauenfeindlicher und herablassender geht nicht. Wie eine Realsatire wirkte da, dass das gleiche Blatt in derselben Ausgabe die SVP frontal angriff, weil es die Gruppierung wagt, die Auswüchse der Woke-Ideologie kritisch zu hinterfragen. Doch vielleicht hat die *Woz* recht. Die Debatte müsste früher anfangen. Wie geht man anständig und respektvoll mit Leuten um, die andere Positionen vertreten als man selber? (odm)



Schweizer Freunde: Fürst Albert II.

Albert II., Fürst von Monaco, ist und bleibt Bob-Fan. Der frühere Olympia-Fahrer und IOC-Mitglied seit über zwanzig Jahren war Stargast an der Bob-WM in St. Moritz. Unternehmer **Hausi Leutenegger**: «Mein lieber Freund Albert verzauberte wieder alle. Er ist einfach genial!» Der 64-jährige Fürst sagte zur *Weltwoche*: «Ich liebe die Schweiz und all meine Freunde, die unser Fürstenhaus hier seit Jahrzehnten hat. Und im Bob rase ich heute noch mit sehr viel Spass und Elan hinunter.» (ah)

Arthur Honegger, «10 vor 10»-Moderator, musste nach einem Snowboardunfall ins Spital eingeliefert werden. Der 44-jährige Bündner hat den «Frontside Air»-Sprung versucht, ist aber statt auf den Beinen schliesslich beim Spital-MRI gelandet. Honegger: «Snowboarden macht Spass, aber birgt ganz offensichtlich auch Risiken und Gefahren. Vorsicht also!» (ah)

Julia Timoschenko, Zopfträgerin, sitzt den Krieg in Dubai aus. Die ukrainische Ex-Regierungschefin und Präsidentschaftskandidatin lebt seit Ausbruch der Kämpfe in einer Villa des «Kempinski»-Hotels. Einsam ist sie nicht: Weitere ukrainische Politiker leben im Emirat. (ky.)

Liz Truss, Rekordhalterin, plant ein Comeback. Die Nation sei für sie noch nicht bereit gewesen, schrieb die nur 49 Tage amtierende britische Regierungschefin. Schon früher hatte sie in den USA um Unterstützung geworben. (ky.)

Norbert Hofer, Ex-Kandidat, will männlichen Landsleuten helfen. Der frühere FPÖ-Chef und Bewerber als österreichischer Bundespräsident verkauft demnächst ein «Wohlfühlmittel». Wichtigster Bestandteil: der Rosenwurz. Er hilft traditionell bei Potenzstörungen. (ky.)



INSIDE WASHINGTON

«Laptop from Hell» ist echt!

Die *New York Post* jubelt. Das Anwaltsteam des Präsidentensohnes setzt die Generalstaatsanwältin von Delaware unter Druck, Strafanzeige gegen den Besitzer der Computerwerkstatt in Delaware, John Paul Mac Isaac, und Donald Trumps Wahlkampfberater von 2020 zu erstatten, die angeblich «unrechtmässig» auf Bidens Laptop zugegriffen und dessen Inhalt für politische Zwecke missbraucht hätten. Bidens Anwälte behaupten, dass «Mr. Mac Isaacs vorsätzliches, rücksichtsloses und rechtswidriges Verhalten es ermöglichte, dass Hunderte von Gigabytes an persönlichen Daten von Mr. Biden ohne jegliche Diskretion im Internet zirkulierten».

Moment bitte: «Mr. Bidens persönliche Daten», sagt Bidens Verteidigung? Damit ist klar: Der «Laptop aus der Hölle» gehörte in der Tat Hunter Biden. Während des Wahlkampfs 2020 und Monate danach wurde von ehemaligen US-Geheimdienstlern behauptet, es handle sich bei den Dokumenten um «russische Desinformation». Die Echtheit wurde von Massenmedien ohne irgendwelche Belege in Abrede gestellt.

Gefangen im eigenen Netz, drehen Bidens Anwälte nun durch. Realisierend, dass sie die Echtheit eingestanden haben, behaupten sie jetzt, dass der «angebliche» Laptop gar nicht echt sein könnte. Mit anderen Worten, die Peiniger ihres unglücklichen Mandanten sollten für den Raub einer hypothetischen Bank voller imaginärem Geld ins Gefängnis geworfen werden. Dieser offenkundig absurde Versuch der Schadensbegrenzung hat nur dazu geführt, dass jedes reisserische Detail erneut unter die Lupe genommen wird.

Bislang hat sich Biden geweigert, zu erklären, warum er so ausführliche Aufzeichnungen über seine dubiosen Businessdeals geführt hat und warum ihn niemand gestoppt hat, bevor er seinen Laptop «verlieren» konnte. *Amy Holmes*

Mehr zum Thema: Seite 42

Anstandsdame beim «Kassensturz»

Einst gab es im Schweizer Fernsehen Sprecher wie Paul Spahn oder Léon Huber. Ihr Markenzeichen war eine nahezu perfekte Aussprache ohne Versprecher. Charles Clerc schloss die «Tagesschau» jeweils durch eine kuriose Meldung mit der Ankündigung «Und zum Schluss noch dies ...». Auch Stephan Klapproth mühte sich jeweils mit etwas Originellem ab. Andere SRF-Sprecher gönnen dem Publikum ein «Machen Sie es gut», was nach ewiger Trennung tönt. Und das «Bleiben Sie gesund» aus der viralen Düsternis haben wir hoffentlich hinter uns.

Neue Massstäbe in der Kunst der Verabschiedung setzt jetzt die Sendung «Kassensturz». Genauer: die Moderatorin Bettina Ramseier. Sie macht es nämlich so: «Wir sehen uns in einer Woche wieder. Bleiben Sie anständig, haben Sie's gut und bis dann.» Offenbar hat Frau Ramseier als Korrespondentin in Deutschland im Fach «Anstand» brilliert. Eher aber muss jemand ein erhebliches Anstandsdefizit besitzen, wer bei allen andern Unanständigkeit wittert – ausser bei sich selber.

Was qualifiziert eigentlich den «Kassensturz», sein Publikum zum Anstand anzuhalten? Etwa die unsachgemässe Wiedergabe des Gesetzgebungsverfahrens im Versicherungsrecht, welche die Beschwerdeinstanz rügte? Oder die verletzte Sorgfaltspflicht wegen «SVP-Bashing» kurz vor den Wahlen, die der SRG-Ombudsmann feststellte? Oder der tatsachenwidrige Beitrag über einen «Zahnarzt pfusch»? Auch Beiträge über einen «schikanösen Chef» oder der Einsatz einer versteckten Kamera gegen einen Schönheitschirurgen wurden von der Aufsicht als unanständig verurteilt.

Die Fernsehmacher sollten nicht von sich auf andere schliessen. Denn in der realen Welt gibt es auch anständige Menschen. Doch unseren öffentlich-rechtlichen Pädagogen vor der Kamera genügt es nicht, anständig zu sein. Sie müssen es auch zeigen. Denn anständige Menschen wissen stets, warum alle andern unanständig sind. Empfohlen sei Bettina Ramseier folgende Abmoderation: «Herzlichen Dank, liebe Zwangsgebühren-Zuschauer, für Ihren Anstand, mir einen so unanständig hohen Lohn zu bezahlen.»

Christoph Mörgeli

Befehl zum Gendern

Die Leitung des Kantonsspitals Winterthur verordnet den 3900 Angestellten eine geschlechtergerechte Sprache. Einer Gruppe von Ärzten geht das zu weit.

Marcel Odermatt

Alles so schön bunt hier. Wer den neuen Leitfaden des Kantonsspitals Winterthur «Die KSWler:innen gendern» in die Hand bekommt, fühlt sich an den Song von Nina Hagen über das Fernsehprogramm von 1978 erinnert. Mit vielen Farben, Erklärungen und Beispielen versucht die Geschäftsleitung die 3900 Angestellten des Krankenhauses für eine geschlechtergerechte Sprache zu gewinnen. Wem trotzdem nicht alles klar ist, der wird mit einem «Hast du Fragen zum Gendern?» aufgefordert, sich zu melden.

Der Ratgeber kennt kein Pardon. Künftig heissen die jährlich rund 250 000 Patienten im Singular «ein:e Patient:in» und im Plural «die Patient:innen». Immerhin eine kleine Einschränkung macht die Direktion: «Steht ein Adjektiv zwischen Artikel und Substantiv, wird der Lesefluss meist sehr stark gestört.» Deshalb solle statt «ein:e junge:r Patient:in» besser die Formulierung «eine junge Patientin / ein junger Patient» verwendet werden.

Ärzte gegen «Newspeak»

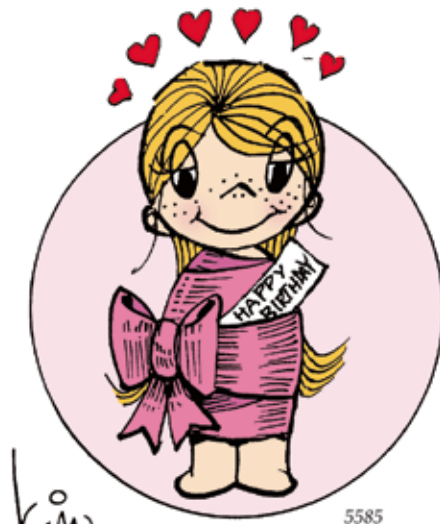
Das eigenmächtige Vorgehen sorgte für Ärger. Eine Gruppe von sieben Ärzten intervenierte bei der Spitalführung. «Weder handelt es sich um korrektes Deutsch, noch wird diese Schreibweise von staatlicher Seite verwendet oder empfohlen», heisst es im Schreiben. Und weiter: «Wir haben nichts gegen eine natürliche Sprachentwicklung einzuwenden und geben selbst acht, eine wertschätzende und diskriminierungsfreie Ausdrucksweise zu verwenden.» Was hier aber geschehe, sei der Versuch, in einem Abhängigkeitsverhältnis stehenden Angestellten einen aktivistischen «Newspeak» zu oktroyieren. «Dass dies von der Mehrheit der Geschäftsleitung offenbar gutgeheissen wird, irritiert.»

Die Gruppe um den Mediziner Lorenz Friedrich bekam auf ihren Einwurf nach zweimaligem Anmahnen ein von KSW-CEO Hansjörg Lehmann knapp formuliertes Statement, das die Befürchtungen der Kritiker bestätigte. Auf die Einschätzung des Medizinerpremiums wird nicht eingegangen. Dafür

werden die aufmüppigen Ärzte mit Allgemeinplätzen abgespeist. «Bitte verstehen Sie unseren Standpunkt, dass wir uns als Spital für die gesamte Bevölkerung sehen, daher keine Diskriminierung dulden und uns entsprechend für eine inklusive und gleichberechtigte Sprache einsetzen. Daran werden wir auch in Zukunft festhalten.»

Dass die Bevölkerung die Gendersprache laut Umfragen ablehnt, ficht Spitaldirektor Lehmann nicht an. Er beugt sich im Namen der Mehrheit den Wünschen einer Minderheit. Auch in den Gängen des altherwürdigen, 1876 gegründeten Spitals spukt der woke Zeitgeist. Arzt Friedrich sagt: «Wir sind der Auffassung, dass Aktionismus nicht dasselbe ist wie demokratische Entscheidungsfindung. Letzteren Aspekt sollten gerade öffentlich finanzierte, staatsnahe Betriebe eigentlich in ihrer DNA tragen und dementsprechend masshalten.»

liebe ist...



... genau zu wissen, was er
zum Geburtstag mag!

Dänemark: Milch ohne Kuh

Schweiz: Bauernverband ohne Verstand. Antizipieren statt lamentieren wäre sinnvoller



Was bedeutet Disruption? Im Jahr 1900 verkehrten auf der Fifth Avenue in New York nur Pferdekutschen. Knapp dreizehn Jahre später hatten die Autos die Pferde weggeblasen. Eindrückliche Fotografien halten den Umbruch fest. Ab und zu geht alles viel schneller, als man denkt.

Die Gerichte entschieden vor knapp fünfzig Jahren: Nestlé tötet keine Babys. Etwas bleibt immer haften. Die neuesten Berechnungen des Konzerns belegen: Jeder Liter produzierte Milch belastet die Umwelt mit einem Kilogramm CO₂. Weltweit blasen die Kühe fast doppelt so viel CO₂ in die Luft wie der gesamte Luftverkehr.

Die Schweizer Milchbauern produzieren jedes Jahr 3,3 Millionen Tonnen Milch. Und somit gleich viel Tonnen CO₂. Macht pro Kopf der erfreulicherweise stetig wachsenden Bevölkerung 370 Kilo CO₂-Ausstoss.

Die deutschen Bauern erhalten pro Liter Milch bessere Preise als auch schon. Aber immer noch weniger als die Schweizer Bauernbetriebe.

Der amerikanische Think-Tank Rethink X geht davon aus, dass «die konventionelle Molkereiwirtschaft kollabieren wird». Wie das?

Das Unternehmen Remilk baut in Dänemark auf nur 70 000 Quadratmetern eine Fabrik, die 50 000 Milchkühe ersetzt und perfekte Milch ohne Kühe herstellt. Dies dank den Genscheren, die zwei Frauen erfunden haben. Und dank Bioreaktoren sowie Präzisionsfermentation.

Die Vorteile dieser Milch ohne Kühe scheinen mehr als erfreulich:

Vorteil 1 — Der CO₂-Ausstoss wird fast auf null reduziert. Die Bioreaktoren oder Fermenter werden mit pflanzlichen Resten gefüttert.

Vorteil 2 — Die Preise der Milch ohne Kuh sollen mittelfristig auf die Hälfte des heutigen deutschen Milchpreises sinken. Für die Schweiz sieht das also noch etwas besser aus.

Vorteil 3 — Weil es keine Kühe mehr braucht, werden Bäche, Flüsse und Grundwasserströme nicht mehr mit Gülle belastet.

Vorteil 4 — Der Selbstversorgungsgrad der Schweiz steigt steil an, wenn wir im Krisenfall nicht Gras essen müssen, sondern uns mit Milchprodukten der nächsten Generation ernähren dürfen.

Vorteil 5 — Zehn Remilk-Fabriken ersetzen sinnvoll die halbe Million real existierender

Zehn Fabriken ersetzen die halbe Million Schweizer Milchkühe, die Umwelt und Geldsäcke belasten.

Schweizer Milchkühe, die unsere Umwelt und unsere Geldsäcke belasten. Man müsste diese Fabriken in den Randregionen erstellen, um den sozialen und regionalen Zusammenhalt der Schweiz zukunftsweisend zu fördern.

Vorteil 6 — 500 000 weniger Milchkühe bedeuten rund 5000 weniger ausländische Hilfskräfte. Milch ohne Kuh dämpft also das Tempo der Zuwanderung.

Jede technische Revolution, jede Disruption ist für viele Betroffene mit Problemen verbunden. Nichts ist wichtiger, als dass sich eine Gesellschaft rechtzeitig auf das Verschwinden der Milchbauern, der Milchbäuerinnen und ihrer Molkereien einstellt. Umso mehr, als

Nestlé diskret ebenfalls in dieses Business einsteigt. Warum diskret? Der Konzern hat Angst vor einer Kampagne: Nestlé tötet Schweizer Kühe. Welche Massnahmen drängen sich auf?

Massnahme 1 — Die Genossenschaft Fenaco macht zehn Milliarden Franken Umsatz. Fenaco gehört den Bäuerinnen und Bauern. Diese Genossenschaft müsste – bevor andere einsteigen – die zehn Fabriken bauen. Und zuvor in Bern Subventionen abholen.

Massnahme 2 — Bis alles funktioniert, muss der Import von Milch weiterhin mit Zöllen geschützt bleiben.

Massnahme 3 — Aus möglichst vielen Milchbauern müssen Solarbauern werden. Hier liegen die wahren Goldadern der Zukunft.

Massnahme 4 — Ein Teil der heutigen Direktzahlungen kann verwendet werden, um Milchbauern und Milchbäuerinnen frühzeitig zu pensionieren.

Der Bauernverband wird den Kopf in den Sand stecken. Und mit ihm alle Organisationen, die angeblich die Interessen des Landschafts- und Umweltschutzes vertreten. Hier ist ein technologiefeindlicher Sumpf entstanden.

Die Erfahrung lehrt: Erstens kann niemand die normative Kraft des Faktischen – und somit der Milch ohne Kuh – brechen. Und zweitens wird, wer technischen Fortschritt verzögert, den Einkaufstourismus anheizen. Die Menschen werden mit den Füßen abstimmen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Links wie nie

Thierry Burkart soll die FDP wieder solid bürgerlich positioniert haben. So lautet das allgemeine Urteil. Die Wirklichkeit sieht anders aus.

Christoph Mörgeli

Die allgemein verbreitete helvetische Erzählung geht so: Nachdem Petra Güssi die Freisinnig-Demokratische Partei mit ihrem grünlichen Kurs beinahe an die Wand gefahren hat, steuert sie Thierry Burkart wieder in zuverlässige rechte Gewässer. Laut *Sonntagszeitung* hat der neue Parteipräsident die FDP «auf einen stramm bürgerlichen Kurs geführt». Michael Hermann, Politbeobachter, spricht von einer «Burkart-Wende». Der Aargauer habe das Projekt «FDP urban» zurück «zum alten Freisinn» geleitet, jubelt die NZZ. Er finde «wieder zuverlässiger die bürgerlich-liberalen Triggerpunkte». Und das Onlineportal *Watson* urteilt gar: «Thierry Burkart hat die FDP klar rechtsbürgerlich positioniert.»

Doch sind solche Aussagen auch wahr? Die *Sonntagszeitung* demontierte ihr Urteil gleich selber: «SVP und FDP sind sich viel weniger einig.» Denn der bürgerliche Schulterchluss sei ein «Mythos», während die Übereinstimmung zwischen SP und Grünen bei 93 Prozent liegt. «Keine Fraktion steht im Bundeshaus mittlerweile so oft auf der Seite der Verlierer wie die SVP», wird bei Tamedia weiter konstatiert. Was wiederum die Folge davon ist, dass die FDP der Rechtspartei immer öfter die kalte Schulter zeigt. So hat die SVP 2022 lediglich 51 Prozent der Parlamentsabstimmungen gewonnen, während die FDP auf stattliche 83 Prozent kommt – nämlich darum, weil sie sich an die linke Ratsseite anlehnte.

Schlimmer als unter Güssi

Die angebliche «rechtsbürgerliche Positionierung» der FDP erweist sich beim konkreten Abstimmungsverhalten als realitätsferne Sagen- und Heldengeschichte, so umsichtig sie auch von den Journalisten gehätschelt wird. In Wahrheit haben sich SVP und FDP in den letzten vier Jahren weiter auseinandergelebt als je: Stimmten sie 2018 unter FDP-Präsidentin Petra Güssi in der Grossen Kammer noch in 68 Prozent überein, waren es 2022 unter Thierry Burkart gerade noch 58 Prozent. Dank abnehmender bürgerlicher Geschlossenheit kann die Linke immer öfter triumphieren.



Realitätsferne Sagengeschichte: FDP-Chef Burkart.

Kein Wunder, erinnern sich rechtsbürgerliche Parlamentarier mit Wehmut an die Legislatur 2011 bis 2015, als die gestrenge Gabi Huber fast sämtliche Flirts ihrer FDP-Fraktion mit der Linken unterband. Selbst unter der deutlich größeren Führung von Ignazio Cassis dominierten FDP und SVP 2015 bis 2017 dank einer absoluten Mehrheit und teilweiser Hilfe der CVP das Geschehen im Nationalrat nach Belieben. Doch danach bröckelte der Zusammenhalt, insbesondere wegen der Energiestrategie 2050. Die SVP musste das Referendum gegen das CO₂-Gesetz und die (siegreiche) Nein-Kampagne in der Volksabstimmung alleine stemmen.

Thierry Burkart war zwar damals persönlich gegen das Gesetz, befürwortete dann aber mit der FDP den ähnlich gelagerten Gegenvorschlag zur Gletscher-Initiative. Bezüglich Klima- und Energiepolitik hat also nicht Burkart die FDP gekehrt, vielmehr geschah das Gegenteil. Auch beim Veloweggesetz unter Verdrängung des motorisierten Verkehrs – von der SVP entschieden bekämpft – marschierte die FDP inklusive Thierry Burkart als flott besoldetem Präsidenten des Nutzfahrzeugverbands Astag im Gleichschritt mit den linken Propagandisten des Langsamverkehrs.

Preisgabe von Unabhängigkeit

Bei Biodiversität, erneuerbaren Energien und Wölfen dürfen sich die Linken zuverlässig über FDP-Unterstützung freuen. Selbst in der Finanzpolitik, einst klassische Domäne bürgerlicher Zusammenarbeit, unterstützt die FDP nur selten Anträge der SVP. Sogar dann, wenn es nicht ums «Sparen», sondern lediglich um ein Abbremsen von Budgeterhöhungen geht. Regelmässig zeigt die Leuchttafel der Abstimmungsergebnisse bei den freisinnigen Volksvertretern einen verwirrenden Flickenteppich von Ja- und Nein-Stimmen. Dieses öffentlich kaum thematisierte Schachbrettmuster zeugt von einer tief gespaltenen Fraktion und mangelndem Durchsetzungsvermögen der Führung. Die FDP-Wähler kaufen so die Katze im Sack und wissen letztlich nicht, ob die jeweiligen Parlamentarier mit links oder rechts stimmen. Wer auf klassischem freisinnigem Terrain steht, wird entweder abgewählt (Hans-Ulrich Bigler), marginalisiert (Marcel Dobler) oder wirft entnervt das Handtuch (Hermann Hess).

Petra Gössis Nachfolger verantwortet eine Aushöhlung von fundamentalen freisinnigen Werten des Schweizer Bundesstaates, wie sie bislang undenkbar schien. Statt auf souveräne Entscheidungen in einem unabhängigen Staat setzt Thierry Burkart auf die bedingungslose Übernahme sämtlicher EU-Sanktionen gegen Russland. Eine derart einschneidende Demutsgeste gegenüber Brüssel ist beispiellos. Burkart foutiert sich um das völkerrechtlich verbrieftete Neutralitätsrecht, indem er das gültige Gesetz so umbiegen will, dass Schweizer Kriegs-

material künftig auf ukrainischen Schlachtfeldern zum Einsatz kommen kann. Offensiv propagiert er eine immer noch engere Anlehnung an die Nato. Burkart wird unterstützt von der Sicherheitspolitikerin Maja Riniker, die Leopard-Panzer verkaufen will, damit die Heereslieferanten der Ukraine ihre Bestände wieder auffüllen können. Der *Sonntagsblick* umschreibt Rinikers sicherheitspolitische Kompetenz so: «Als junge Frau überlegte sie sich, die Rekrutenschule zu absolvieren.»

Der Linkskurs der FDP lässt sich an persönlichen Karrieren festmachen: Bundesrätin Karin Keller-Sutter verdankte ihre Wahlerfolge als St.Galler Regierungsrätin ihrem Ruf als

Selbst in der Finanzpolitik unterstützt die FDP nur selten Anträge der SVP.

Hardlinerin gegen Asylmissbrauch und Fussball-Hooligans («Blocher im Jupe»). Kaum im Ständerat, bastelte sie Vorlagen mit Gewerkschaftsboss Paul Rechsteiner, etwa die Verknüpfung der Unternehmenssteuerreform mit der AHV oder die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Asylpolitisch hat die frühere Justizministerin nichts von ihrer sozialdemokratischen Vorgängerin unterschieden. Im Gegenteil verzeichnete Keller-Sutter 2022 einen rekordhohen Zuwachs von 7000 Gesuchen; ihrer Nachfolgerin hinterlässt sie für dieses Jahr den Scherbenhaufen von 40 000 prognostizierten Neugesuchen.

Der mit sämtlichen SVP-Stimmen gewählte Ignazio Cassis versprach gleich zu Beginn seiner Amtszeit, den «Reset-Knopf» bei den bisherigen Verhandlungen über einen EU-Rahmenvertrag zu betätigen. Mittlerweile ist zu befürchten, dass er demnächst im Wesentlichen einfach eine Neuauflage unter anderem Namen präsentiert. Die Preisgabe jeder Neutralität durch seine Solidaritätsadresse an Selenskyj zu Beginn des Ukraine-Kriegs («Pass auf dich auf, mein Freund») sorgte für Irritationen im In- und Ausland. Auch FDP-Fraktionschef Damien Cottier inszeniert sich als Selbstaufbläser von globalem Format; die Blätter von Tamedia huldigen dem Neuenburger Europarat als «Schweizer, der Putin vor ein Gericht stellen will».

Standpunkte gestern und heute

Doris Fiala ist einst als Abschafferin der Verbandsbeschwerde und Rechtsfreisinnige in die Politik eingestiegen. 2014 hat sie in der *Weltwoche* festgehalten: «Welche Frau möchte ernsthaft deshalb selektioniert beziehungsweise für höhere Weihen gewählt werden, weil ihr Geschlecht gerade passt, weil sie also eine Frau ist?» Vier Jahre später stimmte Fiala der staatlichen Geschlechterregulierung in der Privatwirtschaft zu und verhalf dem illiberalen Anliegen

zum Durchbruch. Mittlerweile kennt sie keinerlei Berührungängste mehr mit Linksaussen: Unlängst trat Fiala als Rednerin an einer Iran-Demonstration auf, die von der «Bewegung für den Sozialismus» mitgetragen wurde. Auch sitzt die frühere Zürcher FDP-Kantonalpräsidentin im Unterstützungskomitee für die Wiederwahl der SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr – nach eigener Offenbarung zwecks «Parteienvielfalt», «starker Persönlichkeiten» und «tragbarer Kompromisse».

Andri Silberschmidt, ehemals Präsident der stramm bürgerlichen Zürcher Jungfreisinnigen («liberalste Jungpartei der Schweiz»), kämpfte beim freiheitlichen Anliegen der «No Billag»-Initiative noch gegen seine Mutterpartei. Neuerdings hätte er eigentlich eine härtere Asylpolitik der FDP verantworten sollen. Sein Mitte 2022 durch eine Delegiertenversammlung verabschiedetes Papier fusst allerdings auf fragwürdigen Motiven, wie der Jungpolitiker selber ausführte: «Es ist falsch, wenn wir dieses Thema der SVP überlassen.» Als aber letzte Wintersession zwei SVP-Vorstösse zur Abstimmung kamen, die so ziemlich den Forderungen seines Konzepts entsprachen, stimmte Silberschmidt dagegen.

Andrea Caroni machte seine politischen Gehversuche als persönlicher Mitarbeiter des rechtsfreisinnigen Bundesrats Hans-Rudolf Merz. Mittlerweile steht Caroni für eine weitgehende Drogenliberalisierung und will sogar das Kokain freigeben. Womit er die Linken links überholt, sagt doch der von ihm geförderte Staatsanwalt Stefan Keller (SP): «Nach allgemeiner Lebenserfahrung wird Kokainkonsum für jeden Beschäftigten in einer gewissen Position zu einem Problem, zumal sehr schnell die eigene persönliche Glaubwürdigkeit darunter leidet.»

Mitte-Fraktion stimmt bürgerlicher

Würden SVP und FDP bei nationalen Wahlen flächendeckend Listenverbindungen beschliessen, könnten sie zusammen leicht acht bis zehn Mandate gewinnen. Dies wären Parlamentssitze, die zwischen links und rechts das Zünglein an der Waage spielen dürften. Doch Parteipräsident Thierry Burkart wiegelt ab: «Wir sollten Listenverbindungen vor allem unter dem Gesichtspunkt der Wahlarithmetik beurteilen und weniger mit Blick auf die inhaltliche Zusammenarbeit.» Er will also lieber bürgerliche Sitze verlieren als Gefahr laufen, dass diese statt der FDP der SVP zufallen.

Mittlerweile stimmt sogar die Mitte-Fraktion unter dem Walliser Konservativen Philipp Matthias Bregy im Nationalrat oft strammer bürgerlich als die FDP. Bereits wurde ihm aus SVP-Kreisen zugerannt, er solle sich doch darum bemühen, dass die Mitte im Parlamentsaal ab der nächsten Legislatur neben der SVP Platz nehme. Womit die Freisinnigen endgültig gemäss Abstimmungsverhalten positioniert wären. Nämlich so links wie noch nie.

Trump ist der Richtige

Ich unterstütze seine Kandidatur für die amerikanische Präsidentschaft im Jahr 2024. Er ist der Einzige, der sich der Kriegstreiberei des Establishments widersetzen kann.

J.D. Vance

Wenige Tage vor den amerikanischen Zwischenwahlen 2022 beschuldigte der ukrainische Präsident Wladimir Selenskyj Russland, eine Rakete auf Polen abgefeuert zu haben. Dies war eine Behauptung mit weitreichenden Implikationen. Polen profitiert als Nato-Mitglied vom gemeinsamen Verteidigungspakt: Ein Angriff gegen einen ist ein Angriff gegen alle. Die USA hätten die Verpflichtung, auf einen russischen Angriff in Polen militärisch zu reagieren. Mit seiner Anschuldigung setzte Selenskyj Dominosteine in Bewegung, die den ersten Krieg zwischen Atom-mächten hätten auslösen könnten.

Es stellte sich heraus, dass der Raketenangriff nicht von Wladimir Putins Russland, sondern von der ukrainischen Luftabwehr ausgegangen war. Selbst nachdem die Nato bestätigt hatte, dass Russland die Rakete nicht abgefeuert hatte, leugnete Selenskyj die ukrainische Verantwortung. Die Geschichte verschwand aus den Schlagzeilen, und Selenskyj wurde im Dezember in Washington wie ein Held empfangen. Amerikanische Steuergelder fliessen weiterhin in die Ukraine. Eine klügere Aussenpolitik hätte ein solches Verhalten nicht unkommentiert gelassen.

Irak, Afghanistan, Libyen, Syrien

Ein überparteilicher aussenpolitischer Konsens hat die USA schon oft in die Irre geführt. Führende Politiker beider Parteien unterstützten die Invasion im Irak, das jahrzehntelange Projekt des Staatsaufbaus in Afghanistan, den Regime-wechsel in Libyen und den Guerillakrieg in Syrien. All diese Massnahmen haben viel Geld gekostet und viele Menschenleben gefordert. Keiner dieser Konflikte diente den langfristigen Interessen der Nation. Nur sehr wenige wurden jemals von einem Politiker von nationaler Bedeutung in Frage gestellt.

Das heisst, natürlich, bis Donald Trump auftauchte. Amerikaner betrachten Trumps Bilanz in erster Linie durch eine innenpolitische Brille. Meine republikanischen Parteifreunde sehen Trump als Präsidenten, der die Steuern gesenkt und hart an der Deregulierung der Bundesbüro-

kratie gearbeitet hat. Für die Demokraten ist Trump ein korrupter Narzisst, der seine beiden Amtsenthebungsverfahren verdient hat. Doch keine der beiden Parteien anerkennt den vielleicht wichtigsten Teil von Trumps Vermächtnis: seine erfolgreiche Aussenpolitik.

Mein gesamtes Leben als Erwachsener wurde von Präsidenten geprägt, die Amerika in unkluge Kriege stürzten, die sie nicht gewinnen konnten. Ich hatte gerade mit der Highschool begonnen, als George W. Bush zum Präsidenten gewählt wurde. Seine Präsidentschaft ist

Trump hat mehr getan, als nur den Frieden zu bewahren. Er vermittelte das Abraham-Abkommen.

die erste, an die ich mich genau erinnere. Bush liess zu, dass sich ein gerechter Krieg in Afghanistan in einen Sumpf der Nationenbildung verwandelte, und begann einen ungerechten Krieg im Irak. Sein Nachfolger Barack Obama intensivierte den Aufbau des Staatswesens in Afghanistan und begann einen Krieg in Libyen, mit der begeisterten Unterstützung der damaligen Aussenministerin Hillary Clinton.

In den vier Jahren, in denen Trump im Amt war, hat er trotz des enormen Drucks seiner eigenen Partei und sogar von Mitgliedern seiner eigenen Regierung keine Kriege begonnen. Dass er keine Kriege begonnen hat, ist vielleicht eine niedrige Messlatte, aber das ist ein Spiegelbild der Kriegstreiberei von Trumps Vorgängern und des aussenpolitischen Establishments, dem sie sklavisch folgten. Aber Trump hat mehr getan, als nur den Frieden zu bewahren. Er vermittelte das Abraham-Abkommen, ein historisches Abkommen zwischen Israel und sunnitischen arabischen Staaten, das die beste Hoffnung auf ein langfristiges Gegengewicht zum Iran bietet. Er begann den langen, langsamen Prozess der Abkopplung der USA von ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit von China. Er eröffnete diplomatische Gespräche mit Nordkorea nach einem halben Jahrhundert der Stagnation. Und er drängte Europa – unter grossem Spott – dazu, mehr Ver-

antwortung für seine eigene Verteidigung zu übernehmen, gerade damit die USA nicht so tief und gefährlich in einen Konflikt wie den in der Ukraine hineingezogen werden.

Kaputtes Verständnis von Staatskunst

Eine gängige Kritik an Trump lautet, dass es ihm an «Staatskunst» mangle. Selbst Leute, die seine Politik mögen, wünschen sich, dass er sich verbal mehr zurückhält. Das ist nur fair. Aber hinter diesem Vorwurf steckt eine implizite Kritik an Amerikas Top-Politikern. Warum sind die Menschen, die die USA zu führenden Politikern ausbilden, so vorsichtig mit ihren Worten, aber so rücksichtslos mit ihren Taten? Warum gibt Amerika Milliarden von Dollar aus, um seine besten jungen Köpfe für Führungsaufgaben auszubilden, nur damit diese ein aussenpolitisches Desaster nach dem anderen inszenieren?

Die Antwort ist, dass von den grossen Strategieseminaren bis hin zum Aussenministerium unser gesamtes Verständnis von Staatskunst kaputt ist. Für viele bedeutet Staatskunst, eine höfliche Social-Media-Präsenz zu haben und Slogans über «Freiheit» und «Demokratie» zu verbreiten, während man im Nahen Osten weltgeschichtliche Katastrophen auslöst. Ich bevorzuge eine andere Art von Staatskunst: eine, die sich gegen die Menge stellt und die Führer beider Parteien daran erinnert, dass das nationale Interesse der USA rücksichtslos, aber auch vorsichtig verfolgt werden muss, mit starken Worten, aber grosser Zurückhaltung.

Die Präsidentschaft von Donald Trump bedeutete die erste wirkliche Unterbrechung eines gescheiterten Konsenses und der schrecklichen Folgen, die dieser Konsens nach sich zog. Diese Tatsache ist mehr als jede einzelne Errungenschaft das bleibende Vermächtnis von Trumps erster Amtszeit. Aber es gibt noch viel mehr zu tun. Ich unterstütze ihn als Präsidentschaftskandidaten für 2024, weil er der Einzige ist, der das schaffen kann.

J.D. Vance ist republikanischer Senator aus Ohio und Autor des Bestsellers «Hillbilly Elegy». Dieser Artikel erschien zuerst im *Wall Street Journal*.

Lob des Neinsagens

Berliner Schulen wollen Rassismus überwinden.
Nicht alle Kinder machen mit.

Harald Martenstein

Zu allem, was nicht gesetzlich vorgeschrieben ist, muss man nein sagen dürfen. Und dazu sollte man keinen Mut brauchen. Das ist, in zwei Sätzen, die Definition eines freien Landes. Dabei gehe ich natürlich davon aus, dass die Gesetze auf einigermaßen demokratische Weise zustande kommen. Ausserdem müssen alle Staatsbürger das Recht besitzen, diese Gesetze zu kritisieren und mit einer Mehrheit wieder abzuschaffen.

Gewiss, jeder sollte sich hin und wieder anpassen, allein schon aus Höflichkeit, das bestreite ich nicht. Wo aber ständig Konformismus und Opportunismus nötig sind, um durchzukommen, dort herrscht keine Freiheit, auch wenn sie womöglich auf dem Papier steht.

Parallelen zur DDR

In Deutschland gibt es das «Netzwerk Schule ohne Rassismus», dem rund 3500 Schulen beigetreten sind. Das Netzwerk beruht auf einer «Selbstverpflichtung», die Kernpassage lautet: «Ich setze mich dafür ein, dass meine Schule Aktionen durchführt, um Diskriminierungen, insbesondere Rassismus, zu überwinden.» Darüber müssen alle abstimmen, Lehrer, Schüler, Sozialpädagogen, auch die Hausmeister. Die Kinder sind zum Teil erst sechs Jahre alt. Eine genaue Vorstellung davon, was «Rassismus» oder «Diskriminierungen» sind, haben sie in diesem Alter vermutlich noch gar nicht. Die sechsjährigen Kinder sollen ausserdem geloben, in Zukunft «rassistische Übergriffe zu melden».

In der NZZ wurde über eine dieser Abstimmungen berichtet. Es gab eine Wahlkabine mit Urne, zur Stimmabgabe wurde festliche Musik gespielt. Der Bericht war nur durch eine Anonymisierung der Schule möglich und mit Risiken für die Schulleitung verbunden. Die Berliner Behörden sehen es offenbar nicht gern, dass die Öffentlichkeit allzu genau über diese Zeremonie Bescheid weiss. Die Autorin, Susanne Gaschke, wies zu Recht auf die Parallelen zum in der DDR üblichen Gelöbnis der Thälmann-Pioniere hin, der Jugendorganisation



Gelöbnis der Hauptstadt.

der SED. Etwa 98 Prozent der Kinder waren dort «freiwillig» Mitglied.

Natürlich widerspreche diese Zeremonie auch den – eigentlich – verbindlichen Grundsätzen der politischen Pädagogik in Deutschland, die 1976 im Beutelsbacher Konsens festgelegt wurden. Danach darf kein Lehrender

Auf Eigensinn wird im Deutschland des Jahres 2023 nicht gesteigerter Wert gelegt.

einem Schüler eine auch noch so naheliegende Meinung durch «Überwältigung» aufzwingen. Dieses Neutralitätsgebot für Schulen wurde als eine Lehre aus der Geschichte des Nationalsozialismus und des Kommunismus verstanden.

Ressentiments sind keine Meinungen, diesem Satz stimme ich zu. Zu den Aufgaben einer Schule gehört es durchaus, die Kinder zu möglichst vorurteilsfreien, zu offenen und urteilsfähigen Menschen zu erziehen, also zum Beispiel nicht zu Rassisten. Auf der anderen Seite

muss sie die Kinder lehren, sich ihres eigenen Verstands zu bedienen, sie sollte also auch zum Widerspruch und zum Eigensinn ermutigen, statt sie zum Konformismus zu nötigen. So werden mündige Menschen aus ihnen. Aber auf Eigensinn wird im Deutschland des Jahres 2023 nicht überall gesteigerter Wert gelegt.

Frage wohl nicht richtig verstanden

Dass dieses Ritual tatsächlich etwas Wesentliches zum Kampf gegen Rassismus beiträgt, halte ich für ausgeschlossen. Noch so viele Fahneide, Appelle und Schwüre haben ja auch die DDR nicht retten können. Sie haben nur dafür gesorgt, dass die Leute ihre Ansichten für sich behielten und dass ihr Groll gegen den ständigen Druck wuchs.

Das Abstimmungsergebnis an der anti-rassistischen Schule lautete: 80 Prozent Zustimmung. Die fehlenden 20 Prozent ergaben sich vor allem aus jenen, die der Abstimmung fernblieben, womöglich, indem sie Krankheit vorschützten. Unter Hunderten von Schülern und Lehrern gab es allerdings 18 Neinstimmen. Ob man versucht, die 18 Verweigerer herauszufinden und pädagogischer Sonderbetreuung zuzuführen, weiss ich nicht. Die Schule sagt, dass die 18 Neinsager die Frage wohl nicht richtig verstanden hätten, etwas anderes hält man dort für unmöglich.

Ich habe eine Vermutung, hoffentlich muss ich ihre Richtigkeit nie überprüfen. Wenn es eines Tages in Deutschland ein autoritäres, rassistisches Regime gäbe, eines, das Fahnenappelle und Unterwerfungserklärungen zugunsten seiner Rassenlehre fordert, dann würde man die wenigen Standhaften vielleicht am ehesten unter diesen 18 finden, die schon heute den Mut hatten, nein zu sagen. Sie sind ein Lichtblick. Wenn aber mein kleiner Sohn demnächst bei so einer Pseudoabstimmung mitmachen müsste, wäre ich einfach nur verzweifelt. 2017 floh übrigens ein jüdischer Junge aus einer Berliner «Schule gegen Rassismus», weil er von muslimischen Mitschülern wiederholt angegriffen wurde.

Zum Tango gehören zwei

Angela Merkel und Friedrich Merz prägen die CDU seit zwei Jahrzehnten. Sie sind wie Tänzer, die immer aufeinander reagieren – bis heute.

Ralf Schuler

Berlin
Man muss sich das Verhältnis von Friedrich Merz, 67, und Kanzlerin a. D. Angela Merkel, 68 (beide CDU), wie einen Tanz vorstellen. Er war da, wo sie hinwollte (Unionsfraktionschef), und ist jetzt wieder dort, wo sie mal war (Fraktions- und Parteichef). Ein verbissener Macht-Mambo, bei dem mal der eine, mal die andere führt und beide auf der politischen Tanzfläche gute Miene zum bösen Kampf um die Formnoten der Juroren machen. Sie hatte es im Amt mit seinen Anhängern zu tun, und er kann heute keinen Schritt tun, ohne in Partei und Gremien auf ihr Erbe zu stossen. Zwei Tänzer in wirbelnden Drehungen, die ohne einander nicht denkbar sind, die immer aufeinander reagiert, einander im Auge behalten und versucht haben, einander zu bezwingen. *It takes two to tango.*

Wenn man die Machttechniken von Friedrich Merz und Angela Merkel vergleicht, dann fällt auf, dass man ihm zuschreibt, was man ihr nicht zutraute, was sie aber zumindest zum Schluss mit kalter Effizienz beherrschte: Dominanz, Durchgriff, Unerschrockenheit. Gerade erst hat Merz mit dem CDU-Ausschlussverfahren gegen den früheren Verfassungsschutzpräsidenten Hans-Georg Maassen gezeigt, dass die Nerven in der Union blankliegen, dass er als Parteichef Korpsgeist und Geschlossenheit zurückstellt hinter die Sorge vor dem Ruf der CDU im links-liberalen Lager und die Rücksicht auf Merkels treue Anhänger in der Partei.

Durchaus «kanzlerabel»

Ende Dezember hatten sich Merz und CDU-Generalsekretär Mario Czaja in ähnlicher Manier von dem CDU-Landrat Udo Witschas im sächsischen Bautzen distanziert, der in einem Video unter anderem gesagt hatte, in seinem Landkreis sollten Flüchtlinge weder in Turnhallen noch in dezentralen Unterkünften untergebracht werden. «Es ist nicht unsere Absicht, den Sport, ob nun den Schul- oder Freizeitsport, jetzt für diese Asylpolitik bluten zu lassen.» Zudem wolle er nicht «Menschen, die zu uns kommen, die unsere Kultur

nicht kennen, die unsere Regularien nicht kennen, jetzt hier in Mehrfamilienhäusern und freistehenden Wohnungen unterbringen und dafür die Gefährdung des sozialen Friedens in Kauf nehmen».

Das wirkte eher getrieben als souverän und war auch handwerklich unklug, weil es ohne Not regionale Rangeleien auf die Berliner Parteizentrale zog. Es sind vor allem die Anhänger von Merz, die ihn im dritten Anlauf ins Amt brachten, weil sie in der Union wieder mehr klare, auch konservative Kante und weniger Zeitgeist sehen wollten, die sich inzwischen mehr und mehr enttäuscht abwenden. Und das nicht nur, weil Merz im September auf dem Parteitag der CDU eine Frauenquote verordnen liess, sondern auch wegen kleiner Gesten, die wenig Souveränität, falsche Beratung und mangelnde Standkraft gegen Anfeindungen von aussen erkennen lassen. Die Absage eines

Merkel prüfte ihr Parteifreunde, indem sie vermeintlich unwichtige Alltagssituationen beobachtete.

harmlosen Podiums mit dem konservativen US-Senator Lindsey Graham nach Kritik von den Grünen (Vorwurf: Waffenlobby und Abtreibungsgegner), die Übernahme von Merkels Personal im engsten Umkreis des Vorsitzenden im Konrad-Adenauer-Haus und selbst die interne Absage eines Vieraugengesprächs mit dem ungarischen Botschafter in Deutschland haben wenig zu tun mit dem starken und durchaus «kanzlerablen» Parteichef, der zumindest in manchen Bundestagsreden durchblitzt.

Merkel dagegen machte aus der Synchronisation ihrer Politik mit dem Zeitgeist gar keinen Hehl («Mit Ordnungspolitik gewinnt man keine Wahlen!»), führte intern allerdings ein Regime, wie man es Margaret Thatcher zugebraut hätte. Sie hatte ein interessantes System, Parteifreunde auf ihre charakterliche Eignung zu prüfen, indem sie vermeintlich unwichtige Alltagssituationen beobachtete. Sie umgab sich mit treuen Gefolgsleuten, wer

zu viel redete, hatte keine Chance, kontrollierte auf drakonische Weise die Bilder, die von ihr entstanden (oder, viel häufiger, nicht entstanden), und lernte im Amt rasch, dass sich der Kampf um eigene Überzeugungen in der Politik nicht lohnt.

Brav und etwas feige

Hatte Merkel zu Beginn ihrer Kanzlerschaft noch ehrgeizige Sozialreformen auf der Agenda gehabt, so liess sie diese rasch fallen, als sie damit fast die Wahl 2005 verloren hätte, und



Wie das Mitlaufen zum Volkssport wurde:

packte sie später auch in der dafür sehr geneigten Koalition mit der FDP nicht wieder an. Hatte sie den ebenfalls knappen Wahlsieg 2009 noch mit dem Votum für längere AKW-Laufzeiten eingefahren, so stieg sie 2011 nach dem Tsunami an der japanischen Küste und der Überflutung des Kernkraftwerks von Fukushima Hals über Kopf vorfristig aus der Atomenergie aus – auch unter dem Druck einiger CDU-Provinzführer.

Ihre wohl wichtigste Lektion lernte Merkel ebenfalls in dieser Zeit: dass sich nämlich selbst die klassischen Regeln, wonach etwa ein Parteichef wackele oder gar zurücktreten müsse, wenn Kernländer der Union wie etwa Baden-Württemberg verlorengingen, inzwischen überlebt hatten. Baden-Württemberg ging verloren, und es geschah nichts. Aus der Union war längst ein braver, ein wenig feiger Kanzlerwahlverein geworden, von dem für sie weder in der Bundestagsfraktion noch in der Partei eine Gefahr ausging. In meinem neuen Buch «Generation Gleichschritt. Wie das Mitlaufen zum Volkssport wurde» (Fontis-Verlag) habe ich ein besonderes Kapitel zur Methode Merkel.

Anders als Merz, der sich noch immer nicht ganz sicher zu sein scheint, wie stark Merkels Truppen innerhalb der CDU noch sind und wie



Merz und Merkel, 2002.

gefährlich sie ihm werden können, setzte sich die Kanzlerin in den letzten Jahren zunehmend hemmungsloser über die eigene Basis hinweg. Einen Parteitagsbeschluss 2016 gegen die doppelte Staatsangehörigkeit erklärte sie offen nicht umsetzen zu wollen. Beschlüsse des Bundestags zum Migrationspakt der Vereinten Nationen ignorierte sie ebenso, machte im Zuge der Corona-Politik die Länderregierungschefs auf den Ministerpräsidentenkonferenzen

Merz lässt den Machtwillen vermissen. Seine Ära droht zur Episode zu werden.

ohne jede eigene Zuständigkeit als Kanzlerin zu regelrechten Statisten («Das reicht mir noch nicht!») oder zwang ohne jedwede rechtliche Grundlage die Thüringer CDU zur Duldung einer Linksregierung unter Ministerpräsident Bodo Ramelow (Linke).

Merz dagegen lässt genau jenen Machtwillen vermissen, den man hinter der Zähigkeit vermutete, mit der er dreimal für den Parteivorsitz kandidiert hatte. Dabei läuft dem CDU-Partei- und -Fraktionschef die Zeit davon. Im kommenden Jahr steht die Nominierung des nächsten Kanzlerkandidaten der Union an, und ein Vorsitzender, der seinen Führungsanspruch nicht klar dokumentiert, läuft Gefahr, im Ränkespiel mit Beliebtheitswerten, Jugendlichkeit oder identitätspolitischen Nebenschauplätzen mehr oder weniger smarten Konkurrenten Platz machen zu müssen. Die Ära Merz würde zur Episode.

Gallige Kommentare

Dass die Merkelisten in der Union keineswegs ihren Frieden mit dem Basisvotum für Merz gemacht haben, zeigte sich kurz vor Weihnachten, als ein Kreis von zwanzig ehemaligen Vertrauten der Kanzlerin in einem Brief offen erklärte, gegen das Votum der Union und für das liberalere Migrationsrecht der Ampelregierung stimmen zu wollen. Die gleichen Leute, die im Dienst Merkels stets Geschlossenheit eingefordert hatten, opponierten jetzt offen.

Angela Merkel habe die Dinge immer vom Ende her gedacht, heisst es. Was die Union betrifft, habe sie die Dinge eher zum Ende hin gedacht, sagen manche in der CDU. Es ist nun an ihrem ewigen Rivalen, die galligen Kommentare zu widerlegen. Merz muss zeigen, dass die CDU nach Merkel eine Zukunft hat. Die beiden kommen nicht voneinander los.

Ralf Schuler ist Politikchef bei Rome Medien und betreibt auf Youtube den Interview-Kanal «Schuler! Fragen, was ist».

Abgewiesen, aber nicht ausgeschafft

Eigentlich ist es glasklar: Asylsuchende mit einem rechtskräftigen Nichteintretensentscheid (NEE) werden auch von der Sozialhilfe ausgeschlossen und müssen die Schweiz verlassen.

Nur verlassen eben viele dieser Personen unser Land nicht. Die Kantone sind für die Wegweisung und Ausschaffungen zuständig, aber es hapert beim Vollzug. Zum Beispiel wegen der fehlenden Kooperation des Herkunftslandes oder der asylsuchenden Person.

Die abgewiesenen Asylsuchenden werden also weiterhin medizinisch versorgt und erhalten obendrein noch Nothilfe. Das



Hälfte aller Abgewiesenen bezieht Nothilfe: Justizministerin Baume-Schneider.

ist nicht viel, aber immer noch besser als gar nichts.

Der eigentliche Skandal ist jedoch, dass diese abgewiesenen Asylbewerber trotzdem im Land bleiben. Konkret: Von 2008 bis 2021 gab es 124 379 rechtskräftige Negativentscheide, die Hälfte der Abgewiesenen bezog Nothilfe.

Will heissen: Sie blieben auch nach dem negativen Entscheid im Land, einige für Jahre und Jahrzehnte. Laut Staatssekretariat für Migration (SEM) sind zirka 2500 Personen (2 Prozent) Langzeit-Nothilfebezügler.

Um es auf den Punkt zu bringen: Es gibt vorläufig Aufgenommene, die hier zwar kein Asyl erhalten, deren Rückkehr in ihr Heimatland aber als nicht zumutbar angesehen wird.

Dann haben wir jene mit einem rechtskräftigen Nichteintretensentscheid, die wir ausschaffen müssten, die aber trotzdem hierbleiben. Abgesehen von all jenen, die nach einem negativen Entscheid untertauchen.

Fragt sich: Schicken wir eigentlich überhaupt eine dieser Personen in ihr Heimatland zurück?

Hubert Mooser

Tschernobyls exklusive Streuner

Rund tausend Hunde leben in der verstrahlten Zone rings um das havarierte Kernkraftwerk. Die Nachkommen der zurückgelassenen Haustiere sind sehr zäh – und höchst begehrte.

Wolfgang Koydl

Sie sind mager, schmutzig, von Zecken übersät, bei manchen ist das Fell rüdig. Sie sind halb wild, aber nicht aggressiv, sondern eher scheu. Trotzdem suchen sie, wie jeder Hund, die Nähe von Menschen – und sei es nur des Futters wegen.

Sie ähneln Strassenhunden, wie sie zu Tausenden durch die Strassen Bukarests, Sofias oder Athens trotten. Und doch sind sie die exklusivste Hunderasse der Welt: Canis czarnobyl, die Hunde von Tschernobyl. Rund tausend leben heute in der Sperrzone rings um das havarierte Kernkraftwerk.

Als die Stadt in der damaligen ukrainischen Sowjetrepublik im April 1986 Hals über Kopf evakuiert wurde, mussten die Bewohner ihre Haustiere zurücklassen. Es kam zu herzzerreissenden Szenen, als Hunde verzweifelt den Bussen hinterherrannten, die ihre Besitzer wegbrachten. Doch die waren beruhigt. Sie glaubten, dass sie nach ein paar Tagen wieder zurückkehren würden.

Seitdem sind 36 Jahre vergangen, und obwohl die meisten Haustiere gleich in den ersten Wochen verhungerten, von Wölfen gerissen oder von der Strahlung getötet wurden, hat sich aus den Überlebenden eine eigene Rasse herausgemeldet, die alle Anfeindungen überstanden hat. Lebendige Beweise für Darwins Diktum, dass überlebt, wer sich anzupassen versteht.

Blühende Sperrzone

Auf sich allein gestellt und frei von menschlicher Züchterhand, paarten sich Terrier mit Schäferhunden, Promenadenmischungen mit Pudeln, und manchmal war vielleicht eine Wölfin dabei. Das Ergebnis ist ein widerstandsfähiger Mix: kniehoch, kurzfellig und meist mit spitzen Ohren. Dreiköpfige Cerberus-Hunde sind nicht darunter, und auch der sechsbeinige Hund aus der alten Werbung für die italienische Tankstellenkette Agip ist nicht Realität geworden. Mutationen? Fehlanzeige.

Was zu der Frage führt, wie schädlich die radioaktive Strahlung überhaupt sein kann. Tatsächlich hat sich die Natur in der Sperrzone, die etwa so gross ist wie das Tessin, prächtig entwickelt. Beobachter sprechen von einem wiedererblühten Garten Eden – vor der Erschaffung von Adam und Eva. Oder nach der Auslöschung des Menschengeschlechtes.

Elch, Biber, Bär, Otter, Seeadler

Der von Menschen trockengelegte Boden ist wieder zu seinem sumpfigen Urzustand zurückgekehrt. Ohne menschlichen Einfluss

Hier gedieh ein widerstandsfähiger Mix: kniehoch, kurzfellig und meist mit spitzen Ohren.

haben Flora und Fauna die Natur zurückerobert: Rotwild, Elch, Biber, Bär, Fischotter, Seeadler und seltene Fledermausarten sind zum ersten Mal seit hundert Jahren wieder zu sehen. Ausserdem seltene Farne und Lilien. Hatten sich anfangs wegen der zurück-

gelassenen Lebensmittel Mäuse und Ratten explosiv vermehrt, regelte auch das die Natur selbst: Natürliche Feinde der Nager wurden angezogen.

Ob die Veränderungen trotz oder wegen der Verstrahlung stattfanden, darüber scheiden sich die Geister – je nachdem, welcher Denkschule die jeweiligen Wissenschaftler anhängen. Entdecken seriöse Wissenschaftler mehr Diversität, beklagen ideologische Atomgegner einen Rückgang der Artenvielfalt. Freuen sich die einen über neue Schwarzstorch-Kolonien, wollen die anderen deformierte Vogelschnäbel registriert haben.

4000 Dollar für eine Adoption

Bei den Tschernobyl-Hunden herrscht freilich Einigkeit. Offenbar strahlenkranke Exemplare starben entweder frühzeitig oder sie konnten ihr verseuchtes Erbgut gar nicht erst weitergeben. Andere Hunde wiederum verendeten wegen der harten Bedingungen – Futtermangel, kalte Winter, Raubtiere –, bevor sie tödliche Tumore entwickeln konnten. Das trifft letztlich auch für die überlebenden Vertreter von Canis czarnobyl zu: Mit höchstens fünf Jahren haben sie eine sehr geringe Lebenserwartung.

Seit einigen Jahren kümmert sich die amerikanische Tierschutzorganisation Clean Futures Fund um sie. Sie baute Hütten, brachte Futter und hatte bereits 80 bis 90 Prozent der Tiere sterilisiert, als die Corona-Pandemie weitere Reisen in die Zone unmöglich machte. Nun hat der Krieg die Hunde abermals sich selbst überlassen.

Damit werden auch die Hoffnungen all jener enttäuscht, die einen der seltenen Vierbeiner adoptieren wollten. Bis jetzt wurden nur 34 Tschernobyl-Hunde an neue Herrchen in den USA vermittelt. Billig sind sie nicht: Mit Papieren, Impfungen und Quarantäne kommt ein Hund auf 4000 Dollar. Viel Geld für einen exklusiven Strassenhund.



Mutationen? Fehlanzeige: Canis czarnobyl.

Neues Schimpfwort: Beidseitentum

Es gibt gefährdete Spezies, und in den Medien eine gefährdete Regel – die Regel der Objektivität.



Wenn man auf den Redaktionen ein neues Opfer gefunden hat, dann braucht man dort einen Begriff aus der Küchensprache. Dann sagt man: «Den hauen wir jetzt in die Pfanne.»

Der Letzte, der von den Medien in die Pfanne gehauen wurde, war ausgerechnet ein Medienmann. Im Bräter landete Marc Walder, der CEO des Verlagshauses Ringier.

Walder wurde vom Pressechef von Bundesrat Alain Berset am laufenden Band mit Indiskretionen geflutet, die dann als exklusive Storys im hauseigenen *Blick* erschienen.

«Der Unjournalist» rempelte die NZZ nun Walder an. «Das untergräbt die Glaubwürdigkeit der Medien», erregte sich nun die *Berner Zeitung*. So etwas werde «als gefährlich eingestuft», wusste nun das Schweizer Fernsehen.

Nun hätte man das auch ganz anders betrachten können. Was will eine Zeitung mehr als einen obersten Chef, der sie regelmässig mit attraktiven Storys versorgt? So betrachtet, hat Walder einen guten Job im Interesse seines Hauses gemacht.

Hätte man auch diese Seite beleuchtet, dann hätte es sich um eine spezielle Form von Journalismus gehandelt. Man nennt es objektiven Journalismus.

Das Prinzip der Objektivität ist ein Rückgrat des klassischen Journalismus. Objektivität orientiert sich an einem ordentlichen Gerichtsverfahren. Der Journalist nimmt zwei Rollen ein, jene des Staatsanwalts, der auf die kritischen Punkte dringt, dann aber auch jene des Verteidigers, der die entlastenden Elemente vorbringt.

Heutige Journalisten nehmen diese Doppelrolle immer seltener ein. Viel lieber spielen sie nur den Staatsanwalt, der donnernde Anklagen formuliert.

Am weitesten ist die Abkehr vom objektiven Journalismus in den USA gediehen. Dort dominieren die anwaltschaftlichen Medien wie etwa die *New York Times*. Objektivität und Ausgewogenheit sind störend, weil sie die eigene Ideologie zu relativieren drohen.

Es gibt aus den USA dazu eine neue und ziemlich beunruhigende Studie. Zwei frühere Chefs von *Washington Post* und CBS News befragten

Viele Medienhäuser wollen oder können sich differenzierte Information nicht mehr leisten.

75 hochrangige Medienkollegen zum Thema. Objektivität, so zeigte sich, ist ein Begriff von gestern, weil sie den richtigen, also linksliberalen Blick eintrübt. Bei Themen, die sich um Frauenrechte, Rassismus, Russland, Klimawandel oder Genderfragen drehen, ist journalistische Neutralität fehl am Platz, weil in solchen Fragen nur eine Seite zählt, die linksgrüne und woke Seite. Auf den Punkt brachte es Emilio Garcia-Ruiz, der Chefredaktor des *San Francisco Chronicle*: «Objektivität hat zu verschwinden.»

In der Schweiz ist es noch nicht so weit, aber wir sind ein gutes Stück vorangekommen. Gerade jüngere Journalisten machen oft keinen grossen Unterschied mehr zwischen Aktivismus und Journalismus. Es ist kaum mehr möglich, etwa im Schweizer Fernsehen einen objektiven Bericht

über die Beschaffung von Kampfflugzeugen, über die Zukunft der Kernenergie oder über Ausländerkriminalität vorzufinden.

Wer Politik machen will, soll Politiker werden, nicht Journalist, möchte man denken. Diese Haltung erodiert auch bei uns.

Ich habe mich über das Thema kürzlich mit Peter Hossli unterhalten, dem erfahrenen Reporter und heutigen Leiter der Ringier-Journalistenschule. Wir redeten darüber, warum sich auch auf unseren Redaktionen die Aktivisten breitmachen, da brachte Hossli einen interessanten Aspekt in die Diskussion ein. Er sagte: «Objektivität ist sehr kostspielig.»

Ein Journalist, der objektiv berichten will, so Hossli, der muss einen hohen Aufwand betreiben, er muss recherchieren, er muss die Argumente beider Seiten abklopfen, die Arbeit ist zeitintensiv und kompliziert. Viele Medienhäuser wollen oder können sich einen solchen Kostenblock der differenzierten Information nicht mehr leisten. Sie wollen schnelle Verwertbarkeit.

Da ist einiges dran. Der Haltungsjournalismus ist im Kommen, seit die finanziell goldenen Zeiten der Medienbranche gegangen sind. Sich in der Geschlechterfrage publizistisch in einen Regenbogen zu hüllen oder sich in der Klimafrage publizistisch am Boden festzukleben, ist eben viel billiger, als der Sache akribisch auf den Grund zu gehen.

In den US-Medien haben die Linken für diese unnötige Objektivität bereits ein hübsches Schimpfwort kreiert. Es heisst «bothsidesism».

Auf Deutsch: Objektivität im Journalismus ist unnötiges Beidseitentum.

Wokeness macht die Welt arm

Was als Achtsamkeit gegenüber Benachteiligten begann, ist zur Gesinnungsherrschaft geworden. Die Wirtschaft wird zersetzt durch ideologische Vorgaben der Linken.

Allen Mendenhall



«Schweigen ist Gewalt.»

Was ist *woke*? «Es ist ein wichtiger Teil der Gesellschaft, ob es einem gefällt oder nicht», sagte der Autor und Lexikologe Tony Thorne kürzlich im Gespräch mit David Remnick von *The New Yorker*. Das ist eine Untertreibung. *Wokeness* vergiftet die westliche Arbeitswelt und schränkt Klein- und Familienbetriebe, mittelständische Banken und Unternehmer ein, während sich mächtige Konzerne und Milliardäre bereichern. Sie zerfrisst das kapitalistische Ethos und zersetzt die von unten nach oben angelegten Formen der wirtschaftlichen Ordnung und des Austauschs, die den Vereinigten Staaten von Amerika im 19. und 20. Jahrhundert derartigen Wohlstand gebracht haben.

Wokeness infiziert die junge Generation Z sowie die Millennials, denen es nicht gleich gut geht wie ihren Eltern und Grosseltern, die zu Depression und innerer Kündigung neigen, sich isoliert und allein fühlen, obwohl sie eine in der Menschheitsgeschichte noch nie erlebte technologische Vernetzung geniessen.

Wie wirkt *wokeness* genau auf die Gesellschaft? Der Begriff, wie er heute allgemein verwendet wird, hat eine andere Bedeutung als früher. *Woke*, anspielend auf den afroamerikanischen Sprachgebrauch, bedeutete ursprünglich «wach sein gegenüber» oder «sich bewusst sein», vor

allem mit Blick auf soziale und rassische Ungerechtigkeiten. Dann wurde der Begriff auf immer mehr Themen angewandt, und heute reicht das Spektrum vom Klimawandel über Waffenkontrolle, LGBTQ-Rechte, häusliche Gewalt, sexuelle Belästigung bis hin zur Abtreibungsfrage.

Retter der Schwarzen?

Der Ausdruck *woke* wird von seinen Kritikern vor allem in abfälliger Weise verwendet. *Woke* ist der Nachfolger der Political Correctness, eines Sammelbegriffs, der aus Sicht der Gegner eine ganze Reihe linker Steckenpferde lächerlich macht. Carl Rhodes schreibt im Buch «Woke Capitalism», *woke* habe sich gewandelt «von einem politischen Appell zur Selbsterkenntnis durch Solidarität angesichts massiver Rassenungerechtigkeit hin zu einer Identitätsmarkierung für Selbstgerechtigkeit».

John McWhorter, ein schwarzer Linguist, argumentiert in «Woke Racism», *wokeness* habe religiösen Charakter, sei unbeabsichtigt und inhärent rassistisch und für Schwarze schädlich. Er schreibt, dass «Weisse, die sich als unsere Retter bezeichnen, Schwarze wie die dümmsten, schwächsten und selbstgefälligsten Menschen in der Geschichte unserer Spezies aussehen lassen». Bücher wie «The Dictator-

ship of Woke Capital» von Stephen R. Soukup und «Woke, Inc.» von Vivek Ramaswamy beleuchten die ruchlose Seite des *wokeness* in grossen Unternehmen, dies vor allem mit Blick auf Vermögensverwaltung, Investitionen und Finanzdienstleistungen.

Wokeness, sowohl im positiven als auch im abwertenden Sinne, beruht auf dem Glauben an systemische oder strukturelle Kräfte, die Kultur und Verhalten bestimmen. Die Begriffe «struktureller Rassismus» oder «systemischer Rassismus» insinuieren, dass auch rationale Menschen trotz allem in ein komplexes Netz von Regeln,

Viele Führungskräfte sind nichtsahnend und ungewollt in diesen Ideen gefangen.

Normen und Werten eingebunden sind, das die weisse Vorherrschaft aufrechterhält oder benachteiligte farbige Menschen und Gruppen ausgrenzt. Es ist aus *woker* Sicht nicht möglich, sich von diesen ererbten Zwängen ganz zu befreien. Aber, so das Argument, man könne die Machtverhältnisse und Techniken, die das System und die bestehenden Hierarchien stützen, untergraben. Dazu bedürfe es jedoch neuer Strukturen und Machtverhältnisse.

Viele Führungskräfte und Verwaltungsräte von Unternehmen sind nichtsahnend und ungewollt – manchmal zwar mit Absicht – in diesen Ideen gefangen. Sie sind eingetaucht in ein ideologisches Paradigma, das vor allem aus westlichen Universitäten kommt. Es ist nicht einfach, den ursächlichen Ursprung dieser komplexen Bewegung zu identifizieren, die auf die Auflösung angeblicher hegemonialer Machtstrukturen zielt. Klar, Unternehmen bestehen aus Menschen, unter ihnen unzufriedene der Generation Z und Millennials; sie machen mit beim Bestreben, Strukturen aufzubrechen und neue Organisationsprinzipien für die Gesellschaft einzuführen.

Macht und Kontrolle

Das Problem ist indessen, dass die «Aufgeweckten» die Macht nicht einfach neutralisieren, sondern sie in den Dienst ihrer eigenen Ziele stellen. Indem sie Systeme und Strukturen kritisieren, errichten sie andere Systeme und Strukturen, in denen sie sich sogleich in Führungspositionen bringen und diejenigen zu beherrschen suchen, von denen sie behaupten, sie hätten sie im Laufe der Geschichte unterdrückt oder beherrscht. Sie ersetzen eine Hege­monie durch eine andere.

Natürlich waren die alten Systeme teilweise problematisch, unvollkommen. Aber sie enthielten Elemente des klassischen Liberalismus, die hart erkämpfte Grundsätze wie Privateigentum, Rechtsstaatlichkeit, Redefreiheit und Gleichheit vor dem Gesetz schützten. Der *wokenism* verzichtet auf diese Prinzipien. Es geht um Macht und Kontrolle. Und das hat zu einer Verquickung von Unternehmen mit Regierungen, von Wirtschaft mit Politik geführt, welche die Macht in der Hand einer kleinen Elite fest­schreibt.

Man denke nur an das extravagante Spektakel im schönen Ferienort Davos, an den Luxus und Aktivismus beim jüngsten Treffen des Weltwirtschaftsforums, der vielleicht grössten Zusammenkunft selbsternannter einflussreicher Lobbyisten und Spitzenmanager aus allen Ländern und Kulturen, die da jeweils predigen, wie der Planet zu verbessern und die Welt zu gestalten sei. Die fast allgegenwärtige Verherrlichung hochtrabender Umwelt-, Sozial- und Governance-Strategien unter dem Schlagwort ESG (Environment, Social, Governance) zeigt, dass man in der prominenten Führungsschicht offenbar uniform gewillt ist, den Staat einzuspannen, um die Unternehmen – und leider auch alle anderen – nach links zu ziehen.

ESG ist eine Abkürzung dafür, dass Vermögensverwalter, Banker und Investoren bei der Kapitalallokation oder Risikobewertung nichtfinanzielle Vorgaben und Kennzahlen berücksichtigen sollen. Eine wachsende Koalition von Regierungen, Zentralbanken,

NGOs, Vermögensverwaltungsfirmen, Finanzministerien, Finanzinstituten und institutionellen Anlegern befürwortet ESG als langfristige Top-down-Lösung für den Umgang mit angeblichen Sozial- und Klimarisiken. Selbst wenn solche Risiken real sind – ist da ESG die richtige Lösung?

Weltwirtschaftsforum-Teilnehmer würden sich nicht für ESG einsetzen, wenn sie nicht davon profitieren würden. Diese schlichte Tatsache allein diskreditiert ESG nicht, aber sie wirft Fragen nach den Hintergedanken auf: Was ist hier wirklich los? Auf welche Weise werden diese Giganten der Finanzwelt und der Regierungswelt von ESG profitieren?

Ziemlich klar ist die Antwort mit Blick auf die institutionellen Anleger, die dem Aktivismus Vorrang einräumen vor den rein finanziellen Zielen oder Renditen – wobei aktivistische Investoren solche Prioritäten aus juristischen Gründen abstreiten würden. Erst ein Jahrhundert ist es her, dass das breite Publikum einfachen Zugang erhielt zum Kaufen und

*Es gibt keinen Mittelweg.
Man muss seine Meinung kundtun,
sich für eine Seite entscheiden.*

Verkaufen von Aktien, und die US-Börsenaufsicht SEC, gegründet als Reaktion auf die Grosse Depression, ist nicht mal hundert Jahre alt. Bis vor kurzem war es so, dass die meisten Anleger einfach ihre Aktien verkauften, wenn ihnen nicht passte, was die Firma machte. Eine Stimmabgabe als Aktionär betraf nur wichtige Themen wie Fusionen und Übernahmen.

Heute im Jahr 2023 jedoch bestellen institutionelle Anleger wie Hedge-Funds und Vermögensverwaltungsgesellschaften Verwaltungsräte, üben Stimmrechtsvollmachten aus und publizieren Aktionärsberichte mit dem primären Ziel, Unternehmen zu politisieren. Als Intermediäre investieren sie für Pensionsfonds, Investmentfonds, Stiftungen, Staatsfonds und mehr – all dies im Namen von Begünstigten, die vielleicht wissen, vielleicht auch nicht, welche politischen Anliegen ihr investiertes Vermögen unterstützt.

Eintrittskarte zur Elite

Wenn ein börsenkotiertes Unternehmen sich *woken* zu verhalten beginnt, sollte man prüfen, welche Parteien wie grosse Kapitalanteile halten und ob unerwünschter Druck seitens der Aktionäre im Spiel ist. Auch die Rolle der externen Stimmrechtsberater ist von Bedeutung für Verhalten und Politik einer Firma.

Für grosse Unternehmen ist *woken* ein Mittel, um den Wettbewerb auszuschalten. Schliesslich können sie sich die Kosten fürs Befolgen der *woken*-Regulierung viel eher leisten als die kleinen Firmen. Pikant: Institutionelle Anleger warnen

öffentlich vor möglichen Risiken staatlicher Regulierung, im gleichen Atemzug lobbyieren sie aber für die Regulierung. Es erstaunt nicht, dass in den USA unter der Biden-Administration neue *woken*-Bundesgesetze entstehen. Einige Unternehmen werden wohl der Börse den Rücken kehren, um den SEC-Vorschriften zur Offenlegung von ESG-Daten zu entgehen, aber die Regulierung wird in anderen Formen auch private Firmen ereilen.

Die Woken müssten sich eigentlich die Frage stellen, warum sie mit ihren einstigen Feinden aus der Unternehmenswelt kooperieren. Haben sie ihr Engagement gegen Armut aufgegeben für das lukrativere Geschäft mit Identifikationspolitik und Umweltschutz? Haben sie sich verkauft, den sozialen Klassenkampf eingetauscht gegen Dogmatismus zu Rasse, Sexualität und Klimawandel? Da *woken* untrennbar mit ESG verbunden ist, gilt nicht mehr: «Get Woke, Go Broke» («Wer *woken* wird, geht pleite»). Gegenwärtig verspricht *woken* Wohlstand, ein Statusmerkmal, eine Eintrittskarte zu Elitestrukturen.

Lärm, Kämpfe, Wut

ESG hilft den Reichsten, sich besser zu fühlen, während dies die Kluft zwischen Arm und Reich vergrössert und die Volkswirtschaften in den Entwicklungsländern unverhältnismässig stark belastet. Die ESG-Vorschriften verdrängen die klassischen liberalen Regeln und Institutionen, die für Wettbewerb sorgten, Chancengleichheit schufen, das Wahlrecht ausweiteten, ungerechtfertigte Diskriminierung verringerten, Zutritts­hindernisse beseitigten, Unternehmertum und Innovation erleichterten und den Einzelnen befähigten, seine Träume zu verwirklichen und aufzusteigen.

Bald wird es kein Entkommen aus der Politik mehr geben, keine Schutzzonen, wenig Raum für emotionale Distanz, Privatsphäre oder grundsätzliche Neutralität. Es werden parallele Ökonomien für unterschiedliche politische Zugehörigkeiten entstehen. Lärm, Kämpfe, Wut, Ablenkung und Spaltung werden sich vervielfachen; jede alltägliche Handlung wird ein Zeichen für eine grosse Ideologie sein. Da gilt: «Schweigen ist Gewalt.» Es gibt keinen Mittelweg; man muss seine Meinung kundtun, sich für eine Seite entscheiden.

Wenn die Fraktionen ihre Macht weiter konzentrieren und zentralisieren, haben die klassischen Liberalen schlechte Wahlmöglichkeiten. Zwang und Nötigung werden über Freiheit und Zusammenarbeit siegen, Kommerz und Kommando werden Hand in Hand gehen.

Allen Mendenhall ist stellvertretender Dekan und Grady Rosier Professor am Sorrell College of Business an der Troy University, wo er auch geschäftsführender Direktor des Manuel H. Johnson Center for Political Economy ist. www.allenmendenhall.com

Nachrichten aus der Parallelwelt

Das Schweizer Radio und Fernsehen bezeichnet die AfD als «rechtsextrem», obwohl der Ombudsmann diese Praxis rügt. Die Twitter-Files werden ignoriert.

Philipp Gut

Irgendwie erinnert mich das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) an den berühmten «Panther» Rainer Maria Rilkes, der in seinem Käfig hin und her tigert und «hinter tausend Gitterstäben keine Welt» sieht. Als Zuschauer der zwangsgebührenfinanzierten Sender der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) geht es einem ähnlich. Was in der Welt da draussen passiert, erfährt man – wenn überhaupt – nur bruchstückhaft und verzerrt. Das ist jetzt etwas zugespitzt formuliert, ich weiss, darum will ich diesen Eindruck mit Beispielen untermauern.

Nehmen wir die sogenannten Twitter-Files. Dahinter versteckt sich eine der hinterlistigsten Attacken auf die Meinungsäusserungsfreiheit,

Als Kronzeuge zitiert SRF den linken Politologen Wolfgang Schroeder, der in seinen Schriften die Rechte basht.

die sich die angeblich so freie westliche Welt in jüngster Zeit erlaubt hat. Das Social-Media-Unternehmen Twitter zensierte unliebsame Fakten und Meinungen, verbannte Kritiker der amerikanischen Regierungs- und Massnahmenpolitik und setzte sie auf heimliche schwarze Listen. Twitter tat das nicht (nur) aus eigenem Antrieb – was bedenklich genug wäre –, sondern im Auftrag der amerikanischen Regierung. Geheimdienstleute und Regierungsvertreter gingen in den Twitter-Chefetagen ein und aus – ein Berset-Ringier-Gate im Weltformat.

Im Stechschritt in ein Viertes Reich?

Und was erfuhren die Konsumentinnen und Konsumenten der Schweizer Gebührensender davon? Nichts. Erst nach Wochen – im News-Geschäft eine Ewigkeit – berichtete SRF darüber. Aber auch dann nicht mit der für die Gebührensender gebührenden Sachgerechtigkeit, nein: Es tat die vom neuen Twitter-Eigentümer Elon Musk publik gemachten Enthüllungen als «Selektion von Musk» ab, die «nicht als Beleg einer einseitigen Haltung von Twitter dienen» könne. Demagogischer geht's nicht. Da passt es, dass

der öffentlich-rechtliche Norddeutsche Rundfunk Twitter-User mit abweichender Meinung als «Ratten» beschimpfte, die in ihre Löcher zurückzuprügeln seien. Ausgewogenheit à la ARD und SRF.

Aber zurück in die Schweiz: Nehmen wir als weiteres Beispiel die Alternative für Deutschland (AfD). In der SRF-Sendung «Rendez-vous» vom 1. Februar 2023 wurde die liberal-konservative Partei pauschal als «rechtsextrem» bezeichnet, als ob sie im Stechschritt in ein Viertes Reich marschieren wollte. Laut Schweizer Radio und Fernsehen waren der «Rechtspopulismus und das Extreme» schon bei der Parteigründung in der AfD angelegt. Darum sei sie eine «Gefahr für die Demokratie».

Als Kronzeuge zitiert SRF den linken Politologen und Gewerkschafter Wolfgang Schroeder, der in seinen Schriften die Rechte basht und – als langjähriger IG-Metall-Funktionär – die Linke feiert («Rechte Akteure im Betrieb», «Einfallstor für rechts?», «Neue Mitglieder für die Gewerkschaften»). Schroeder darf auf Radio SRF unwidersprochen behaupten, die AfD nutze «die



«Gefahr für die Demokratie»: SRF-Chiefredaktor Brenner.

Werkzeuge der Demokratie, um diese letztlich zu zerstören». Wer einen Beleg für diesen ungeheuerlichen Vorwurf erwartet, wartet vergeblich. Da erstaunt es auch nicht, dass kein einziger AfD-Vertreter von SRF befragt, geschweige denn mit den rufschädigenden Vorwürfen konfrontiert wurde.

Vorbild Elon Musk

Wachsamen Zuschauerinnen und Zuschauern stellt sich dabei ein Déjà-vu ein: Einen ähnlichen Fall gab es bereits vor ein paar Jahren. Der *Tages-Anzeiger* titelte damals: ««10 vor 10» darf AfD nicht rechtsextrem nennen». Der Hintergrund: Ein Zuschauer hatte einen Beitrag vom 16. Oktober 2017 beanstandet, in dem innert dreier Minuten viermal der Begriff «rechtsextrem» fiel. Im Zusammenhang mit dem Wahlsieg von Sebastian Kurz (ÖVP) schwadronierte das Schweizer Fernsehen von einem «Aufstieg der Rechtsextremen in Europa». Dazu zählte es neben der AfD auch die österreichische FPÖ («das rechtsextreme Original») oder die niederländische Partei für die Freiheit (PVV) von Geert Wilders.

Das ging selbst Ombudsmann Roger Blum zu weit. Er rügte SRF und unterstützte «in der Sache» die Beanstandung des Zuschauers, der argumentiert hatte, es sei «üble politische Indoktrination und Machtmissbrauch», die europäischen Rechtsparteien als «rechtsextrem» zu bezeichnen. Viel gelernt hat die SRF-Redaktion nicht, sonst würde sie die AfD nicht erneut in die rechtsextreme Ecke schieben.

In frischer Erinnerung – um ein letztes Beispiel zu nennen – dürfte dem «Arena»-Publikum noch sein, wie Moderator Sandro Brotz im vergangenen März SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi abkanzelte («Das, was Sie gesagt haben, Herr Aeschi, war rassistisch. Punkt, Ausrufezeichen»). War es nicht, wie die Unabhängige Beschwerdeinstanz (UBI) urteilte. Die Redaktion habe mit dieser «irreführenden Begründung» journalistische Sorgfaltspflichten verletzt, so die UBI. Konsequenzen hatte auch dieser Fall nicht.

Wer befreit SRF von den Gitterstäben, die uns die freie Sicht auf die Welt nehmen? Elon Musk hat vorgemacht, wie's geht.

HERODOT



Der Ukraine-Krieg mischt die politischen Lager auf. Die bürgerliche Sicherheitsallianz ist zerbrochen. Eben noch hatten SVP, FDP und Mitte einträchtig das Armeebudget drastisch erhöht. Nun wollen FDP-Vertreter mit Hilfe der SP-Armeeabschaffer fast die Hälfte unserer Panzer verscherbeln. In Deutschland treiben grüne Kriegsgurgeln und FDP zusammen mit der oppositionellen CDU ihren SPD-Kanzler vor sich her zu immer neuen Waffenlieferungen an die Ukraine. Kaum sind Kampfpanzerlieferungen zugesagt, werden schon Kampfflugzeuge gefordert. Besonders tun sich dabei zwei «Menschen mit Gebärmutter» hervor: die Vorsitzende des Verteidigungsausschusses, Marie-Agnes Strack-Zimmermann (FDP), und Aussenministerin Annalena Baerbock (Grüne), die noch vor einem Jahr mit dem Slogan «Keine Waffen [...] in Kriegsgebiete» um Stimmen warb. Während Zivilistinnen die Kriegstrommeln rühren, rufen «alte weisse Männer» in Uniform zu Verhandlungen auf (etwa der höchste US-General, Mark Milley). Liegt das etwa daran, dass Frauen nicht an die Front müssen? Die Mär von der grösseren Friedfertigkeit weiblicher Politiker ist jedenfalls endgültig widerlegt.

Auch in der Schweiz tun sich zwei Nationalrätinnen aus entgegengesetzten Lagern mit Forderungen nach Waffenlieferungen an die Ukraine besonders hervor. Maja Riniker (FDP/AG) und Franziska Roth (SP/SO) fordern einträchtig, dass wir 96 eingelagerte Panzer, die es zur Vollausrüstung unserer Panzerbrigaden braucht, zum Altmetallpreis an Nato-Staaten verkaufen, um deren Lieferungen an die Ukraine zu ersetzen. Die Lücken bei der Ausrüstung unserer eigenen Panzer-

truppen könnten wir ja später mit neuen Panzern (zum x-fachen Preis) wieder füllen. Weil unsere Panzer nicht direkt an die Ukraine gingen, sondern deren Belieferung lediglich ermöglichten, soll ein solcher «Ringverkauf» neutralitätsrechtlich unproblematisch sein. Russland und die mehr als vier Fünftel der Staatenwelt, welche die Waffenlieferungen an die Ukraine und die westlichen Sanktionen gegen Russland nicht mittragen (156 Staaten), dürften dies an-

Mögliche Waffenlieferungen an die Ukraine durch die Schweiz verletzen den harten Kern der Neutralität.

ders sehen. Einstweilen hat eine Allianz von SVP, Mitte und Grünen den unsäglichen Vorschlag in der Sicherheitspolitischen Kommission (SiK) des Nationalrats abgelehnt. Aber die beiden Damen geben nicht auf.

Seitens der EU gibt es erheblichen Druck, der Lieferung schweizerischen Kriegsmaterials an die Ukraine zuzustimmen, das vor Jahren an EU-Staaten ging. Das Erfordernis der Zustimmung entstammt nicht dem Neutralitätsrecht, sondern unserem Kriegsmaterialgesetz (KMG) und steht deshalb in den Kaufverträgen der Waffen. Neutralitätsrechtlich könnten wir bei künftigen Waffenverkäufen darauf verzichten. CVP-Mitte und die SP-Armeeabschaffer, die das KMG zusammen mit den Grünen vor weniger als zwei Jahren erheblich verschärft hatten, wollen es nun aber wegen der Ukraine und des Drucks der EU mit abenteuerlichen Konstrukten rückwirkend lockern. Sie werden dabei von FDP und GLP unterstützt. Nur die Grünen sind konsequent restriktiv bei Kriegsmaterialverkäufen und halten – zusammen mit der SVP – an der Neutralität

fest. Ihr Glarner Ständerat Mathias Zopfi war in der SRF-«Arena» als Einziger überzeugend.

FDP-Präsident Thierry Burkart und andere machen geltend, die Nichtermöglichung von Waffenlieferungen an einen Angegriffenen sei eine Begünstigung des Angreifers und darum neutralitätswidrig. Das ist totaler Mumpitz! Das Neutralitätsrecht unterscheidet bezüglich Waffenlieferungen nicht zwischen Angreifern und Angegriffenen, und auch die Schweiz hat dies – unter langjähriger FDP-Dominanz – noch nie getan. Burkart musste in der «Samstagsrundschau» von Radio DRS zwar eingestehen, dass die Zustimmung zur Weitergabe der Waffen das Neutralitätsrecht verletzte. Doch er will die vertraglichen Zustimmungserfordernisse per Gesetzesänderung rückwirkend annullieren, um die Weitergabe der Waffen zu ermöglichen. Darin sieht er keine Neutralitätsverletzung. Die SiK des Ständerates unterstützt diesen Vorschlag. Solch abenteuerliche Argumentationen bezeichnen Angelsachsen als «too smart by half», was man frei mit Milchmädchenrechnung oder Bubentrickli übersetzen könnte. Die Neutralitätsverletzung liegt nicht in der Gutheissung der Weitergabe schweizerischer Waffen, sondern in deren Ermöglichung, egal, wie dies geschieht. Unser Handeln wäre in beiden Fällen absichtlich kausal für Waffenlieferungen an eine Kriegspartei, die ohne unser Zutun nicht möglich wären. Damit verletzen wir den harten Kern des Neutralitätsrechts: die Pflicht Neutraler zur Gleichbehandlung von Kriegsparteien bei Waffenlieferungen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Die Profi-Journalistin und das Profi-Opfer

Michèle Binswanger wurde mit ihren Reportagen zur profiliertesten Journalistin der Schweiz. Bis ihre Reportage über die Zuger Sex-Affäre erscheinen konnte, brauchte es fünf Gerichtsurteile.

Kurt W. Zimmermann

Unter vier Augen getroffen haben sich die beiden ein einziges Mal. Die Journalistin Michèle Binswanger besuchte die Kantonsrätin Jolanda Spiess-Hegglin in deren Wohnung in Zug, Stadtteil Oberwil. Binswanger, Reporterin beim *Tages-Anzeiger*, wollte ein Porträt über die Politikerin schreiben.

Man sass in der Küche, Politikerin Spiess-Hegglin offerierte Kaffee und Guetsli und erzählte ihre Version der sogenannten Zuger Sex-Affäre. Die beiden verstanden sich recht gut. Journalistin Binswanger schickte ihr das Porträt vor der Publikation gar integral zu. Das tun Journalisten nur dann, wenn sie der Gegenseite nicht misstrauen.

Der Artikel aber gefiel Spiess-Hegglin weniger. «Die Hoffnung der Zuger Grünen», so stand über sie, «ist schwer angeschlagen.»

Das war im April 2015.

Die Zeitungen und Sender waren damals voll von der Zuger Sex-Affäre, die sich gut drei Monate zuvor zugetragen hatte. An der Landammann-Feier, einer Party der lokalen Politprominenz, hatte die Grüne Jolanda-Spiess-Hegglin heftig mit dem SVP-Präsidenten Markus Hürlimann herumgeknutscht, und wahrscheinlich mehr als nur geknutscht. Am nächsten Tag formulierte sie die Hypothese, sie sei mit K.-o.-Tropfen gefügig gemacht worden. Hürlimann kam dadurch in Verdacht, sie vergewaltigt zu haben.

Beides, die Tropfen wie die Vergewaltigung, hielten später der Überprüfung nicht stand.

Zur Erzfeindin erkoren

Jetzt ist nicht mehr April 2015. Jetzt ist Februar 2023. Aber die Zuger Sex-Affäre ist so quicklebendig wie eh und je. Sie ist der anhaltendste Blockbuster der helvetischen Skandal- und Mediengeschichte. Nicht einmal das Drama um Elisabeth Kopp kam vor 35 Jahren bei der Spieldauer an das Zuger Theaterstück heran.

Wieder stehen sich heute die zwei selben Protagonistinnen gegenüber, Jolanda Spiess-Hegglin natürlich, die sich inzwischen von der Politikerin zur Internet-Aktivistin gewandelt hat, und Michèle Binswanger, die nun Ressortchefin beim *Tages-Anzeiger* ist. Aber Kaffee und Guetsli

offeriert Spiess-Hegglin ihr keine mehr. Sie hat Binswanger inzwischen zu ihrer Erzfeindin auserkoren. Denn Binswanger hat ein Buch über die Affäre geschrieben.

Das Buch unter dem Titel «Die Zuger Landammann-Affäre» liegt seit letzter Woche vor. Binswanger beschreibt das nächtliche Drama aus der Sicht von Markus Hürlimann, dem zu

Eine gute Story, gut geschrieben, was will man mehr in diesem Metier?

Unrecht Beschuldigten. Dazu unterlegt sie die Geschichte mit einer Vielzahl von Einvernahmeprotokollen, medizinischen Gutachten und Zeugenaussagen zum Thema.

Binswangers Buch ist ein Thriller. Es ist es gerade darum, weil es die Geschichte dieser Nacht in Zug und ihre jahrelangen Folgen ebenso akribisch wie emotionslos beschreibt. Das schafft Authentizität.

Allerdings, wenn man die 220 Seiten liest, wird einem Frau Spiess-Hegglin nicht unbedingt sympathischer. Sie hatte, so zeigt die Dokumentation, offenbar in dieser Nacht ziemlich einen sitzen, genauso wie ihr Flirtpartner Markus Hürlimann, obschon sie das später bestritt. Sie liess ihre Finger nicht von Hürlimann, obschon sie das später bestritt. Sie sorgte mit ihrer unhaltbaren K.-o.-These dafür, dass die ganze Affäre strafrechtlich überhaupt ins Rollen kam. Und sie hielt die Geschichte dann jahrelang am Kochen, indem sie sich mediengeil auf allen publizistischen Kanälen als missbrauchtes Opfer präsentierte.

Wenn man Journalistin Binswanger fragt, warum sie, Jahre danach, die Zuger Skandalnacht erneut zum Thema machte, dann sagt sie: «Es ist einfach eine gute Story.» «Mhm», sagt man dann. Dann fügt sie an: «Und ich glaube, ich habe die Story auch gut geschrieben.»

Das ist die klassische Antwort einer Profi-Journalistin. Eine gute Story, gut geschrieben, was will man mehr in diesem Metier? Die Welt verbessern?

Michèle Binswanger ist die profilierteste Autorin, welche die Schweizer Medien seit langem hervor gebracht haben, sie steht in einer Reihe mit Namen wie Laure Wyss und Margrit Sprecher. Schon 2010 wurde sie von der Medienbranche zur «Journalistin des Jahres» gewählt, nachdem sie als eine der Ersten einen Internet-Blog mit Zeitungsjournalismus kombiniert hatte.

Publizistisches Beuteschema

Es ist nicht erstaunlich, dass sie auf die Zuger Chronik ansprang. Es passt perfekt in ihr publizistisches Beuteschema. Binswanger hat sich eine unverwechselbare Marktlücke erschrieben, die es vorher in der Schweiz und auch sonst im deutschsprachigen Raum so nicht gegeben hatte. Es ist die Rolle der politisch unkorrekten Feministin.

Binswanger ist in ihren Themen durchaus engagiert für Frauenfragen, durchaus Feministin, aber, anders als die meisten eifrigen Kolleginnen, verzichtet sie auf all die wohlfeilen Klischees des Geschlechterkampfes. Es gibt bei ihr keine alten weissen Männer, die ganztags die Frauen unterdrücken, und es gibt keine bemitleidenswerten Weibchen, die von Opferrolle zu Opferrolle taumeln. Es ist alles differenzierter, also so, wie es ist.

Ihren ersten Artikel, der auch international Furore machte, verfasste Binswanger 2012 in der *Zeit*. Titel war: «Monogamie. Die grosse Lüge». Binswanger untersuchte, auch aus eigener Erfahrung, die Freuden und Leiden von Untreue und Seitensprung. Aber es gab keine Täter und keine Opfer im Text. Bis heute, sagt sie, werde sie immer wieder auf das Stück angesprochen.

Man nimmt ihr diese Sichtweise auch darum ab, weil Binswanger, anders als viele heutige woke Journalistinnen, in Beziehungsfragen kein Blaustrumpf ist. Sie ist fünfzigjährig und Mutter von zwei Kindern aus einer ehemaligen Verbindung, heute 18 und 22 Jahre alt. Sie lebt zusammen mit einem bekannten Medienmann, Typus Kraftmeier, der auch nicht gerade zu den stillen Wassern gehört. Sie kennt das Spannungsfeld von Frau und Mann nicht nur aus den Salons der Betroffenheitsdebatten.

In regelmässigen Abständen, da konnte man über die letzten Jahre sicher sein, lieferte Binswanger journalistische Volltreffer ab. Ein Beispiel war etwa ihre mehrteilige Serie über die Schliessung der offenen Drogenszene am Platzspitz im Jahre 1992, eine der grössten sozialen Katastrophen der Stadt Zürich. Dann wiederum beschaffte sie sich die Akten über den Fall von Günther Tschanun, den Chef der Zürcher Baupolizei, der 1986 vier seiner Mitarbeiter im Amtshaus erschoss. Das staunende Publikum erfuhr, dass Tschanun nach seiner Entlassung unter falschem Namen und auf Staatskosten im Tessin lebte, bis er dort vor acht Jahren bei einem profanen Velounfall ums Leben kam.

Auch Spiess-Hegglin war in der Zwischenzeit nicht untätig geblieben. Sie tingelte von TV-Station zu TV-Station und von Zeitungsredaktion zu Zeitungsredaktion, gern mit leidendem Timbre in der Stimme, und bewirtschaftete ihre Opferrolle, auch ihre Rolle als Medienopfer. Zunehmend nutzte sie die sozialen Medien für ihre Botschaft. Auf Twitter etwa verbreitete sie ein Bild von Michèle Binswanger weiter, auf dem die Journalistin geköpft wurde – und entschuldigte sich, als es Kritik hagelte, natürlich sofort dafür.

Die intensive PR-Kampagne in eigener Sache war ein Erfolg. In der Öffentlichkeit setzte sich das Narrativ von Spiess-Hegglin definitiv durch, wonach in Zug ein unschuldiges Lamm einem bösen Wolf zum Opfer gefallen war.

«Mich würde auch mal die Gegenseite interessieren», sagte sich Binswanger nun, rief den vermeintlichen Wolf Markus Hürlimann an und fragte, ob er für ein Interview zur Verfügung stehe. Man traf sich, und schnell stellte sich heraus, dass Hürlimanns persönliche Geschichte jedes Interviewformat sprengte. Gegen Ende 2019 begann Binswanger am Buch über die zweite Sicht der Zuger Affäre zu schreiben.

Es folgte eine gerichtliche Eskalation rund um die Presse- und Meinungsfreiheit, wie sie die Schweiz noch nicht erlebt hatte. Spiess-Hegglin unternahm zwei Jahre lang alles, damit das Buch verboten würde. Gecoacht wurde sie dabei von der prominenten Anwältin Rena Zulauf, die bekannt ist für ihre gesalzenen Honorarnoten wie für ihre gesalzene Sprache.

Kaskade von versuchten Berufsverboten

Es brauchte fünf Gerichtsurteile, bis das Buch endlich erscheinen durfte. Im Kurzdurchlauf: Erst verbot ein Einzelrichter in Zug mit einer superprovisorischen Verfügung das Buch, weil er eine Persönlichkeitsverletzung witterte. Das wurde vom Zuger Kantonsgericht bestätigt. Das Zuger Obergericht zerfetzte dann das vorinstanzliche Urteil in der Luft und gab das Buch frei. Spiess-Hegglin und Anwältin Zulauf gelangten dann ans Bundesgericht, wo ihr Antrag auf ein Buchverbot erneut abgeschmettert wurde. Sie gingen dagegen in Revision und blitzten vor Bundesgericht ein zweites Mal ab.



Rolle der politisch unkorrekten Feministin: Journalistin Binswanger.

Interessant war vor allem das Urteil des Zuger Obergerichts, denn es sagte glasklar, dass Jolanda Spiess-Hegglin kein Medienopfer, sondern eine Medientäterin sei. Spiess-Hegglin, so die Urteilsbegründung wörtlich, war «selbst wesentlich daran beteiligt, dass der <Medienhype> um die Ereignisse der Landammann-Feier von 2014 anhielt und das Interesse daran nicht abflachte».

Bereits ist ein sechstes Gerichtsverfahren in dieser Causa eingeleitet, aber dieses Knallbonbon heben wir uns für die Schlusspointe auf.

Es ist klar, was eine solche Kaskade von versuchten Berufsverboten bei einem echten Journalisten auslöst. Da wirft keiner die Feder ins Korn. Binswanger wusste immer: Der Text muss raus.

Als Folge der juristischen Bataille fand sie allerdings keinen Schweizer Verlag mehr, der ihr Buch herausgeben wollte. Kein Verlag hatte Lust und Geld, sich von den beiden juristischen Klageweibern Spiess-Hegglin und Zulauf mit Prozessen und Schadenersatzforderungen über-

ziehen zu lassen. Binswanger publizierte ihr Buch darum im Eigenverlag, wo man es unter der Webadresse michelebinswanger.com bestellen kann.

Wenn es nun noch einen Beweis gebraucht hätte, dass die Zuger Sex-Affäre bis heute ein Dauerbrenner ist, dann wurde der Beweis umgehend erbracht. Die erste Auflage des Buchs war innert 48 Stunden ausverkauft.

Das Profi-Opfer Spiess-Hegglin ist damit gegen die Profi-Journalistin Binswanger arg gescheitert. Doch ein echter Profi gibt nicht so schnell auf. Spiess-Hegglin schaltete darum einen Gang höher. Am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg hat sie nun die Eidgenossenschaft eingeklagt, weil deren Bundesgericht das Buch nicht verboten hat. Spiess-Hegglin, kein Zweifel, wird mit dieser Groteske in Strassburg erneut untergehen.

Aber dann bleibt ihr ja immer noch die Uno-Vollversammlung in New York.



Gourmet-Spezial: Hotel «Hof Weissbad» (4*S) und «Weissbad Lodge»

Appenzell à la carte

Schweizer Qualität, urchiges Brauchtum und intakte Natur – gönnen Sie sich eine Auszeit im einzigartigen Appenzellerland. Sie haben die Wahl zwischen dem erstklassigen Komfort im 4-Sterne-Superior-Hotel «Hof Weissbad» und der unkompliziert-modernen «Weissbad Lodge» gleich nebenan. Gelebte Gastfreundschaft, hochstehende Gastronomie und ein breites Freizeit- und Wellness-Angebot lassen den Alltag im Nu vergessen.

Zwischen Alpstein und Bodensee, inmitten von sanften Hügeln, empfängt Sie der innovative «Hof Weissbad» als Magnet und Inspirationsquelle für Aktive und Ruhesuchende. Ob spektakuläre Bergwelt oder stille Matten, enge Gassen oder geschichtsträchtige Bauten, aufregende Steinzeitfunde oder einladende Sportanlagen – rund um den «Hof Weissbad» locken hinreissende Attraktionen. Hier ist der ideale Ausgangspunkt für alle, die das unvergleichliche Appenzellerland erleben und geniessen möchten.

Als Gäste des 4-Sterne-Superior-Hotels «Hof Weissbad» erwarten Sie 87 moderne Zimmer und Suiten, die keine Wünsche offenlassen. Stilvolle Akzente aus Kultur und Tradition des Appenzellerlandes prägen die Atmosphäre. Der Wellnessbereich bietet ein umfangreiches Angebot mit Quellwasser im Innen- und Aussenbad, Saunalandschaft, Fitness, Gymnastik, Massagen und Kosmetik. Ruhe erleben Sie im weitläufigen Hotelpark

mit Wald, Wiesen, Bach und Kräutergarten. Um das kulinarische Wohl kümmert sich unsere mit 16 Gault-Millau-Punkten prämierte Spitzenküche von Küchenchefin Käthi Fässler mit ihrem Team.

Trendig, praktisch und unkompliziert logieren Sie in der «Weissbad Lodge». Das Nebenhaus ergänzt das Hotelangebot seit Sommer 2018 mit geräumigen und hellen Zimmern und bietet alles, was aktive Erholungssuchende erwarten. Egal, ob Tempofanatiker auf dem Mountainbike oder Wanderer in roten Socken – hier ist der perfekte Ort zum Erleben und Geniessen.

Die einmalige Landschaft erkunden Sie beim Wandern oder auf einer Tour mit dem E-Flyer oder E-Mountainbike, die (im Hof kostenlos) zur Verfügung stehen. Mit der Ferienkarte sind Fahrten mit der Appenzeller Bahn, den drei Luftseilbahnen sowie Museumseintritte gratis.

Weltwoche-Spezialangebot

Gourmet-Spezial Appenzellerland

Leistungen Hotel «Hof Weissbad»:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- 3 Abendessen bei Halbpension (4-Gang-Menü, 18 Gerichte zur Auswahl), mittwochs Appenzeller Spezialitäten vom Buffet
- Kostenlose E-Bike-Benützung

Leistungen «Weissbad Lodge»:

- 3 Übernachtungen
- Frühstücks-Auswahl in Selbstbedienung
- 3 Abendessen im Bistro (3-Gang-Menü)
- Tischfussball und Billard

In beiden Angeboten inkl.:

- Anreise mit dem ÖV ab jedem Bahnhof der Schweiz
- Mittwochs ab 20 Uhr Appenzeller Musik in der Hotelhalle
- Bade- und Saunalandschaft, Fitnessraum, kostenlose Gruppenkationen
- Appenzeller Ferienkarte
- Kostenloser Parkplatz in der Tiefgarage oder im Freien

Preise «Hof Weissbad» (pro Pers.):

Doppelzimmer: Fr. 780.– (statt Fr. 870.–)
Einzelzimmer: Fr. 900.– (statt Fr. 1005.–)

Preise «Weissbad Lodge» (pro Pers.):

Doppelzimmer: Fr. 444.– (statt Fr. 494.–)
Einzelzimmer: Fr. 498.– (statt Fr. 554.–)

Buchung/Veranstalter:

Reservieren Sie Ihr Arrangement online unter www.privateselection.ch/weltwoche, per Mail an info@privateselection.ch oder telefonisch über Tel. 041 368 1005. Bitte das Stichwort «Platin-Club» angeben. Buchbar bis 31. August 2023 (ausgenommen Fest- und Feiertage).

Sie wohnen im:

Hotel «Hof Weissbad», www.hofweissbad.ch oder Weissbad Lodge, www.weissbadlodge.ch, 9057 Weissbad-Appenzell

www.weltwoche.ch/platin-club

Grossbritannien löst sich vom maroden Europa

Der Brexit sei ein katastrophaler Misserfolg, sagen die «Remainer». Falsch. Die Entfesselung der britischen Wirtschaft beginnt erst jetzt.

Francis Pike



Neue Partnerschaften stellen EU in den Schatten: Premierminister Sunak.

London

Bei einem Vortrag, den ich kürzlich besuchte, schloss sich Frankreichs ehemaliger Präsident François Hollande dem Konsens in der Europäischen Union (EU) an, dass der Brexit ein katastrophaler Misserfolg war. Er dankte Grossbritannien für den Austritt mit der fadenscheinigen Begründung, er habe die EU stärker und geschlossener gemacht. Belege für diese Behauptung wurden nicht vorgelegt.

Der Konsens, dass der Brexit ein Misserfolg war, ist nicht auf Europa beschränkt. So schrieb Richard Seymour, ein Mitglied der trotzkistischen Socialist Workers Party, in der *New York Times*: «Die Brexit-Fantasie der Rechten von einem wiederbelebten Grossbritannien, das von den Fesseln Europas befreit ist, ist am Ende.»

Rückschläge und Verzögerungen

Auch im Vereinigten Königreich sind die Brexiteers seit dem Referendum im Juni 2016 ständigen Angriffen ausgesetzt. Das Narrativ vom gescheiterten Brexit wird von linken Institutionen wie Universitäten, Fernsehmedien – insbesondere der BBC – und dem öffentlichen Dienst weitgehend unterstützt.

Haben die Brexit-Gegner recht? Auf den ersten Blick sind die Zahlen nicht gut.

Nachdem Grossbritannien seit der Umstrukturierung seiner Wirtschaft durch Margaret Thatcher das europäische Land mit den am schnellsten wachsenden ausländischen Direktinvestitionen war, ist es in dieser Wertung auf einen Mittelfeldplatz zurückgefallen. Ausländische Investitionen sind für Grossbritannien wichtig. Nicht nur für die Bildung von Anlagekapital, sondern auch für die Finanzierung der Staatsverschuldung, die zu 28 Prozent durch ausländisches Kapital finanziert wird. Nach Angaben des Office for National Statistics weist das Vereinigte Königreich einen negativen Saldo bei den Direktinvestitionen in Höhe von 233 Milliarden Pfund auf, gegenüber 165 Milliarden Pfund im Jahr 2020.

Darüber hinaus war der Produktivitätsanstieg seit Ende der Pandemie der schwächste aller europäischen Länder. Der britische Arbeitskräftemangel, von dem ganz Europa betroffen ist, war wohl der schlimmste. Kein Wunder, dass sich die «Remainiacs» auf das Narrativ «Grossbritannien im Niedergang» gestürzt haben.

Aber lassen Sie uns diese Geschichte ins rechte Licht rücken. Zunächst ein kleiner Rückblick.

Ein Zerwürfnis der Brexiteers führte zur Wahl einer «Remainer»-Premierministerin, der völlig unfähigen Theresa May. Unerklärlicherweise brauchte sie über ein Jahr, um den Brexit einzuleiten. Weitere zwei Jahre wurden damit verbracht, sich in Verhandlungen mit einer feindseligen EU zu verzetteln. Mit Hilfe der Tory-Remainers, der Oppositionsparteien und des linksgerichteten Obersten Gerichtshofs des Vereinigten Königreichs taten sie alles, um den Willen des britischen Volkes zu vereiteln.

Nach drei verlorenen Jahren gelang es Boris Johnson, Grossbritannien aus Europa herauszuholen – und er schlug die «Remainer»-Labour-Partei bei den Parlamentswahlen. Der Weg für eine Brexit-Reform schien frei zu sein. Aber leider hat Covid innerhalb von sechs Monaten jede Hoffnung auf eine goldene Zukunft nach dem Brexit zunichtegemacht. Weitere zwei Jahre gingen verloren. Dann hat Johnson das Parlament

und die Öffentlichkeit im Zusammenhang mit der «Partygate»-Affäre anscheinend belogen; weitere neun Monate gingen verloren. Die nächste Wahl zum Parteivorsitzenden brachte uns die Bonsai-Brexiteer, Lizzie «die Verrückte» Truss. Noch mehr verlorene Zeit.

Acht neue Freihandelszonen

Endlich, sechs Jahre nach dem Referendum, wurde eine vernünftige, kompetente, für den Brexit eintretende konservative Regierung unter Führung von zwei früheren Geschäftsmännern, Premierminister Rishi Sunak und Schatzkanzler Jeremy Hunt, eingesetzt. Gemeinsam arbeiten sie an einer Wirtschaftsstrategie, die dem Brexit gerecht wird.

Deregulierungsgesetze für den Finanzplatz und die Industrie werden das Vereinigte Königreich aus dem strangulierenden bürokratischen

Heute, sechs Jahre nach dem Referendum, steht eine Regierung, die dem Brexit gerecht wird.

Griff der EU befreien. Acht Freihandelszonen sind entstanden. Es werden Arbeitsmarktreformen eingeführt, um die zunehmend linksgerichteten Gewerkschaften zu bekämpfen. Die Reform des Wohlfahrtsstaates wird die Menschen wieder in die Arbeitswelt zurückbringen. Die Zahl der Sozialhilfeempfänger ist seit Covid um 500 000 gestiegen, was den Arbeitskräftemangel im Vereinigten Königreich verursacht hat und nicht etwa fliehende Europäer, wie es die Brexit-Gegner behaupten.

Am wichtigsten ist vielleicht, dass Sunak darauf drängt, der Transpazifischen Partnerschaft beizutreten, einem schnell wachsenden Block von elf Ländern, die 13,5 Prozent des weltweiten BIP ausmachen. Wenn China wie erwartet beiträgt, würde die transpazifische Gruppierung die EU in den Schatten stellen – 35 Prozent des globalen BIP gegenüber 10 Prozent.

Kurz: Das wirtschaftliche Ziel des Brexit, sich von der maroden EU abzukoppeln, hat endlich begonnen. Besser spät als nie.

Seine Plakate offenbaren den Geist Russlands

Eine Ausstellung in Berlin zeigt faszinierende Werbeplakate aus der Sowjet-Zeit. Ihr Sammler ist ein Deutscher, der bis Kriegsbeginn Bankmanager in Moskau war.

Peter Littger

Wenn er vom «Fantasieimperium» spricht, meint Oliver Kempkens die Sowjetunion, wie sie sich einst selbst dargestellt hat: mondän, kunstvoll abstrakt und mindestens so grossspurig wie neben der tatsächlichen Spur ihrer von knappen Ressourcen und armen Menschen geprägten Realität. Etwa wenn ein aerodynamischer Schnellzug über ein überdimensioniertes Viadukt im «sowjetischen Armenien» donnert. Oder wenn ein offener Sedan mit betuchten Passagieren den «Georgian Military Highway» passiert.

«Zu sehen ist ein Modellstaat, der mit 189 Völkern und vielfältigen Landschaften wirbt – und alles einer grossen Idee unterordnet», sagt Kempkens. «Die Voraussetzung dieser Idee war der folgsame Sowjetmensch in einer scheinbar perfekten Zivilisation.»

Wir stehen im «Tolstoi-Saal» des Russischen Hauses in Berlin, wo gegenwärtig auf blutroten Wänden 22 Plakate ausgestellt sind, die Kempkens gehören. Suchend dreht sich der grosse Mann, bis er mit dem Finger auf ein Motiv am anderen Ende des Raums zeigt. Es trägt den Titel «Moscow» und ist eine Zeichnung der russischen Hauptstadt: in der Mitte der bombastische Erlöserturm des Kreml mit dem rubinroten Sowjetstern auf der Spitze. Am Rand, verschwindend klein: Menschen.

Im Westen en vogue

«Das war mein erstes Plakat», sagt Kempkens, der 1984 in der von Krieg und Wiederaufbau verschandelten westdeutschen Stadt Essen auf die Welt kam. Siebzehn Jahre später reiste er nach Lettland. «Die untergegangene Sowjetunion war noch Thema, und ich wollte etwas von ihrer Ästhetik und von ihrem Anspruch besitzen.»

Urheber war die staatliche Tourismusagentur Intourist, die das Kommissariat für Bahn und Kommerz 1929 gegründet hatte, um ausländische («inostrannyj») Reisende («turisti») in sowjetische Metropolen und Provinzen zu locken. Selbstverständlich ging es um harte Devisen. Mit dem Glanz der neuen kommunistischen Gesellschaft richtete man sich an Neugierige aus

Berlin

dem Kapitalismus. Bis 1939 kam eine knappe Million Menschen ins Fantasieimperium.

Die Stilistik, die für die Tourismuswerbung kopiert und weiterentwickelt wurde, war im Westen schon seit einiger Zeit en vogue. Viele Arbeiten der Art trugen die Handschrift ausgerechnet jenes französischen Gestalters, der seine Kindheit und Jugend in der Ukraine verbracht hatte: A. M. Cassandre.

«Der antikapitalistische Werbebezug heiligte die künstlerischen Mittel», sagt Kempkens. Obwohl er am Ende der Sowjetunion erst sieben war, sind die Plakate zu einem Teil seines Lebens geworden: Mit 45 Exemplaren zählt er zu den

Man richtete sich an Neugierige aus dem Kapitalismus. Bis 1939 kam eine knappe Million.

grössten Sammlern. Preise bis zu 25 000 Franken machen sie buchstäblich zu Wertpapieren. Offiziell gehört die Sammlung seiner Tochter Anna Wilhelmina. Ihre Mutter ist Russin.

Zur Eröffnung der Ausstellung kommt Kempkens mit einer ehemaligen «Miss Moskau». Sie lernten sich kennen, als er in der russischen Hauptstadt Karriere machte. Von 2017 bis 2022 war er ein «Managing Director» der Sberbank. Seiner Privilegien ist er sich weiter-

hin bewusst: «Die Partys, 13 Prozent Steuern und jede denkbare Dienstleistung zu jeder Tages- und Nachtzeit, halb so teuer wie bei uns» – da schwärmt er wie ein Gast von Intourist.

Dabei ist es mehr als eine Fussnote, dass Kempkens seinen Bankjob am 24. Februar 2022 kündigte. «Das bedeutet nicht, dass ich alle Zelte abgerissen und alle Brücken abgebrannt habe. Jeder Krieg ist irgendwann zu Ende – dafür halte ich mich bereit.» Ohne das P-Wort zu sagen, missbilligt er den Krieg als «brutale Alleinentcheidung». Seine Freundin nimmt weniger Rücksicht, als sie ihre ukrainische Abstammung und das P-Wort erwähnt: «Ich komme aus der Stadt Taganrog, die einmal ukrainisch war. Damit würde Putin bestimmt nicht werben.»

Immer wieder die Ukraine

Hinter ihr verdeutlicht das Plakat «Soviet Ukraine» aus dem Jahr 1938, was der sowjetischen Führung nach dem Holodomor genannten Völkermord an der ukrainischen Bevölkerung wichtig war: Fabriken am Horizont, Mährescher auf Kornfeldern und verblüffend exotische Mädchen. «Eine plumpe wie verzweifelte Darstellung von Provinzialität», urteilt Kempkens. Sie offenbare den Geist Russlands. Er stecke in vielen Motiven, die mit den Reizen der Teilrepubliken werben sollten: Georgien, Belarus, Armenien und – immer wieder – die Ukraine.

Kempkens lässt sich nicht anmerken, dass er einen «neutralen Ausstellungsort» bevorzugt hätte – dann wären vielleicht mehr Menschen gekommen, die nicht russisch sind. Stattdessen betont er, dass das umstrittene Russische Haus der richtige Ort sei, um einen Vorwurf der Kritiker zu entkräften: Russland mache sich das Erbe der Sowjetunion als friedlicher Vielvölkerstaat zu eigen. «Nicht nur, dass nichts Sowjetisches Bestand hatte. Die Art und Weise, wie Intourist Konflikte tabuisiert und kulturelle Unterschiede bagatellisiert hat, führt den russischen Einheitsgedanken und Führungsanspruch eher vor, als ihn zu fördern. Meine Ausstellung spielt Russlands Kritikern in die Karten.»

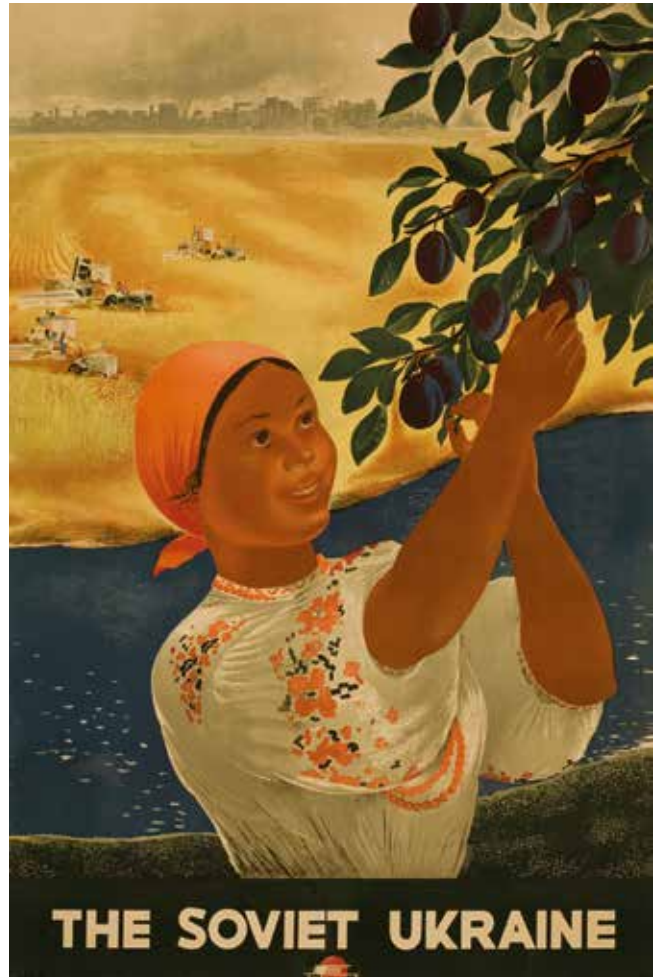
Plakate der sowjetischen Agentur Intourist: Russisches Haus, Berlin. Bis 13. Februar



Glanz der Gesellschaft: Oliver Kempkens.



Hedonisten aus dem Westen.



Verzweifelte Darstellung von Provinzialität.



Massengrab als Feriendestination.



Verschwindend klein: Menschen.

Das Schweigen der Männer

Wie steht es um die Glaubwürdigkeit all der Feministen, die im *Magazin* unter Finn Canonica gegen Sexismus, Männerherrschaft und Übergriffe angeschrieben haben?

René Zeyer

Als Finn Canonica 2007 *Magazin*-Chefredaktor wurde, begann er ein Regime des Mobbings», schreibt die langjährige *Magazin*-Redaktorin Anuschka Roshani im *Spiegel*. Sie gibt erschütternde Einblicke in den Redaktionsalltag, wie sie ihn erlebt haben will. Canonica soll ihr unterstellt haben, sie hätte journalistische «Leistungen durch Sex erschlichen», sie als «die Ungefickte» geschmäht und sich über den angeblich «kleinen Schwanz» ihres Mannes lustig gemacht haben.

Das alles auch coram publico, also in Anwesenheit der Redaktion. Nachdem Tamedia anfänglich aus «Persönlichkeitsschutz» nicht viel sagen wollte, räumt der Konzern inzwischen ein, dass Canonica nicht zuletzt wegen «fäkalisierender» Sprache und ständiger sexueller Anspielungen gefeuert worden sei. Er trennte sich auch von Roshani, laut ihr «ohne Begründung»; sie klagt mittlerweile dagegen.

Jubel-Editorial zum Abschied

Schnell meldeten sich anonyme Quellen, die behaupten, es sei alles «noch viel schlimmer» gewesen, die Anschuldigungen von Roshani seien nur «die Spitze des Eisbergs». In all dem Geklärme, das inzwischen entstand, fällt aber das tiefe Schweigen so vieler *Magazin*-Redaktoren und -Kolumnisten auf, die jahrelang mit Canonica zusammenarbeiteten. Der Journalist des Jahres Christof Gertsch, der Feminist Philipp Loser, der inzwischen zum Chefredaktor a. i. der *Republik* aufgestiegene Daniel Binswanger – sie und andere wurden um Stellungnahme gebeten. Keine Reaktion, nichts.

Der nachgerutschte neue Chefredaktor Bruno Ziauddin, der Canonica noch mit einem Jubel-Editorial verabschiedet hat, verweist schmalzippig auf die Medienstelle von Tamedia. Die wiederum pfeift inzwischen auf Persönlichkeitsschutz und hat eine Zusammenfassung eines Untersuchungsberichts veröffentlicht, in der sowohl Canonica wie auch Roshani runtergebürstet werden. Ihre Vorwürfe hätten sich «in der Mehrheit nicht erhärten» lassen, es



Keine Reaktion, nichts: Journalisten Krogerus, Gertsch, Binswanger, Loser (v. l.).

habe auch «mehrheitlich» keine Bestätigung dafür gegeben.

Allerdings besteht Roshani darauf, dass Canonica nicht nur ihr gegenüber im persönlichen Gespräch, sondern ganz allgemein unappetitliche sexuelle Anspielungen gemacht habe, was auch im Bericht als «unangemessen» verurteilt wird. Aber bislang hatte kein Einziger der Ohrenzeugen die Zivilcourage, Roshanis Darstellung öffentlich zu bestätigen – oder zu dementieren. Und mit dem Namen dazuzustehen.

Offensichtlich haben einzelne Mitarbeiter das zuhänden der externen Überprüfung ihrer Vorwürfe getan, andere müssen es auch dort abgestritten haben. Es ist allerdings kaum

Bislang hatte keiner die Courage, Roshanis Darstellung öffentlich zu bestätigen – oder zu dementieren.

vorstellbar, dass Roshani diese Entgleisungen von Canonica vor versammelter Mannschaft erfunden haben könnte. Damit wäre ihre Glaubwürdigkeit dahin.

Wie steht es aber um die Glaubwürdigkeit all der tapferen Gutmenschen bei Tamedia und beim *Magazin*, die unermüdlich gegen Sexismus, Männerherrschaft, verbale und andere Übergriffe anschreiben? Die Seiten füllen mit ihren Forderungen nach inkludierender

Sprache, dem Genderstern, chauvinistischen Mörschweinen den Kampf ansagen? Haben die tatsächlich jahrelang sexuellen Tiraden ihres Chefs zugehört, der «in Sitzungen fast Tourette-artig das Wort <ficken>» verwendet haben soll?

Hat er nur einen Spleen?

Roshani beschreibt die Reaktion ihrer Kollegen so: «In der Redaktion tat man trotzdem so, als wäre Canonica einfach nur ziemlich verquer. Als hätte er einen Spleen, mit dem man sich halt arrangieren müsse.»

Dieser Auffassung schien auch lange Jahre die Geschäftsleitung von Tamedia zu sein, die die Beschwerden von Roshani ignorierte oder viele Monate mit Untersuchungen verschwendete. Während aber die Geschäftsleitung behauptet, sie hätte die Ergebnisse an Roshani weitergeleitet, besteht sie darauf, trotz mehrfacher Bitten niemals in ihren Besitz gelangt zu sein.

Speziell ist das Verhalten des langjährigen Redaktors Mikael Krogerus. Auch er schweigt eisern. Er ist der Partner von Franziska Schutzbach, der bekannten «feministischen Aktivistin» – immer schnell bereit, Männer als Schweine zu denunzieren. Auch sie wurde um Stellungnahme gebeten. Auch sie reagiert nicht.

René Zeyer betreibt mit Zackbum.ch eine Plattform für Medienkritik.

Containerdorf im Dorf

In der Gemeinde Upahl sollen gleich viele Flüchtlinge wie Einwohner untergebracht werden.



Es sind 91986 Menschen, die 2022 illegal nach Deutschland einreisten. Fairerweise muss man ergänzen, dass dies nur die Zahl derjenigen ist, die auch wirklich von der Bundespolizei aufgegriffen wurden. Hinzu kommen jene Asylbewerber, die nicht als Illegale begriffen werden, und solche Migranten, die über den Familiennachzug nach Deutschland gelangen und in der Asylstatistik überhaupt nicht erfasst werden.

84 Millionen Menschen leben – trotz Abwanderung einheimischer Fachkräfte – mittlerweile in Deutschland. Das sind vier Millionen mehr als vor der ersten Flüchtlingskrise 2015. Sie alle benötigen Wohnraum, integrative Betreuung, Kita- und Schulplätze für die Kinder, medizinische und finanzielle Versorgung. Also Dinge, die in vielerlei Hinsicht schon vor 2015 Mangelware in der Bundesrepublik waren.

Viele Zuwanderer importieren die Perspektivlosigkeit aus ihrer Heimat nach Deutschland. Attacken auf Einheimische häufen sich. Der Messerangriff auf die vierzehnjährige Ece in Illerkirchberg im Dezember zeigt: Der durch die Migration entstehende Unfriede erreicht längst auch die kleinsten Gemeinden; 60 Prozent der Deutschen waren schon 2021 gegen die weitere Aufnahme von Asylbewerbern. Interessiert hat das in der Politik bis jetzt die wenigsten.

Umso grösser ist die Sorge in Upahl, einem kleinen Dorf in Mecklenburg-Vorpommern. 500 Flüchtlinge, vornehmlich junge Männer aus Afghanistan und Syrien, sollen in einem Containerdorf in der 500-Seelen-Gemeinde untergebracht werden. Auf jeden Upahler käme ein Flüchtling. Und als wäre das nicht Wahn-

sinn genug, besitzt Upahl auch sonst nicht die Kapazitäten, die es benötigen würde, um diese Mammutaufgabe zu stemmen.

Upahl befindet sich, wie wir Deutsche sagen, «am Arsch der Heide». Hier lässt sich im positivsten Sinne nichts finden – ausser Ruhe, die nun gestört und einem beiderseitigen Kulturschock unterzogen wird. Tagesmütter fürchten um ihren Job, Männer der freiwilligen Feuerwehr wollen ihren Dienst quittieren, und selbst

Dort, wo die linke Agitation von der vielfältigen Gesellschaft an ihre Grenzen kommt, wird sie bösartig.

ansässige Flüchtlingshelfer warnen davor, dass es sich hierbei um eine Aufgabe handle, die nicht zu lösen sei, weil es allein schon an genügend Dolmetschern mangle.

Upahl ist eine Katastrophe mit Ansage und das Symbol für eine kopflose, von ideologischen Vorstellungen über eine multikulturelle Gesellschaft geprägte Migrationspolitik, deren Befürworter nicht einsehen wollen, dass jedes Land über natürliche infrastrukturelle Kapazitätsgrenzen verfügt. Erst flutete man die Grossstädte, und nun wird auch noch die letzte dörfliche Idylle mit Containerdörfern zugestellt.

Dabei geht es nicht mal nur um die Angst vor Kriminalität. Es geht auch um den Verlust von Heimat. Um eine kulturelle Umwälzung, die angesichts eines Verhältnisses zwischen Einheimischen und Migranten von eins zu eins nicht mehr zu leugnen ist. Ja, man könnte sagen, Dörfer wie Upahl waren die letzten Bastionen

eines Deutschlands, das in den meisten Regionen gar nicht mehr existiert. Um so wehmütiger blickt man auch von aussen auf die wenigen Fleckchen, die bis dato noch verschont blieben und nun um ihre Existenz fürchten.

Es ist jenes Gefühl von Heimatverlust, das jedoch für die meisten deutschen Medien noch weniger zu fassen ist als jene Befürchtungen, die sich um mangelnde Integrationsmöglichkeiten und Kriminalität drehen, weil es sich eben nicht durch vermeintlich positive Geschichten wegerzählen lässt.

Dort, wo die linke Agitation von der vielfältigen Gesellschaft an ihre Grenzen kommt, wird sie bösartig und greift zu perfideren Mitteln: der Verunglimpfung derer, die es wagen, Kritik zu üben. Ein rechtsextremes Framing ist für den NDR auf Basis ominöser Antifa-Twitter-Videos schnell gebastelt. In Upahl, so heisst es plötzlich, würden «Rechtsextreme» gegen Flüchtlinge demonstrieren. Gar von einer Stürmung des Kreistags war die Rede.

In Wahrheit mischten sich, gemäss der ausführlichen Recherchen des Teams von «Achtung Reichelt!», unter die 600 Demonstranten aus Upahl und den umliegenden Gemeinden gerade einmal zwanzig bis dreissig Personen, die dem rechtsextremen Spektrum zuzuordnen waren und gar nicht aus dem Dorf stammten. Am Narrativ des bösen Dunkeld Deutschlands hält man dennoch bis heute fest.

Bleibt zu hoffen, dass die Upahler standhaft bleiben und sich ihrem Unmut viele andere betroffene Gemeinden anschliessen. Es muss erst wehtun, bevor es besser wird.

Ballade einer Grossmacht

Alain Berset ist der letzte Überlebende der Freiburg-Connection, die Bern jahrelang dominierte. Leise sagt die goldene Generation aus dem Üchtland Adieu.

Hubert Mooser

Bern

Der 7. Dezember 2022 war für Bundesrat Alain Berset ein besonders bitterer Moment seiner bisherigen Amtszeit: Der Freiburger Sozialdemokrat wurde mit einem der schlechtesten Ergebnisse der letzten Jahre zum Bundespräsidenten gewählt. Hinterher versuchte er, das Ergebnis in Interviews schönzureden: «Das habe ich erwartet», sagte Berset im Gespräch mit der *Schweizer Illustrierten*. Während der Pandemie seien halt nicht alle mit den Entscheiden des Bundesrates zufrieden gewesen. Kein Wort darüber, dass er mit seiner Skandalserie einige Parlamentarier in Bern auch verärgert haben könnte.

Dieses Resultat steht aber auch als Zeichen für das Ende einer Ära, in der die Freiburger in Bundesbern auf verschiedenen staatlichen Ebenen fast sprichwörtlich die Puppen tanzten liessen. Der Kanton, in dem die richtigen familiären Verflechtungen und die Herkunft für politische Karrieren wichtig sind und wo auch Familienclans regieren, hat in den vergangenen Jahrzehnten zwar den Wandel von der Kuh zum Mikrochip geschafft.

Wirtschaftlich jedoch hängt Freiburg, bekannt für seinen Greyerzer Käse und das Moitié-moitié-Fondue, immer noch stark am Tropf des nationalen Finanzausgleichs und gehört mit den Bernern, Wallisern und Aargauern zu den grössten Nutzniessern dieser Geldumverteilungsmaschine.

Pionier Piller

Dafür glänzen die Freiburger auf dem politischen Parkett. In Bundesbern beherrschten sie jahrelang das Terrain – und wie. Die *NZZ* beschrieb 2013 Freiburg gar als den mächtigsten Kanton der Schweiz. Freiburg zähle bloss neun National- und Ständeräte, doch diese besetzten in ihren Parteien mehr hohe Ämter als die 28 Parlamentarier aus Bern oder die 36 aus Zürich.

Der frühere Post-Verwaltungsratspräsident Urs Schwaller (CVP), der während dieser Jahre als Ständerat und Fraktionschef im Parlament sass, führt diese Dominanz auf die Brückenfunktion zurück, welche Freiburger Ver-



Brillant im Nahkampf: Bundesrat Berset.

treter aufgrund ihrer Zweisprachigkeit wahrnehmen.

Das allein erklärt die damalige Dominanz allerdings nicht. Es gab im Laufe der Geschichte immer wieder Politiker aus dem Freiburgerland, die in Bern für Furore sorgten. Ständerat Otto Piller zum Beispiel, der 1979 überraschend als SP-Vertreter in den Ständerat gewählt wurde und bei der Nachfolge von Bundesrat Otto Stich dem Zürcher Moritz Leuenberger erst im fünften Wahlgang unterlag. Nach seinem Rücktritt als Ständeherr leitete er das Bundesamt für Sozialversicherungen im Departement von SP-Bundesrätin Ruth Dreifuss.

Eine andere bekannte Figur der Freiburger Politik war die langjährige SP-Staatsrätin Ruth Lüthi. Sie kandidierte 2002 erfolglos für die Nachfolge der zurückgetretenen Bundesrätin Ruth Dreifuss und war danach Bankrats-Vizepräsidentin der Schweizerischen Nationalbank sowie Präsidentin der Eidgenössischen AHV/IV-Kommission. Aber sie hatten nie den gleichen politischen Einfluss wie die Freiburger Politikergeneration um Christian Levrat (SP) und Urs Schwaller (CVP). Das zeigen eben auch die gescheiterten Kandidaturen für den Bundesrat von Otto Piller und später von Ruth Lüthi.

Der Kanton war denn auch nicht mit vielen Bundesräten gesegnet. 1919 bekam Freiburg mit Jean-Marie Musy erstmals einen Bundesrat, und es dauerte vierzig Jahre, bis es mit Jean Bourgknecht 1959 ein weiterer Vertreter dieses Kantons in die Landesregierung schaffte. Genauso lange ging es danach, bis mit CVP-Bundesrat Joseph Deiss der nächste Freiburger in dieses höchste Staatsamt vorsties. Zwischen der Wahl von Deiss und Alain Berset lagen danach aber bloss noch zwölf Jahre. Es war genau diese Zeitspanne, in der Freiburger viele Schlüsselpositionen in Bundesbern, aber auch in Staatsbetrieben besetzten.

Berset und Levrat hatten einen Plan

Ihr Aufstieg begann nach den eidgenössischen Wahlen 2003. Er veränderte das Machtgefüge in Bern. Der frühere SVP-Nationalrat Jean-François Rime spricht heute von der «goldenen Freiburger Politgeneration», die damals ins Parlament gewählt wurde. Der mehrfache Bundesratskandidat, der den Schweizerischen Gewerbeverband (SGV) präsidierte, zählt sich selber auch dazu.

Zeitgleich mit Rime schaffte für die SP Alain Berset die Wahl in den Ständerat und Christian Levrat diejenige in den Nationalrat. Die CVP brachte Urs Schwaller in die kleine Kammer und den früheren Freiburger Stadtpräsidenten Dominique de Buman in die grosse.

Die treibenden Kräfte der Freiburger Connection waren Levrat und Berset. Sie waren schon auf kantonaler Ebene ein verschworenes Team. Und sie hatten auch in Bern einen Plan. Sie wollten die Berner Vorherrschaft der SVP

brechen und den Vordenker dieser Partei, Bundesrat Christoph Blocher, aus dem Amt putschen. In einem gemeinsamen Buch, das im Wahljahr 2007 erschien und den Titel trug «Changer d'ère» (Zeitenwende), plädierten sie für eine Mitte-links-Koalition, für einen Pakt der SP mit der CVP und den Grünen also.

Das übergeordnete Ziel war eine Korrektur der von ihnen selbst herbeigeredeten rechtsbürgerlichen Wende nach der 2003 erfolgten Wahl von Christoph Blocher (SVP) und Hans-Rudolf Merz (FDP) in den Bundesrat. Und sie konnten sich dabei auf ihre Landsleute abstützen, etwa auf CVP-Ständerat Urs Schwaller und CVP-Vizepräsident Dominique de Buman oder auch auf Nationalrat Hugo Fasel, einen Christlich-Sozialen, der zur Fraktion der Grünen gehörte.

2012 war dann das Jahr der grössten Machtentfaltung der Freiburger in Bundesbern, als Alain Berset in den Bundesrat gewählt wurde und als zahlreiche Vertreter dieses Kantons in ihren Parteien und Institutionen Spitzenpositionen besetzten sowie auch im politischen Nahkampf brillierten.

Keiner spielte jedenfalls so virtuos auf wie SP-Nationalrat Jean-François Steiert (heute Staatsrat in Freiburg), wenn es darum ging, im stil-

2012 war das Jahr der grössten Machtentfaltung der Freiburger, als Berset in den Bundesrat kam.

len Kämmerlein den politischen Gegnern ein paar substanzielle Zugeständnisse abzurufen – manchmal mit teuren Folgen für die Bundeskasse. Der Freisinnige Jacques Bourgeois kontrollierte als Direktor den Bauernverband, Dominique de Buman, CVP-Vizepräsident, den Schweizer Tourismus-Verband. Levrat war Präsident der SP Schweiz, Schwaller Fraktionschef der CVP, Fasel Präsident von Travail Suisse.

Im Departement für auswärtige Angelegenheiten war Yves Rossier als Staatssekretär in einflussreicher Position, Roger de Weck hatte bei der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) die Hand am Drücker, und André Blattmann, ein Wahlfreiburger, hatte als Armeechef im Verteidigungsdepartement das Sagen.

Post, ETH, SBB

Die Vertreter dieses Kantons, über den die anderen Westschweizer gerne Witze reissen, sind zwar in bundesnahen Institutionen immer noch prominent repräsentiert, beispielsweise mit Joël Mesot als ETHZ-Präsident. Verwaltungsratspräsident der Post ist seit 2021 der frühere SP-Präsident Christian Levrat, während damals zeitgleich sein Landsmann Vincent Ducrot die operationelle Leitung der SBB übernahm. Im Parlament dagegen haben die Frei-

burger nicht mehr die gleiche Schlagkraft wie vor zehn Jahren.

Auf Anhieb fallen einem da bloss zwei Namen ein: die Ständerätin Johanna Gapany, die 2019 überraschend gewählt wurde und gleich zur Vizepräsidentin der FDP und Präsidentin der Finanzkommission aufrückte, sowie die frühere Staatsrätin und Chefin des Bundesamtes für Kultur, die heutige Ständerätin Isabelle Chassot (Mitte). Und natürlich ist da noch Nationalrat Jacques Bourgeois (FDP), der Präsident der Umweltkommission (Urek) des Nationalrates, der wie ein Grünliberaler politisiert.

Personalrochaden nach Drehbuch

Viele der Akteure, welche die Freiburger Connection belebt haben, sind jedoch nicht mehr im Parlament, und der parteienübergreifende dicke Freiburger Filz in Bern ist auch weniger ausgeprägt als früher. Für diesen steht heute eigentlich nur noch die erwähnte Mitte-Ständerätin Isabelle Chassot. Sie gehörte bis 2013 der Freiburger Kantonsregierung an. Nach ihrem Rücktritt setzte Bundesrat Berset sie an die Spitze seines Bundesamtes für Kultur. 2021 konnte sie den Ständeratssitz von Christian Levrat erben, nachdem die SP diesen mit einem chancenlosen Kandidaten nicht verteidigen konnte. Levrat übernahm im Gegenzug das Präsidium des Post-Verwaltungsrates von Chassots Parteikollegen Urs Schwaller – Personalrochaden wie nach Drehbuch.

Die Drahtzieher der Blocher-Abwahl haben sich zum Teil in lukrative Jobs staatsnaher Betriebe abgeseilt – wie Urs Schwaller und Christian Levrat. Hugo Fasel wurde Direktor von Caritas Schweiz. Übrig geblieben ist bloss noch Bundesrat Alain Berset, der aufgrund seiner zahlreichen Geschichten und Skandale erst noch angezählt in den Seilen hängt. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis auch er sich davonmachen wird.



Elvis lebt

Riley Keough ist kein gewöhnliches Scheidungskind. Ihre Mutter Lisa Marie war die Tochter von Elvis Presley.

Dominique Feusi

Wenn ich gross bin, will ich so arm sein wie du!», habe Riley Keough, 33, einst zu ihrem Vater gesagt: «Ich war acht und mir war nicht klar, wie daneben das war.» Denn bei ihrer Mutter sei sie «sehr privilegiert aufgewachsen, aber mein Vater hat nicht so gelebt, und es war hilfreich, beide Seiten zu sehen». Ihr Vater, der Musiker Danny Keough, habe in Wohnwagen und Hütten gehaust – mit Matratzen auf dem Boden: «Er hatte einfach nicht viel Geld.» Aber die Erinnerungen an das Aufwachsen bei ihm seien wunderschön, wild und bunt: «Es herrschte immer eine gute Stimmung.»

Riley Keough ist ein Scheidungskind: Als sie fünf Jahre alt war, verliess ihre Mutter ihren Vater und heiratete einen erfolgreicheren Musiker: Michael Jackson. Und so pendelte Riley Keough zwischen ihren Eltern, die wirklich Freunde blieben, hin und her, und man kann nur ahnen, dass daheim bei «meiner wunderschönen Mama» wohl kaum «immer gute Stimmung» war. Denn daheim, das war auch Graceland. Und Riley Keoughs Mutter, die am 12. Januar mit nur 54 Jahren verstorben ist, war Lisa Marie Presley, das einzige Kind von Elvis und Priscilla Presley.

«Was ist mit Daddy los?»

Das Leben ihrer «Mama» war von Tod und Trauer und deren Betäubung, von Drogen, Alkohol, falschen Beratern und von Scientology geprägt, Lisa Marie Presley war neun, als sie sah, wie die Wiederbelebungsversuche an Elvis erfolglos blieben: «Was ist mit meinem Daddy los?», habe sie geschrien.

«Es ist das Drama und das Trauma, das meine Familie verfolgt», wie Riley Keough, die nun um ihre Mutter trauert und erst vor zweieinhalb Jahren ihren jüngeren Bruder verlor, die Schicksalsschläge einst nannte. Ihr Bruder war für seine, wie Lisa Marie Presley sagte, geradezu

«gespenstische Ähnlichkeit» mit Elvis bekannt. Und zerbrach daran. Benjamin Storm Keough, dessen Name die grosse Schwester als Tätowierung über dem Schlüsselbein trägt, nahm sich mit 27 Jahren das Leben. «Es ist wichtig, dass wir lernen, über den Tod zu sprechen», so Keough, die sich nach dem Suizid ihres Bruders zur



Bescheidenheit und Leichtigkeit: Schauspielerin Keough.

Trauerbegleiterin ausbilden liess. Man spreche so viel darüber, wie wir auf die Welt kommen, und so wenig darüber, wie wir von dieser Welt gehen. Wenn man dann einen geliebten Menschen verliere, wisse keiner, wie man darüber rede und einander begegne.

Riley Keough ist eine kluge und starke junge Frau mit einer alten Seele. Wer sich Interviews mit ihr anschaut, sieht ihre Empathie, ihre Be-

scheidenheit und eine Leichtigkeit, die ihrer Mutter, der sie sehr nahe war, nie vergönnt war. Vielleicht war es auch das einfache Leben beim Vater, das die Enkelin von Elvis derart geerdet hat. Denn ja, wer Riley Keough zuschaut, sieht definitiv auch das, es sind die Gene des «King of Rock 'n' Roll». Und sieht man sie erst einmal, kann man

den Blick kaum von ihr abwenden und fragt sich: Wo war die Enkelin von Elvis bis jetzt? Riley Keough hat sich bis zum Tod ihrer Mutter in aller Öffentlichkeit versteckt. Sie ist Schauspielerin. Und sie hat kein Problem, wenn's wie in «Welcome the Stranger», «Zola» oder «The Girlfriend Experience» ganz schön zur Sache geht. Ihren Mann, Stuntman Ben Smith-Petersen, dessen Tochter sie 2022 zur Welt brachte, hat sie am Set von «Mad Max: Fury Road» kennengelernt. Und sie führt Regie: Für ihren Erstling «War Pony» bekam sie in Cannes letztes Jahr die *Caméra d'Or* für das beste Debüt. Das hat die junge Mutter aus eigener Kraft, ganz ohne den Elvis-Enkelin-Bonus, geschafft.

Streit ums Testament

Aktuell gibt's Streit ums Testament, das Keough als Treuhänderin des Erbes ihrer Mutter vorsieht, was von Grossmutter Priscilla Presley angefochten wird. Traurig, aber leider nicht ungewöhnlich. Der Wunsch, arm zu sein, hat sich wohl ausgewachsen. Ungewöhnlich für die Elvis-Enkelin ist allerdings, dass sie nun auch singt: In der neuen Amazon-Prime-Serie «Daisy Jones & The Six» (Start: 3. März),

inspiriert von der 1970er Rockband Fleetwood Mac, spielt sie Daisy. Und singt.

«Ich klinge nicht wie er», so Keough. «Ich bin keine phänomenale Sängerin, aber ich spüre, es ist in meiner DNA.» Wer sich den Trailer anschaut, bekommt Gänsehaut. Wie sie singt, wie sie sich bewegt, wie sie neckisch den Blick hebt: Elvis lebt.

Weg zum Frieden

Der Westen braucht Geduld, bis bei Putin die Einsicht wächst, dass er niemals gewinnen kann.



Ein Krieg wird entweder durch einen militärischen Sieg oder durch Verhandlungen beendet. Die Chance für Verhandlungen steigt, wenn beide Seiten sich davon mehr Vorteile erhoffen, als sie Nachteile befürchten. Bis dahin kann es ein langer Weg sein:

1 — Im Dreissigjährigen Krieg dauerte es vom Sieg der kaiserlichen Truppen über das böhmische Heer (Schlacht am Weissen Berg am 8. November 1620), der den eigentlichen Kriegsanlass beseitigte, noch 28 Jahre bis zum Frieden von Münster und Osnabrück. In dieser Zeit halbierte sich die Bevölkerung in Deutschland von achtzehn auf neun Millionen Menschen.

2 — Im Oktober 1914 wusste der deutsche Generalstab, dass der Schlieffen-Plan gescheitert und der Weltkrieg militärisch nicht mehr zu gewinnen war. Gleichwohl dauerte es bis zur endgültigen militärischen Niederlage noch vier Jahre und kostete über zwei Millionen deutsche Gefallene, weil die politische Führung auf einen «Siegfrieden» nicht verzichten wollte.

3 — Für die USA in Vietnam dauerte es neun Jahre und für die Sowjetunion in Afghanistan ebenfalls neun Jahre, bis die politische Führung die Kraft aufbrachte, das aussichtslose Engagement zu beenden. Der militärische Einsatz westlicher Länder in Afghanistan zog sich sogar über fast zwanzig Jahre hin, bis er im August 2021 mit einem überstürzten Abzug ein ruhmloses Ende fand. Basis für die Abzugsentscheidung war die Erkenntnis, dass einem Afghanistan, in dem weder die Führung noch die Bevölkerung mit ausreichender Energie gegen die Taliban kämpfen wollen, von aussen nicht zu helfen ist.

Im Vergleich mit Afghanistan macht der Widerstandsgeist der ukrainischen Bevölkerung den eigentlichen Unterschied. Eine Ukraine, die kämpfen will und tatsächlich mit höchstem Einsatz kämpft, logistisch und finanziell im Stich zu lassen, war für den Westen von Anfang an ein Ding der Unmöglichkeit.

Beim russischen Überfall auf die Ukraine hatte Putin offenbar die Stärke des russischen Militärs über- und die militärischen Fähigkeiten der Ukraine unterschätzt. Ausserdem hat er die

Würde Putin zu Atomwaffen greifen, so wäre er verrückt geworden und die Militärs um ihn gleich mit ihm.

Einigkeit des Westens bei der logistischen und finanziellen Unterstützung der Ukraine gänzlich falsch eingeschätzt. Es ist unwahrscheinlich, dass er mit dem heutigen Wissen diesen Krieg noch einmal beginnen würde.

Die Ukraine kann sich mittlerweile ziemlich sicher sein, dass sie bei anhaltender finanzieller und logistischer Unterstützung des Westens diesen Krieg nicht verlieren wird. Sie wird allerdings auch wissen, dass Russland nicht im klassischen Sinne militärisch besiegt werden kann. Abgesehen von Russlands nuklearem Drohpotenzial scheitert dies schon an der russischen Landesgrösse und Bevölkerungszahl.

Ein Friedensschluss oder ein Waffenstillstand zwischen Russland und der Ukraine wird also irgendwann unvermeidlich sein. Aber niemand kann sagen, ob es bis dahin sechs Monate oder fünf Jahre dauert.

Den entscheidenden Impuls dafür können nur anhaltende militärische Erfolge der Ukraine auf dem Schlachtfeld geben. Diese müssen ergänzt werden durch ausreichende Kapazitäten bei der schnellen Reparatur der Infrastruktur zur Energie- und Stromversorgung. Die Ukraine braucht also einen fortgesetzten Strom von Waffen, Generatoren und Ersatzteilen in solcher Menge und Qualität, dass die russischen Versuche, sie auszubluten, stets erneut unterlaufen werden. Das ist der entscheidende Hebel, um letztlich die russische Verhandlungsbereitschaft zu fördern.

Dagegen sollte man die Wirkungen von Wirtschaftssanktionen nicht überbewerten. Sie sind notwendig, aber eine Rohstoffmacht wie Russland, die ansonsten mit der Weltwirtschaft nur wenig verflochten ist und sich ausserdem auf den Handel mit China stützen kann, wird durch die westlichen Wirtschaftssanktionen allenfalls gezwickt, nicht aber existenziell bedroht.

Der Westen muss also einig bleiben und darf gegenüber der Ukraine nicht geizig sein. Dazu braucht er Geduld – und zwar so lange, bis bei Putin die Einsicht wächst, dass er diesen Krieg niemals gewinnen kann, oder bis es zu einem Machtwechsel in Russland kommt.

Viele im Westen haben die Sorge, Russland könne irgendwann zu Atomwaffen greifen. Niemand schaut in Putins Kopf. Würde er diese Option ziehen, so wäre er verrückt geworden und die Militärs um ihn, die einen solchen Befehl militärisch umsetzen, gleich mit ihm. Jedweder Ersteinsatz von Atomwaffen durch Russland würde das Ende des Landes bedeuten, wie wir es kennen und wie es die Russen lieben.

Der Biden-Clan und die Ukraine

Präsidentensohn Hunter Biden konnte bei seinen schummrigen Ukraine-Deals offenbar auf Insiderwissen seines Vaters zählen. Die Ermittlungen nehmen Fahrt auf.

Urs Gehriger

Sie hat Hunter Bidens «Laptop from Hell» an die Öffentlichkeit gebracht. 51 US-Geheimdienstler haben sie der «russischen Desinformation» bezichtigt, und praktisch alle Medien haben ihre Recherche totgeschwiegen. Nun erhält Miranda Devine späte Genugtuung. Hunter Bidens Anwalt hat letzte Woche zugegeben, dass der berühmte Laptop, den der heutige Präsidentensohn im Zuge seiner Crack-Sucht in einem Reparatur-Shop zurückgelassen hatte, tatsächlich ihm gehört.

Belehrungen in Kiew

Doch die Recherche von Miranda Devine, Reporterin bei der *New York Post*, ist noch längst nicht abgeschlossen. Jüngst hat sie ein Dokument entdeckt, das neues Licht auf das Ausmass der Ukraine-Geschäfte der Biden-Familie wirft. «Es handelt sich um eine höchst merkwürdige, höchst untypische E-Mail», sagt sie im Interview mit der *Weltwoche*.^{*} In einer Lageanalyse von Hunter Biden an seinen Firmenpartner werden politische Situationen und Profit-Optionen äusserst detailliert dargelegt. Die E-Mail zeige, so Devine, dass Hunter Biden für seine Privatgeschäfte auf Hilfe und Insiderinformationen von höchsten Regierungsstellen zählen konnte.

Der Mailverkehr stammt von April 2014. Kurz zuvor ist in der Ukraine nach Volksprotesten der russlandfreundliche Präsident Wiktor Janukowitsch gestürzt worden. Moskau sendet militärische Streitkräfte auf die ukrainische Krim. Eine tiefgreifende Krise zeichnet sich ab. Die USA, Macht mit globalem Führungs-

Die nun entdeckte E-Mail zeigt, wie stark Hunter Biden von der Macht seines Vaters profitiert hat.

anspruch, stehen in der Verantwortung. Statt das Heft selbst in die Hand zu nehmen, ernennt Präsident Obama seinen Vize Joe Biden zum Ukraine-Beauftragten.

Im April 2014 reist Biden in die Ukraine, um dem Land Millionen von Dollar für die Unter-



«Wenn der Staatsanwalt nicht gefeuert wird, bekommen Sie das Geld nicht»: Vize-Präsidenten Biden, Präsident Poroschenko, Kiew 2015.

stützung seiner Energieindustrie zu sprechen. Er belehrt die neue Regierung in Kiew über Korruption. «Sie müssen weisser sein als Schnee, sonst wird Ihnen die ganze Welt den Rücken kehren», erklärt er dem frisch gewählten Präsidenten Petro Poroschenko.

Doch offensichtlich hat der Biden-Clan nicht nur hehre Politik im Sinn. Es lockt das Geld. Kaum befasst sich Vater Joe mit der Ukraine, tritt auch Sohn Hunter auf den Plan. An Papas Rocksau werden er und seine Firma Rosemont Seneca Partners in den folgenden Jahren dick Kasse machen, und dies ausgerechnet mit einem der korruptesten Unternehmen des Landes: Burisma, einer Energiefirma, die zu jener Zeit mehrere Korruptionsermittlungen und Gerichtsverfahren am Hals hat.

Bloss Tage nachdem Hunter Biden die nun neu entdeckte E-Mail versendet, unternimmt Joe Biden seine erste Reise als Emissär in die Ukraine. Der Empfänger der E-Mail, Hunters Firmenpartner Devon Archer, ist zu jenem Zeitpunkt bereits in den Verwaltungsrat von Burisma gehievt worden. Wenige Wochen später wird ihm Hunter Biden folgen. In der E-Mail werden die Weichen gestellt und Geschäftsmöglichkeiten ausgelotet.

«Weil sie Weicheier sind»

«Im Kern dreht sich die neu gefundene E-Mail um Russland», sagt Miranda Devine. Ihr Inhalt ist verblüffend. «Sie sagt voraus, dass Russland in die Ukraine einmarschieren oder Teile der Ukraine übernehmen könnte.

Sie sagt voraus, wer die kommenden Wahlen in der Ukraine gewinnen werde. Sie sagt voraus, dass die USA ihre Sanktionen gegen Russland verschärfen würden. Sie sagt auch voraus, dass die Unterstützung durch die Europäische Union gefährdet sei, weil sie nicht den nötigen politischen Willen aufweise.» Wörtlich schreibt Hunter Biden: «Weil sie Weicheier sind.»

68 000 Dollar jährlich streicht der zu jener Zeit schwer drogenabhängige Hunter bei Burisma ein, ohne einen Finger zu rühren und ohne das Geringste vom Energiegeschäft zu verstehen. Für die Firma ist dieses Salär ein Schnäppchen, gemessen an dem Profit, den Hunter Biden für sie abwirft. Denn mit ihm an Bord sichert sich Burisma nicht bloss den Zugang zur Weltmacht, sondern auch deren Schutz. Und dies sogar auch dann, als der oberste ukrainische Korruptionsjäger, Wiktor Schokin, Burisma ins Visier nimmt.

«Schokoladenkönig» Poroschenko

Staatsanwalt Schokin ist aus der Pension geholt worden. Er fasst den Auftrag, mit eisernem Besen gegen Korruption vorzugehen. So macht er sich an die Arbeit. Er verfolgt auch Burisma-Chef Mykola Zlochevsky und beschlagnahmt dessen Vermögen. Als Schokin tiefer in den Sumpf von Burisma eindringen will, interveniert Joe Biden. Anfang 2016 droht er der ukrainischen Regierung damit, eine Milliarde Dollar an US-Hilfe zurückzuhalten, falls sie Schokin nicht entlasse. Präsident Poroschenko, in Hunter Bidens E-Mail als «Schokoladenkönig» verlacht, pariert.

Joe Biden, der gerne mit kraftmeierischen Floskeln Männlichkeit markiert, wird über seinen Coup ein paar Jahre später in einer Rede vor dem Council on Foreign Relations prahlen: «Ich schaute sie an und sagte: «Ich reise in sechs Stunden ab. Wenn der Staatsanwalt nicht gefeuert wird, bekommen Sie das Geld nicht.» Tja, Hurensohn. Er wurde gefeuert.»

Er habe keine Ahnung gehabt, was sein Sohn als privater Geschäftsmann beruflich unternommen habe, behauptet Joe Biden bis heute. Dokumente aus dem Laptop belegen, dass er gelogen hat. Die nun entdeckte E-Mail zeigt ausserdem, wie stark Hunter Biden von der Macht seines Vaters profitiert hat.

Im ganzen Laptop, der Dokumente aus neun Jahren beinhaltet, finde sich keine andere E-Mail, die analytisch ähnlich detailliert sei, sagt Miranda Devine. «Sie ist uncharakteristisch, weil sie sehr lang ist. Sie besteht aus 1300 Wörtern und 22 Punkten. Sie ist sehr detailliert, sehr gut und sehr kohärent geschrieben.» Es sei ausgeschlossen, dass die Informationen von Hunter Biden selbst stammten.

«Man darf nicht vergessen, dass Hunter Biden zu diesem Zeitpunkt ein Crack-Süchtiger mit einem sehr chaotischen Lebensstil war», so Devine weiter. «Hunter brauchte dringend

Geld.» Offensichtlich bot Joe Biden seine helfende Hand an. So bezeichnete Hunter Biden seinen Vater – und Entourage – als «my guys».

68 000 Dollar jährlich streicht Hunter Biden bei Burisma ein, ohne einen Finger zu rühren.

Doch Papa Joe fungierte nicht nur als Türöffner für des Sohns Businesspartner. Hunter Biden verfügte über Insider-Infos, die kein anderer Privatmann hatte.

Detailliert werden politische Prognosen und allfällige Folgen für die Geschäfte diskutiert. Hunter Biden wartet in der E-Mail mit detaillierten Informationen über die bevorstehenden Wahlen und eine Eskalation durch Russlands «Destabilisierungskampagne auf, die zu einer vollständigen Übernahme der östlichen Region, insbesondere von Donezk, führen könnte». Der «strategische Wert» für Russland bestehe darin, «eine Landbrücke zur Krim zu schaffen». Und sofort werden mögliche Auswirkungen für seine Geschäfte analysiert. «Das wird sich zwar nicht direkt auf den Besitz von Burisma auswirken, aber es wird die künftige britische Exploration und Nutzung von Offshore-Möglichkeiten einschränken», schreibt Hunter Biden.

«Es sieht sehr danach aus, dass er geheime Informationen für seinen eigenen privaten Profit nutzte», so Devine. Die Frage ist, wie diese Informationen in Hunter Bidens Hände gelangten. Hatte er Gewährsleute aus der Regierung, die sie ihm zuspielten? Oder hatte er Zugang zu jenen Geheimdokumenten, die jüngst in Joe Bidens Büro und Privathaus gefunden wurden?

Durch einen Whistleblower, der mit CNN gesprochen hat, ist bekannt, dass sich ein Teil dieser geheimen Dokumente um die Ukraine, das Vereinigte Königreich und den Iran drehen. «Zwei dieser Länder, das Vereinigte Königreich und die Ukraine, werden in der neu aufgetauchten E-Mail erwähnt», unterstreicht Devine. Es sei plausibel, dass Hunter Biden Zugriff auf die illegal gehorteten Dossiers hatte. «Hunter Biden befand sich mitten in einer Scheidung. Er hatte eine Affäre mit der Witwe seines verstorbenen Bruders. Er war Crack-süchtig, traf sich regelmässig mit Prostituierten» und sei oft im Haus des Vaters abgestiegen. «Er lebte so lange in dem Haus, dass er die Adresse seines Vaters als offiziellen Wohnsitz in seinem Führerschein und verschiedenen anderen Formularen angab.»

Briefing für Senatoren?

Der republikanische Senator Ron Johnson, der wahrscheinlich am meisten zur Untersuchung der Korruption von Hunter und Joe Biden beigetragen hat, habe sich sofort nach Veröffentlichung ihrer neusten Trouvaille gemeldet, sagt Devine. Der Inhalt der E-Mail sehe «sehr nach den Briefings aus, die das Aussenministerium den Senatoren gibt, wenn sie nach Übersee reisen», habe er gesagt. Man werde das Thema in die laufenden Untersuchungen über den möglichen Machtmissbrauch durch Präsident Biden aufnehmen.

*Das ausführliche Interview mit Miranda Devine über den Hunter-Biden-Laptop, die Verdunkelungskampagne der Medien und ihre weiteren Recherchen auf www.weltwoche.ch/International

«Selbstbestimmt leben heisst mitgestalten.»

Patrick Barblan
Leiter Sammelstiftungsgeschäft Schweiz

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

Willkommen in Fantasieland

Ob Migrantengewalt, Impfnebenwirkungen oder Nordstream-Sprengung: Je grösser ein Skandal, desto lauter wird er beschwiegen.

Milosz Matuschek

Wenn man die Vitalität einer demokratischen Gesellschaft messen müsste, würde man unweigerlich bei der Messung ihrer Gesprächsintensität landen. Diskussionen, gesitteter Streit ohne Rücksicht auf Tabus sind das A und O der freien Gesellschaft, das Lebensblut in ihren Adern. Immer wenn Themen totgeschwiegen oder Sprechtabus aufgebaut werden, stirbt der demokratische Geist ein Stück weit und damit die Freiheit. Wo die Realität geleugnet und unter den Teppich gekehrt wird, stirbt die Freiheit scheinbarweise. Wer die gesellschaftliche Schweigespirale stützt, stürzt die Gesellschaft in die Winterstarre – der alsbald die Todesstarre folgt. Freie Gesellschaften bauen sich so ihre Gefängnisse selbst – und am Ende will es niemand gewesen sein. Dabei war es jeder, der seinen Mund nicht aufbekommen hat.

Sinkende Fruchtbarkeit und Totgeburten

Gemessen an diesem Massstab, sind wir gerade scheinbar im Denken. Die Sprechtabus greifen um sich wie eine Pandemie. Gewalt von Migranten, die mit Messern auf Passanten oder Fahrgäste in Zügen einstechen? Kein Thema. Sabotageakt an der Nordstream-Pipeline? Todesstille. Impfnebenwirkungen und Impftote? Totale Ketzerei. Gab es das jemals in der Geschichte freiheitlicher Demokratien, dass auf so offensichtliche Weise eine Grabesruhe über bestimmte Themen gelegt wurde? Und wird man sich hinterher wieder jahrzehntelang fragen, wie es nur dazu kommen konnte? Dass das nicht gut ausgeht, kann man ja jetzt schon wissen. Wer die Wahrheit lange unterdrückt, baut sich einen Sprengsatz mit langer Zündschnur. Die Wahrheit ist nicht umsonst in der Mythologie die Tochter des Chronos respektive Saturns, also der Zeit. Und mit der Zeit, so weiss auch der Volksmund, kommt alles hoch. Eine Gesellschaft verschreibt sich gänzlich dem gefährlichsten Wahnsinn, wenn sie vor allem



Finde heraus, wen du nicht kritisieren darfst.

über die Themen Leben oder Tod nicht mehr zu sprechen gewillt ist. Denn welchen Schluss will man daraus ziehen? Ist eine solche Gesellschaft dann schlicht lebensmüde? Oder schon todessehnsüchtig? Wem das Leben egal ist, dem ist alles egal.

Wenn es um Leben oder Tod geht, steht seit geraumer Zeit ein Elefant im Raum. Oder soll man besser sagen: liegt siechend im Raum

Diskussionen, gesitteter Streit ohne Rücksicht auf Tabus sind das A und O der freien Gesellschaft.

herum? Die Fruchtbarkeitsrate bei Männern kennt seit vierzig Jahren nur einen Weg: in den Keller. Wenn die Spermienqualität so weitermacht wie bisher, können wir in wenigen Jahrzehnten wirklich die letzte Generation ausrufen. Ist das ein grosses Thema in den Medien? Seit der massenweisen Verabreichung der sogenannten Corona-Impfstoffe kennen die Länder mit den «erfolgreichsten» Impfkampagnen den stärksten Abfall der Geburtenrate. Schon

seit Beginn der Massenimpfungen klagten Frauen über unregelmässige Monatsblutungen. Ungewollte Schwangerschaftsabbrüche bei geimpften Frauen bis hin zu Totgeburten sind Impfstoffherstellern wie Pfizer längst bekannt. Ist das irgendwo ein grosses Thema? Gerade passiert das Unerdenkliche, und eben weil es undenkbar ist, ist es für viele unvorstellbar: Aufgeklärte Gesellschaften tanzen in einer Schweigespirale in den kollektiven Tod.

Vor wenigen Tagen lief ein hochrangiger Pfizer-Mitarbeiter in eine Honigfalle, die ihm investigative Journalisten des «Project Veritas» in Amerika gestellt hatten. Er glaubte, lediglich einem attraktiven Mann beim nunmehr dritten Date gegenüberzusitzen. Dieser jedoch hatte viele neugierige Fragen über das, was Pfizer in der Zeit der Pandemie so tat.

Jordan Trishton Walker, zuständig für strategische Planung bezüglich der mRNA-Gentherapeutika, plauderte aus dem Nähkästchen, um sein Date zu beeindrucken: Man plante demnach bei Pfizer, Coronaviren auf natürliche Weise bei Affen mutieren zu lassen und gefährlicher zu machen, um neue Impfstoffe zu entwickeln und mehr davon zu verkaufen. Eines der grössten Pharmaunternehmen der Welt agiert wie ein Glaser, der heimlich in der Nacht die Scheiben der Häuser in seiner Nachbarschaft einwirft, um tagsüber neue Aufträge zu erhalten. Fragen dazu im Mainstream: null.

Jordan Trishton Walker, ausgebildeter Arzt, sprach auch über die Menstruationsprobleme bei Frauen, welche die mRNA-Spritze erhalten haben. Pfizer ist sich demnach des Problems bestens bewusst. Walker sinnierte, es könne daran liegen, dass sich der Impfstoff auf die Hormone auswirke und die Regelblutung störe. Genau wisse man es nicht. Recht wohl ist ihm bei der Sache nicht: «Die ganze nächste Generation könnte total am Arsch sein [...], kannst du dir den Skandal vorstellen? Oh mein Gott – ich würde Pfizer von meinem Lebenslauf tilgen.»

Und all das ist erst der Anfang. Pfizer arbeite bereits an neuen Anwendungen für die mRNA-Technologie, so Walker im Liebestaumel, im Zusammenhang mit der Grippe, mit Krebs, dem ganzen Thema der Gensequenzierung (*gene editing*). Grossbritannien stoppte vor kurzem die Booster-Impfungen, nachdem ein Zusammenhang mit reaktiviertem Krebs bei Patienten festgestellt worden war. Fasst man alles zusammen, darf man sich getrost fragen: Arbeitet Pfizer an der Lösung von Problemen, oder schafft Pfizer selbst Probleme, um mehr Medikamente zu verkaufen?

Kritik an Pharmaunternehmen

«Wenn du wissen willst, wer dich regiert, finde einfach heraus, wen du nicht kritisieren darfst», lautet ein wahrer Satz, der oft fälschlicherweise Goethe oder Voltaire zugeschrieben wird. Kritik an Pharmaunternehmen ist ein Tabu in unserer Gesellschaft. Diese haben offenbar die Macht, global einen Menschenversuch durchzusetzen, ohne für die Folgen haftbar zu sein, während der angebliche Souverän quasi gezwungen wird, ein experimentelles Medikament einzunehmen. Sorry, aber: Was ist das für eine Macht, die das vermag? Solange wir das nicht klären, leben wir nicht in einer Demokratie, sondern in Fantasialand. Die Twitter-Files haben offengelegt, dass Pharmaunternehmen auf Facebook, Twitter & Co. einwirkten, um missliebige Information zu verhindern. Geheimdienste taten ihr Übriges, um sogenannte Impfgegner zu bekämpfen, also kritische Bürger, die auf ihr Recht auf körperliche Unversehrtheit pochten und erfahren wollten, was genau man ihnen da injizieren will. Nach welcher Definition von Demokratie soll das bitte schön rechtens sein?

«Es gibt kein richtiges Leben im falschen», hat Adorno, ein Vordenker der Linken, mal gesagt. Wenn man sich die Welt um sich herum ansieht, muss man sagen: na ja, offenbar doch. Vielen ist eine Simulation von Wahrheit, Freiheit und Demokratie offenbar genug, solange sie nur ihre Ruhe haben. Und komfortable kollektive Lebenslügen verkaufen sich in Todesstille am besten. Das falsche Leben erkennt man daran, dass es einen nie vor unangenehme Optionen stellt, einem nie ein Aufbegehren oder irgendeine mutige Entscheidung abverlangt. Das falsche Leben ist kein Leben. Es ist die vom eigentlichen Leben entkoppelte Existenz. Lebenstrieb und Wahrheitstrieb hingegen sind Geschwister. Und eine Gesellschaft, die das Leben liebt, hat kein Problem damit, unmissverständlich über den Tod zu sprechen. Die Frage ist nur: wann?

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty).

NACHRUF

Donald Marc Conrad Hess (1936–2023)

In der kalifornischen Weinbauregion Napa Valley gibt es die Berufsbezeichnung *winemaker*. Von manchen wird das Wort mit fast metaphysischer Konnotation ausgesprochen. Auf dessen Träger lastet die Verantwortung, aus Reben und Keller jedes Jahr das Beste herauszuholen. Ein *winemaker* im unternehmerischen Sinn war Donald Hess. Gute Geschäftsideen reiften in ihm wie Weintrauben, die er mit *Savoir-faire* zu etwas Edlem und Besonderem vergärte.

Geboren als Spross einer Berner Bierbrauerdynastie mit Wurzeln am Tegernsee, wurde er im Alter von zwanzig Jahren ins Unternehmertum geschleudert, als sein Vater unerwartet starb und er die Familienbrauerei Steinhölzli übernehmen musste. Der junge Donald Hess rieb sich am Bierkartell und lancierte zu dessen Umgehung Seite an Seite mit der Migros ein alkoholfreies Bier. Bald erwarb er von zwei älteren Damen die Valser St. Petersquellen und machte das Valser zum bedeutendsten Mineralwasser der Schweiz mit einem Marktanteil von rund 20 Prozent. 2002 verkaufte er das Unternehmen an Coca-Cola, was ihm damals fälschlicherweise als eine Art wirtschaftliche Fahnenflucht ausgelegt wurde.

Seine zweite grosse Karriere hatte da längst begonnen: als Entdecker des Napa Valley. Ende der 1970er Jahre hatte er dort nach Mineralquellen gesucht. Enttäuscht über die vergebliche Exkursion, leerte er einige Flaschen des örtlichen Weins, von dem auf globaler Stufe noch kaum

jemand Notiz genommen hatte – und fand darin seine nächste Geschäftsidee. Der Quadratmeter guten Reblandes wechselte damals für einen Dollar die Hand. Heute haben sich die Preise derart vervielfacht, dass die Buchhalter aufgehört haben zu zählen. Und die «Hess Collection» gehört zu den erfolgreichsten Adressen im Silicon Valley – vom massentauglichen Produkt bis zum Spitzenerzeugnis.

Gehörte Hess in den 1990er Jahren noch zu den festen Grössen der Schweizer Wirtschaftsöffentlichkeit, zog er sich bald weitgehend in die Privatheit zurück. Er war einer der weltweit bedeutendsten Sammler zeitgenössischer Kunst. Teilweise ist dies in seiner «Hess Collection» im Napa Valley zu bestaunen – einem Ort, der eine klösterliche Ruhe ausstrahlt.

Wie bei den meisten erfolgreichen Unternehmern gab es auch Missernten. So scheiterte die grossangelegte Expansion in börsenkotierte australische Güter, für die Hess zeitweise ein professionelles Management angeheuert hatte. Seit langem ist die Führung des Unternehmens wieder in Familienhand. Und die letzte grosse Frucht seines beruflichen Daseins gedeiht in der Provinz Salta in Argentinien. Auf seinen Colomé-Weingütern wächst unter anderem auf mehr als 3000 m ü. M. ein Spitzenwein namens Altura Maxima. Höchste Höhen hat auch Donald Hess erklimmt. Vor gut einer Woche ist der *winemaker* im Kreis seiner Familie in Bern verstorben.

Florian Schwab



Entdecker des Napa Valley: Unternehmer Hess.

Er ist zu wissenschaftlich für die Uni Amsterdam

In den Niederlanden soll ein antikapitalistischer, in der Homosexuellenbewegung aktiver antirassistischer Dozent weggemobbt werden. Weil er an Standards seines Fachs festhält.

Christian Huber

Triiggerwarnung: Homophobie & Transphobie»: So beginnt eine Mitteilung von Studenten der Universität Amsterdam (UvA) auf Instagram. Weiter heisst es, noch durchaus harmlos: «Die Universität Amsterdam hat die Aufgabe, jedem Studierenden eine sichere Lernumgebung zu bieten. Eine Lernumgebung, in der sichergestellt ist, dass die Identität aller Studierenden gewährleistet und Inklusion wichtig ist.» Dann wird es heftiger: «Gestern hat ein Dozent des Instituts für Soziologische Wissenschaften seine Vorbildrolle missbraucht, um der Diskriminierung nonbinärer Menschen eine Plattform zu bieten. Laurens Buijs ist eine Gefahr für die Sicherheit von Studierenden und ungeeignet für den Unterricht in Gender und Sexualität. Wir fordern von der Universität die sofortige Entlassung von Laurens Buijs, die Entfernung seines Artikels aus der Studierendenzeitung *Folia* sowie eine Solidaritätsbezeugung für nonbinäre Studierende der Universität Amsterdam (#Nichtmeindozenent).»

Ideologische Monokultur

Solche Triggerwarnungen sind in den einst liberalen Niederlanden in Zeiten einer ausser Rand und Band geratenen Wokeness beinahe alltäglich geworden – auch und besonders an Universitäten, einst Horte freien Denkens und Forschens. Dass es ausgerechnet Laurens Buijs trifft, entbehrt nicht der Ironie. Denn der Vierzigjährige ist ein typischer Linker: kritisch gegenüber den Machtverhältnissen in der kapitalistischen Gesellschaft, aktiv in der Homosexuellenbewegung, Sympathisant von BIJ1 (Kürzel für «Gemeinsam», eine 2015 gegründete antikapitalistische und antirassistische Kleinpartei in den Niederlanden).

Buijs versteht sich in erster Linie als Wissenschaftler. Aufgrund seiner Forschung kommt er manchmal zu Feststellungen, die in der Woke-Community schlecht ankommen. Etwa, dass marokkanisch-niederländische Jugendliche bei homophober Gewalt überrepräsentiert sind. Oder dass der Status «nonbinär» weder in Biologie, Psychologie oder Anthropologie eine Grundlage hat. Hinzu kommt seine Skep-

sis gegenüber den verordneten Corona-Massnahmen, die ihm den Vorwurf eintrug, ein rechtsextremer Komplottdenker zu sein.

Laurens Buijs setzte sich in der Studentenzeitung *Folia* zur Wehr und schrieb einen angriffigen Artikel über ideologische Monokultur, die Meinungsäusserungsfreiheit und den totalitären Wind an der Uni Amsterdam. Es könne nicht sein, dass an einer Hochschule Normen aufgestellt würden darüber, welche Äusserungen «gut» und welche «schlecht» seien. Die herrschende Ideologisierung sei direkt gegen die akademische Freiheit gerichtet.

Jetzt war der Shitstorm perfekt. Aktivisten warfen ihm vor, er spiele rechten Kreisen in die Hände und schaffe ein Klima der Verunsicherung in einer unsicheren, rassistischen Welt, ja er streite gar ab, dass es Wokeness gebe. Zwar versicherten ihm Professorenkollegen hinter vorgehaltener Hand, sie seien mit ihm einig – aber kein einziger unterstützte ihn öffentlich. Linke Kreise blieben stumm. Nur der rechtsbürgerliche Politiker Thierry Baudet – von links als «Thierry fucking Baudet» abqualifiziert – sowie die Partij voor de Vrijheid von Geert Wilders eilten ihm zu Hilfe. «Ausgerechnet Baudet, der oft alle Grenzen dessen überschreitet, was ich für gute Politik halte, war es, welcher im Parlament in fantastischen Voten die Unterminderung der Bürgerrechte durch die offizielle Corona-Politik anprangerte», stellte Buijs in der Zeitung *De Telegraaf* konsterniert fest.

Gleichzeitig musste Laurens Buijs feststellen, dass sich ihm Links-Grün, seine politische Heimat, hermetisch verschloss. Er habe den Eindruck, er erlebe das Aufkommen einer unheimlichen totalitären Politik – und zwar nicht nur auf dem Gebiet von Diversität und Inklusion, sondern auch bei Themen wie Klima, Corona und der Ukraine. Die «Wissenschaft» beanspruche bei diesen Themen die objektive Wahrheit für sich, und wer nicht daran glaube, sei ein Abtrünniger, Antiwissenschaftler, Komplottdenker, Rassist und Putin-Freund. Das alles versteckte sich hinter progressiv-liberalen Sprüchen über Solidarität mit den Verletzlichen, über Inklusion und Antidiskriminierung

– positive Absichten also, gegen die man eigentlich nichts einwenden könne.

Die berufliche Zukunft von Laurens Buijs als Dozent an der UvA ist offen. Die Universitätsleitung hält sich bedeckt und liess nur verlauten, sie werde die Vorwürfe von Laurens Buijs und diejenigen gegen ihn durch eine externe Kommission untersuchen lassen. Im Moment sei sie mit der Zusammenstellung der Kommission



Jetzt war der Shitstorm perfekt: Soziologe Buijs.

sowie der Formulierung des Untersuchungsauftrags beschäftigt. Hoffentlich gibt sich Buijs keinen Illusionen hin, was dies bedeutet.

«Nein, wir schaffen das nicht»

Laurens Buijs ist kein Einzelfall. Der Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer, ein Grüner wie aus dem Bilderbuch, hat ein Parteiausschlussverfahren am Hals, seit er Angela Merkels «Wir schaffen das» ein skeptisches «Nein, wir schaffen das nicht» entgegengesetzte. Als Oberbürgermeister hat er eben all jene Probleme sehr konkret auf dem Tisch, die man in Berlin, gerade in seiner Partei, gern übersieht. Aber das ist eine andere, nicht minder trostlose Geschichte.

Christian Huber lebte nach seinem Rücktritt als Finanzdirektor des Kantons Zürich mehrere Jahre in den Niederlanden.

Männer, Augen zu im Gym!

Männer sollen sich schuldig fühlen, weil sie Frauen anschauen. Ach du liebe Güte.



Neulich hat ein millionenfach aufgerufenes Tiktok-Video eine Debatte darüber ausgelöst, wie Männer Frauen im Fitnesscenter ansehen dürfen. Die Sache begann mit einer jungen Influencerin in den USA, die sich im Gym filmte und behauptete, ein Mann habe sie dort angestarrt. Sie zählte die Anzahl seiner Blicke und erklärte in Ausrufezeichen, wie unwohl sie sich dabei fühlte. Ich habe mir das Video angesehen: Während des Pausierens mit seiner Übung hat der Mann sie fünf Mal flüchtig und eher verstohlen angeschaut. Es war kein Anstarren, auch kein Blick, den man als *creepy* (gruselig) oder anzüglich bezeichnen könnte. Sein Blick wanderte im ganzen Gym umher; sie trainierte genau in seinem Blickfeld.

Mittlerweile hat sie sich dafür entschuldigt, sprach von einer Überreaktion. Nur verbreiten sich solche Videos gewohnheitsmässig wie Lauffeuer, und bald posteten Frauen ähnliche Clips, in denen sie Männer im Gym heimlich filmten. In einem schaut ein Mann der Frau kurz beim Handstand zu; sie stellt es so dar, als sei das unheimlich, als zeige es sexuelles Interesse. Diese Frauen erreichen damit ein grosses Publikum. Es ist immer verlockend, in den Vorwurfsgesang gegen die männliche Spezies mit einzustimmen; man verliert sich schnell in den Wonnen Tausender Likes. Und um Aufmerksamkeit zu erlangen, funktionieren solcherlei Sexismus-Vorwürfe immer.

Gewiss gibt es Männer, die Frauen anstandslos anstarren. Auch kann simples Anschauen verschwimmen mit Blicken, die tatsächlich zu einer Belästigung werden. Es gibt Fälle, in denen Frauen allein durch Blicke bedrängt

werden, und dann kann man zu Recht fragen: Darf eine Frau nicht mal trainieren oder sich sexy kleiden, ohne belästigt zu werden? In den allermeisten dieser Filmchen legen die Herren aber ein normales Verhalten an den Tag: Sie sehen Menschen an.

Wer schon einmal in einem Fitnessklub war, weiss, es ist fast unmöglich, dort niemanden anzusehen. Das Gym besucht man ja mit der Absicht, fitter und stärker zu werden – dass man dabei auch andere bei ihrem Training beobachtet, geschlechtsunabhängig, gehört

Woher soll ein Mann wissen, dass der einen Bewunderung gefällt, die andere sich dabei aber unwohl fühlt?

irgendwie dazu. Vor allem aber gibt es einen Unterschied zwischen einem lüsternen, gruseligen Anstarren und Abchecken aus sexuellem Interesse und einem flüchtigen Blick oder einem Ansehen auf natürliche Art. Und ja, bei schönen und athletischen Körpern bedarf es bisweilen einer gewissen Anstrengung, den Blick nicht in ihre Richtung schweifen zu lassen. Die Influencerin ist attraktiv, sie trug ein sehenswertes Outfit, das aus Sport-BH und Hotpants bestand. Auch ich hätte sie zur Kenntnis genommen – und hingesehen.

In dem Zusammenhang sprechen nun einige von *victim blaming*; man würde den «Opfern» die Schuld geben, weil sie sich sexy kleiden. Ich sag's mal so: Wenn man von «Opfer» sprechen kann in dem Fall, ist das Opfer der

Mann. Ich halte es für übergriffig, eine Person ohne Erlaubnis und heimlich zu filmen, den Film ins Internet zu stellen und sie vor einem Millionenpublikum zu *shamen*, also blosszustellen, ohne dass sie sich verteidigen kann. Das ist wohl ein bedeutend härterer Übergriff als fünf flüchtige Blicke.

Auf Instagram und Tiktok gibt es unzählige Videos von jungen Frauen, die quasi rufen: «Schau mich an und bewundere mich!» Interessiert man sich etwa für Fitnessvideos, werden einem permanent Reels vorgeschlagen von Frauen, die – unter grossem Beifall – im ultrasexy Outfit Übungen machen, oft im Gym. Woher soll nun ein Mann wissen, dass der einen Bewunderung gefällt, die andere sich dabei aber unwohl fühlt, er schon wegen eines Blickes unter Sexismus-Verdacht gerät und befürchten muss, in Begegnungszonen gefilmt und vor aller Welt *geshamet* zu werden?

Knackige Outfits beim Sport tragen oder damit Aufmerksamkeit erzeugen wollen – daran ist überhaupt nichts falsch. Jedoch läuft etwas schief, wenn man eine gewisse Aufmerksamkeit sucht, es dann aber umdreht und die Aufmerksamkeit eines Mannes zum Problem erklärt – um ihm dann einen Vorwurf daraus zu stricken. Auch mit grosser Anstrengung könnte man das zeitgenössische Verhältnis zwischen den Geschlechtern nicht noch mehr auf die Probe stellen. Ausserdem ist dieser gedankenlose Umgang mit der Blossstellung anderer ganz grundsätzlich ein ekelhaftes Zeitphänomen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Hollywood in Kiew

Der ehemalige Schauspieler Wolodymyr Selenskyj brilliert in seiner Rolle als Kriegspremier. Doch wo Licht ist, fallen auch Schatten.

Claude Cueni

Wolodymyr Selenskyj, 45, wächst in einer privilegierten Akademikerfamilie auf, schliesst ein Studium der Rechtswissenschaften ab und gibt bereits mit achtzehn Jahren sein Fernsehdebüt als Moderator einer Kochshow. Schon bald tourt er als Komiker mit seinen Kumpels durch Russland und die Ukraine und gründet das Kabarett Quartal 95. 2010 beschäftigt seine Produktionsgesellschaft Studio Quartal 95 bereits zehn Schauspieler und 26 Texter und Hilfskräfte. Die Sketche sind auf Russisch verfasst. Mit seinen TV-Serien («Diener des Volkes»), Slapstick-Auftritten und Parodien von Politikern wird er in beiden Ländern zum Star der TV-Unterhaltung.

«Ich brauche Munition»

Der Neumillionär spendet für die marode ukrainische Armee und ermuntert Soldaten im Kampf gegen die Separatisten im Donbass: «Danke, dass Sie unser Land gegen diesen Abschaum verteidigt haben.» Darauf ist er in Russland unerwünscht. Nach dem Verlust des russischen Marktes schrumpft sein Einkommen um 80 Prozent. Er sagt, die Russen hätten ihm den Beruf gestohlen. Er, der von einem Magazin zum schönsten Mann des Landes gewählt worden war, beschliesst, seine unglaubliche Popularität für den Eintritt in die Politik zu nutzen.



«Anuk hat eine Art Fernbedienung erfunden!»

Er kandidiert. Gemeinsam mit seinen Textern entwirft er einen ähnlichen Wahlkampf wie seinerzeit Ferdinand Marcos auf den Philippinen. Er meidet TV-Debatten, denn er hat noch kein politisches Programm – ausser, gewählt zu werden. Er gibt kaum Interviews, denn ohne Skript ist er – wie andere Schauspieler auch –

Gerne vergleicht er sich mit Ronald Reagan, kein Vergleich ist zu gross, auch nicht mit Winston Churchill.

aufgeschmissen. Er setzt voll auf Social Media, die von seinen Textern professionell bespielt werden. Es werden kaum politische Inhalte vermittelt (weil es keine gibt), sondern Emotionen und Pathos und «Slava Ukraini», Ruhm der Ukraine, und so weiter. Einen Tag vor der Wahl stellt sich Selenskyj dann doch einem TV-Duell mit dem amtierenden Präsidenten Petro Poroschenko. Tagelang hatte ihn sein Team mit fiktiven Fragen trainiert. Schauspieler Selenskyj löst die Aufgabe mit Bravour.

2019 gewinnt er mit rund 73 Prozent der Stimmen die Präsidentschaftswahlen. Einige seiner Kumpels folgen ihm in den Palast, sie sind jung, fotogen und grösstenteils politisch unerfahren, inländische Medien nennen sie «Soros Youngster», einige waren bisher Texter in Selenskyjs Filmimperium. Nach Putins Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022 zeigen sie, was sie draufhaben. PR-Stories und zitafähige Sätze, das beherrschen sie aus dem Effeff. Das mutige Statement «Ich brauche Munition, keine Mitfahrgelegenheit» macht Selenskyj schlagartig zum internationalen Helden. Täglich liefern seine Texter filmtaugliche Reden, die bald in Buchform erscheinen, «Kriegsreden Februar bis März 2022», Fortsetzung folgt.

Einmal Showbiz, immer Showbiz. Immer öfter erhält man den Eindruck, Schauspieler Selenskyj wähe sich als Hauptdarsteller in einem B-Movie. Während Abertausende auf den Schlachtfeldern eines vermeidbaren Krieges sterben, posiert Selenskyj mit Ehefrau

Olena Selenska, 45, für das Modemagazin *Vogue*, Olena gar vor Kriegskulissen. Selenskyj lädt Hollywoodschauspieler nach Kiew ein. In Anlehnung an den berühmten «Walk of Fame» in Los Angeles weiht er in Kiew eine ukrainische Variante für ausländische Besucher ein. Bei unzähligen westlichen Anlässen wird er auf Grossleinwänden zugeschaltet und erntet stets Standing Ovationen. Gerne vergleicht er sich mit dem von ihm bewunderten Ronald Reagan, kein Vergleich ist zu gross, schon gar nicht ein Vergleich mit Winston Churchill, der mit seinem zwölfbändigen Memoirenwerk 1953 immerhin den Nobelpreis für Literatur erhielt. Groteske Übertreibungen, Pathos, grandiose Selbstüberschätzungen und Nationalstolz gehören zur russisch-ukrainischen DNA.

Immer wieder sucht der 1,70 Meter grosse Schauspieler das internationale Scheinwerferlicht auf Celebrity- und Entertainment-Plattformen, um sich an die Welt zu wenden. Die Reden seiner Texter, mittlerweile über 150, sind hochprofessionell. Am Filmfestival in Cannes würdigt er via Videoschaltung die Rolle des Spielfilms gegen Diktaturen, jeder kriegt, was er hören will. In Katar schafft er den Auftritt dennoch nicht, denn der russisch-ukrainische Bruderkrieg ist nicht dessen Krieg, und ausserhalb der westlichen Welt ist die Sicht der Dinge eine ganz andere. Das ist nicht unser Krieg, sagen auch die Afrikaner.

Autoritärer Umgang mit Weggefährten

Selenskyj drängt auf die Aufnahme in die EU, obwohl das total korrupte Land die Kopenhagener Aufnahmekriterien von 1993 nicht ansatzweise erfüllt: stabile Demokratie, funktionierender Rechtsstaat, konkurrenzfähige Marktwirtschaft. Eine Mitgliedschaft entspräche zirka achtzehn griechischen Fässern ohne Boden. Selenskyjs Umgang mit alten Weggefährten und Journalisten wird im Laufe des Krieges ruppig und autoritär. *Hire and fire*. Um ihn herum gibt es nur noch Schleudersitze. Selenskyj friert Privatvermögen von Parlamentariern ein, entzieht einigen die Staatsbürgerschaft, schliesst TV-Anstalten, verbietet

oppositionelle Vereine. Kvartal-95-Kollege Alexander Pikalow nennt ihn einen «emotionalen Vulkan». Wie nicht wenige Komiker teilt Selenskyj gerne deftig aus, reagiert aber selber hyperempfindlich auf Kritik. Insbesondere, wenn sie von Kvartal 95 kommt.

«Selenskyjs geheime Geschäfte»

Ehefrau Olena, auch sie eine Texterin, kritisiert die ehemaligen Weggefährten: «Humor muss wahr sein.» Der ehemalige Aussenminister Litauens, Linas Linkevicius, sagt: «Die Ukraine wird Ländern ähneln, in denen man die Opposition ins Gefängnis wirft.» Als das Verfassungsgericht auch noch den Korruptionsbeauftragten vor die Tür setzt, melden die USA und die EU, dass weitere finanzielle und militärische Hilfen gefährdet sind. Aus gutem Grund.

Im Oktober 2021 wurden damals zwölf Millionen Dokumente («Pandora Papers») von einem internationalen Netzwerk investigativer Journalisten geleakt. Es ging um Briefkastenfirmen, Geldwäsche, Steuervermeidung und Steuerhinterziehung. 600 Journalisten aus 117 Ländern veröffentlichten die Namen von 29 000 Personen. Die meisten stammten aus der Ukraine. Selenskyj hatte während des Wahlkampfes den amtierenden Staatspräsidenten Poroschenko kritisiert, weil dieser Briefkastenfirmen in Steueroasen unterhielt, nun offenbarten die Pandora Papers, dass auch Selenskyj solche Firmen betrieb.

Der Doku-Film «Offshore 95» thematisierte «Selenskyjs geheime Geschäfte». Die Premiere in der Ukraine wurde vorerst auf Druck des Geheimdienstes SBU in letzter Minute abgesagt, der Film später dann doch noch gezeigt. Menschenrechtsorganisationen schlugen Alarm. Die EU warnte, die Redefreiheit dürfe nicht gefährdet werden, wiederholte jedoch nach Putins Überfall das Mantra, wonach ausgerechnet die Ukraine, der es an Rechtsstaatlichkeit fehlt, die Freiheit des Westens verteidige. Man fürchtete eine Abnahme der westlichen Solidarität. Zu Recht, denn immer

Selenskyj lässt nichts unversucht, um die Nato in den Konflikt zu ziehen.

mehr Politiker, die Milliarden Steuergelder in die Ukraine überwiesen, hegten Zweifel, ob Gelder und militärisches Gerät auch wirklich am Bestimmungsort ankamen. Dass russische Offiziere Kriegsmaterial entwenden und über das Darknet weiterverkaufen, ist schon länger bekannt. Dass dies auch eine Unsitte ukrainischer Offiziere ist, weiss man mittlerweile, seit



Einmal Showbiz, immer Showbiz:
Selenskyj, 2019.

gelieferte US- und Nato-Waffen bei kriminellen Clans in Schweden aufgetaucht sind.

Bis vor kurzem fand die Empörung hinter verschlossenen Türen statt, und wer die Korruption thematisierte, galt als Putin-Propagandist. Seit Selenskyj im Januar eine ganze Reihe hochrangiger Regierungsmitglieder wegen Verdachts auf Korruption entliess, ist das Thema nun auch im Mainstream angekommen. Dass er kurz vor dem Eintreffen von EU-Chefin Ursula von der Leyen und ihrer Entourage medienwirksam eine Hausdurchsuchung bei seinem milliardenschweren Wahlkampf-Financier und Freund Ihor Kolomojskyj durchführen lässt, sieht eher wie eine Medienshow aus dem Studio Kvartal 95 aus. Wieso erst jetzt? Kolomojskyj steht nicht erst seit gestern auf der Sanktionsliste der USA und hat ein Einreiseverbot. Die Opposition unterstellt Selens-

kyj, dass er bei seinem plötzlichen Kampf gegen die Korruption nicht nur die Zweifel der EU ausräumen wolle, sondern bei dieser Gelegenheit auch missliebige Gegner ausschalte, die ihm bei den nächsten Wahlen gefährlich werden könnten. Korruption gehört seit Generationen zur DNA der russisch-ukrainischen Kultur, sie lässt sich nicht innert weniger Jahre ausmerzen. In den geleakten Pandora Papers sind ukrainische Politiker die korruptesten von allen. Dann folgten Russland, Belarus und andere Oststaaten.

Selenskyj lässt nichts unversucht, um die Nato in den Konflikt zu ziehen. Bei jedem Treffer mit westlichen Waffen betont er den Lieferanten, um Putin mitzuteilen, dass im Grunde genommen die Nato und die USA gegen ihn Krieg führen. Als zwei Abwehrraketen russischer Bauart auf dem Staatsgebiet des Nato-Mitglieds Polen niedergehen, will er einen Bündnisfall herbeireden und behauptet trotzig, Russland habe Polen angegriffen, obwohl selbst ukrainische Generäle die von amerikanischen Satelliten widerlegte Story bestätigen.

Wieso nicht verhandeln?

«Never give up» ist bei einem Verteidigungskrieg das Gebot der Stunde, der ukrainische Widerstand verdient grössten Respekt, aber Selenskyj will mittlerweile mehr. «Ich fühle Hass, ich will mich rächen», sagt er einem Journalisten und fordert Langstreckenwaffen, die auch Moskau in Schutt und Asche legen können. Er bekommt GLSDB-Raketen mit einer Reichweite von 150 Kilometern mit der Auflage, diese nicht zu benutzen, um russisches Territorium anzugreifen. Selenskyj verspricht, sich daran zu halten, im gleichen Atemzug widerspricht sein enger Berater Mychajlo Podoljak.

Helmut Schmidt sagte einst: «Lieber hundert Stunden umsonst verhandeln als eine Minute schiessen.» Es ist eine sehr bittere Wahrheit, dass man sich am Ende doch noch mit dem Aggressor an den Verhandlungstisch setzen muss. Wieso nicht gleich?

Angesichts des enormen Leids, das die ukrainische Zivilbevölkerung erleiden muss, fällt es schwer, die Schattenseiten eines Helden zu thematisieren. Aber Propaganda haben wir im Überfluss. Und zwar auf beiden Seiten.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. Zuletzt erschien sein Thriller «Dirty Talking» (Edition Königsstuhl).

Antiamerikanismus

Nr. 5 – «Supermacht des Unfriedens»
Stefan Baron über Amerika

In der Ukraine tobt ein brutaler Abnützungskrieg. Mit Angriffen auf Zivilisten und lebenswichtige Infrastruktur versucht Putin, den ukrainischen Wehrwillen zu brechen. Stimmen – auch in der *Weltwoche* mit gleichzeitig zunehmend antiamerikanischen Stimmen – mehrten sich, die Kiew zu einer «Einigung» mit Russland drängen. Einen Frieden wird es mit Putin jedoch nicht so einfach geben. Niemand kann frohen Mutes hoffnungsvoll verlangen, dass die Ukraine auf das derzeit russisch besetzte östliche Territorium verzichtet und gleichzeitig einem späteren Nato-Beitritt abschwört, wie es von «friedensbewegten» Kreisen angeregt wird. Der teilweise ethnisch und sprachlich russische Teil der Ukraine könnte allerhöchstens dann an Russland übergehen, wenn eine international von der EU oder besser von der Uno durchgeführte saubere Volksabstimmung unter dieser Bevölkerung einwandfrei ein solches Resultat ergäbe. Als langfristige Garantie wäre selbst in diesem Fall ein Nato-Beitritt der Ukraine unabdingbar erforderlich zur Sicherung der Existenz dieses gebeutelten Landes; ansonsten der politisch-militärische Hunger des russischen Pseudo-Zaren Putin bloss ungebremst und unabsehbar weiter angestachelt bliebe.

Peter Bolliger, Münsingen

Die *Weltwoche* trieft von Antiamerikanismus. Mit Verlaub: Die halbe Welt hat jeweils bei Konflikten und Kriegen gefordert, die Weltmacht USA müsse jetzt endlich eingreifen und dem Unrecht, der Gewalt und dem Morden ein Ende bereiten. So beispielsweise gegen

den Irak (Überfall auf Kuwait), gegen Serbien (Bosnienkrieg) oder Libyen (Gaddafi-Regime). Zur Nato: Nicht diese will sich um jeden Preis nach Osten ausweiten, sondern die nord- und die osteuropäischen Staaten wollten und wollen sich unter ihren Schirm begeben, weil sie dem Kreml aus Erfahrung mit gutem Grund misstrauen. Und zu Selenskyj: Da führt ein Volk unter Führung seines Präsidenten den Kampf um seine Freiheit und seine Existenz gegen Putins barbarischen Angriffskrieg, der durch nichts zu rechtfertigen ist. Und die *Weltwoche* wirft ihm in kleinlicher Weise gewisse Unzulänglichkeiten und Fehler vor.

Ernst Lampert, Lachen

Doppelzüngig

Nr. 4 – «Selbsttherapie mit Panzern»
Alexander Grau über die Deutschen in Stalingrad 1943

Allein in der Schlacht um Stalingrad mussten eine halbe Million russisch-sowjetischer Soldaten ihr Leben lassen. Von den toten Bürgern der Stadt Stalingrad nicht zu reden. Ebenso bekannt ist, dass im Zweiten Weltkrieg insgesamt über 25 Millionen sowjetischer Menschen ihr Leben verloren. Es stellt sich die Frage, warum in Deutschland regelmässig der 6 Millionen toten Juden gedacht wird und warum man bei uns nicht ebenso regelmässig und ebenso intensiv auch der 25 Millionen Toten in der ehemaligen Sowjetunion gedenkt. Vor diesem Hintergrund wird deutlich: Wenn heute im Zusammenhang mit dem Ukraine-Krieg eines moralisch nicht gerechtfertigt ist, dann ist es die Lieferung deutscher Panzer. Dass achtzig Jahre nach Stalingrad wieder deutsche Panzer gegen russische Soldaten rollen sollen, beweist einmal mehr, wie scheinheilig und doppel-

züngig die «Schuld-Kultur» von der deutschen Politik gehandhabt wird.

Walter Kirchgessner, Mannheim (D)

Moralische Werte

Nr. 3 – «Ich plädiere für eine Vielfalt der Zivilisationen»
Interview von Guy Mettan mit Alexander Dugin

Weil er von Putin vor fünf Jahren die Medaille «Order of Friendship» erhielt, bezeichnet Guy Mettan den Krieg Russlands gegen die Ukraine nur als einen «Konflikt». Und natürlich verzichtet er darauf, Dugin zu seinem Zitat «wir sollten [die Ukrainer] töten, töten, töten, es kann keine andere Diskussion geben» zu befragen, um die herzliche Stimmung während des Interviews nicht zu stören. Derweil die Russen Tag und Nacht die Ukraine bombardieren, ganze ukrainische Städte und Dörfer dem Erdboden gleichmachen, Krankenhäuser und Universitäten angreifen, Museen plündern, Frauen vergewaltigen, Kinder entführen. Die russische Ideologie ist bösartig, sie hat eine Gesellschaft von Wilden geschaffen, die Städte zerstören, Menschen töten und foltern und verlangen, dass die Welt sich nicht einmischt. Der Nationalsozialismus wurde rundheraus verurteilt und verboten. Stattdessen bietet jetzt eine angesehene Zeitung eines europäischen Staates Dugins verwerflichen Ideen, die Putin verinnerlicht hat, eine Plattform. Dabei wäre es höchste Zeit, in diesem Krieg der Zivilisationen auf die Barrikaden zu steigen und sich für die richtige Seite zu entscheiden.

Iryna Banakh, Lwiw (Ukraine)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Pervez Muscharraf (1943–2023)
Salomon «Sally» Perel (1925–2023)



Feind Nummer eins der Islamisten in Pakistan: Pervez Muscharraf.

Pakistan zu regieren, ist einer der schwierigsten Jobs, die man sich vorstellen kann. General Pervez Muscharraf, De-facto-Militärherrscher von 1999 bis 2008, sehnte sich nicht danach. Der bescheidene, aber ehrgeizige Muscharraf, Whisky-Liebhaber und Anglophiler, der leidenschaftlich an die Demokratie und die freie Marktwirtschaft glaubte, wäre lieber Armeechef geblieben als Vorsitzender der Generalstabschefs geworden.

Seine Abneigung gegen die Übernahme des Spitzenamtes hat ihn wahrscheinlich beim damaligen Premierminister Nawaz Scharif beliebt gemacht. Doch die Beziehung wurde vergiftet, als Scharif versuchte, Muscharraf die Schuld für die gescheiterten Kargil-Operationen zu geben, mit denen die Kontrolle über Kaschmir erlangt werden sollte. Scharif beschloss, einem Staatsstreich zuzuvorkommen, indem er anordnete, Muscharrafs Flugzeug auf dem Rückflug von Sri Lanka umzuleiten. Glücklicherweise gelang es Muscharraf, seine Bodentruppen zu kontaktieren und den Flughafen zu sichern. Da er nicht genug Treibstoff hatte, um woanders hinzufliegen, interpretierte Muscharraf dies als einen Attentatsversuch. Scharif wurde verhaftet.

Muscharraf wurde der vierte pakistanische Militärführer seit der Unabhängigkeit. In seinem Glauben an eine zivile Regierung versuchte Muscharraf, die legendäre Korruption früherer Regierungen einzudämmen und das Land unter die Leitung fähiger Technokraten zu stellen. In

der Folgezeit erlebte Pakistan seine erfolgreichste Wirtschaftsperiode seit der Unabhängigkeit.

Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 in New York war er jedoch gezwungen, sich mit den Taliban und al-Qaida in Afghanistan auseinanderzusetzen. Seine proamerikanische Politik machte ihn zum Feind Nummer eins der Islamisten in Pakistan. Er überlebte zahlreiche Attentatsversuche, darunter einen von einer Gruppe, die hinter dem Mord an dem amerikanischen Journalisten Daniel Pearl stand.

Letztlich gelang es Muscharraf nicht, eine funktionierende Demokratie wiederherzustellen, die den politischen Machenschaften der pakistanischen Kleptokraten Scharif und Benazir Bhutto oder einer politisierten Justiz gewachsen gewesen wäre. Bhutto wurde nach Pakistan zurückgebracht, um dann ermordet zu werden. Ihre Anhänger machten Muscharraf für die unzureichenden Sicherheitsvorkehrungen verantwortlich. Er wurde im November 2008 ins Exil gezwungen.

Im Jahr 2019 verurteilte ein Sondergericht in Lahore Muscharraf auf lächerliche Weise wegen Hochverrats im Zusammenhang mit der Aufhebung der Verfassung im Jahr 2007 zum Tode. Das Urteil war ein trauriges Spiegelbild der nicht enden wollenden politischen und juristischen Fehlfunktionen in Pakistan. Nach seiner Demission lebte er hauptsächlich im Exil in London und zuletzt in Dubai, wo er am 5. Februar an einer Amyloidose starb. *Francis Pike*

Salomon «Sally» Perels Überlebenskampf während des Zweiten Weltkriegs klingt verrückt. Wegen der Nürnberger Rassengesetze wird er von der Schule verwiesen, der Vater muss sein Geschäft aufgeben. Es beginnt für Sally und seine Familie eine lange Flucht, zunächst nach Polen, später mit seinen Brüdern ins heutige Belarus. Nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion wird der Sechzehnjährige von der Wehrmacht verhaftet. Um nicht als Jude erkannt und auf der Stelle erschossen zu werden, vernichtet der jüdische Deutsche mit dem «falschen» Glauben seine Papiere und gibt sich fortan als «Volksdeutscher» aus, weil er weiss, dass die Nazis die deutsche Minderheit in Osteuropa als ihresgleichen achten.

Perel, der jüdische Flüchtling, wird Soldat in der Wehrmacht. «Ich war Hitlerjunge Salomon» titelt der gebürtige Jude Jahrzehnte später seine Biografie. Doch damit der Verrücktheit nicht genug. Seinem Kommandanten fällt Perel als ausserordentlich intelligenter junger Mann auf. Er will ihn adoptieren und schickt ihn nach Deutschland, wo er an einer Eliteschule der Hitlerjugend ausgebildet werden soll. Gleichzeitig ist er Lehrling bei Volkswagen.

Perel lebt in zwei Welten. Nachts träumt er, bei seinen Eltern im Getto zu sein, am nächsten Tag trägt er wieder Uniform mit Hakenkreuzen, schreit «Heil Hitler» – und kommt an die Grenzen eines Selbsthasses, wie er sich Jahrzehnte später in einem Interview erinnert. Aber er weiss, dass ihm die angenommene Identität des Feindes, die ihn bis ans Ende seiner Tage verfolgt, das Leben gerettet hat. Perel starb 97-jährig in Israel.

Pierre Heumann



In zwei Welten: Autor Perel.

Bundeshöhne nagen am Föderalismus

Die hohen Gehälter auf oberster Staatsebene bringen Probleme in die Gemeinden.



In Diskussionen über Fachkräftemangel denkt man selten daran, dass vielleicht irgendwo ein grosser Magnet steht, der die Arbeitnehmer an sich zieht wie Eisenteile und diese von den Firmen fernhält, die verzweifelt nach Leuten suchen. Dieser Magnet existiert, er heisst öffentliche Verwaltung. Es sind die Apparate von Bund, Kantonen und Gemeinden, die Angestellte magisch anziehen.

Das Institut für Schweizer Wirtschaftspolitik (IWP) an der Universität Luzern hat vor einigen Tagen eine Studie vorgestellt, in der die Lohnunterschiede zwischen Staat und Privatsektor genauer untersucht werden. Der erste grobe Befund: Der durchschnittliche Jahreslohn für eine Vollzeitstelle ist beim Bund mit rund 120 000 Franken erheblich höher als in der Privatwirtschaft mit 90 000 Franken.

Aber das beantwortet die Frage nach der Magnetwirkung nicht wirklich. Es kann ja sein, dass der Staat für seine Aufgaben eben besser oder aufwendiger ausgebildete oder effizientere Leute braucht als die privaten Firmen. Dann wären die Lohnunterschiede in Ordnung.

Die Autoren der IWP-Studie, Marco Portmann, Christoph Schaltegger und Frederik Blümel, haben deshalb die Löhne genauer angeschaut, nach dem Motto: gleicher Lohn für gleiche Arbeit oder gleiche Funktion oder gleiche Qualifikation. Das würde heissen, dass Zwillinge – so das Denkmodell –, die in allen Eigenschaften praktisch gleich sind, von denen aber der eine beim Staat, der andere im Privatsektor arbeitet, gleich viel verdienen müssten.

Die Ökonomen suchten im Meer der schweizerischen Lohnunterschiede solche Zwillinge-Kon-

trollen heraus und fanden, dass es selbst innerhalb dieser Paare immer noch bedeutende Lohnunterschiede gibt. Auch wenn man Gleiches mit Gleichem vergleicht: Der Staat zahlt besser. Die Autoren nennen diese Lohnunterschiede Lohnprämie vom Staat. Das sind Hinweise auf den Magneten.

Und der Clou: Laut den Berechnungen betrug diese Lohnprämie in der Bundesverwaltung 11,6 Prozent des Lohnes, in den Kantonsverwaltungen 4,3 Prozent und in den Gemeindeverwaltungen 3,4 Prozent.

Die drei Zahlen sind elektrisierend. Klar, über deren genaue Höhe kann man durchaus diskutieren, aber die Rangordnung sticht ins Auge: Zuunterst wird am wenigsten, zuoberst am meisten dazugeschlagen.

Wo die öffentliche Verwaltung am weitesten entfernt ist von den Kontrollmechanismen der direkten Demokratie, zuoberst, beim Bund, da sind die Prämien am grössten. In den Gemeinden dagegen, wo die Bürger aus der Nähe sehen können, was mit ihrem Geld geschieht, und die Kontrolle der Staatstätigkeit am direktesten ist, fällt das Lohnplus am geringsten aus.

Auf den ersten Blick denkt man da: Zum Glück haben wir den Föderalismus mit den drei Staatsebenen, da sorgen die über 2000 Schweizer Gemeinden dafür, dass Realitätsnähe und Masshalten nicht verlorengehen.

Der zweite Gedanke kommt sogleich: Wenn der Bund sich so grosszügig bedient und die Unsitten von oben herab tröpfeln, zwingt dies früher oder später Kantone und Gemeinden dazu, im Vergoldungswettbewerb mitzumachen, das nagt am Föderalismus.

Thomas Jordans Botschaften

Nationalbankpräsident Thomas Jordan ist bei öffentlichen Wortmeldungen sehr diszipliniert, seine Sprache und Stimme geben Spekulationen kaum Raum. Aber zwischendurch gibt es interessante Anhaltspunkte. An einem Auftritt beim Efficiency Club hat er kürzlich über Inflation, Zinsen, Konjunktur und Verwandtes gesprochen, Diagramme, Kurven kommentiert.

Auffallend war, wie oft er das Wort «zurückkommen» verwendete. Bei der Inflationskurve, der Wirtschaftsentwicklung et cetera – an vielen Stellen hätte man intuitiv gesagt, die Inflation, das Bruttoinlandsprodukt «ging zurück», aber Jordan sagte «kam» oder «kommt» zurück. Was lässt sich daraus entnehmen?

Erste Interpretation: Jordan sieht die natürliche Verankerung der Zahlen unten, er blickt von unten nach oben. Für die Inflation ist der normale Wert also etwa bei null, somit «kommt sie zurück», wenn sie fällt – wo sie hin soll.

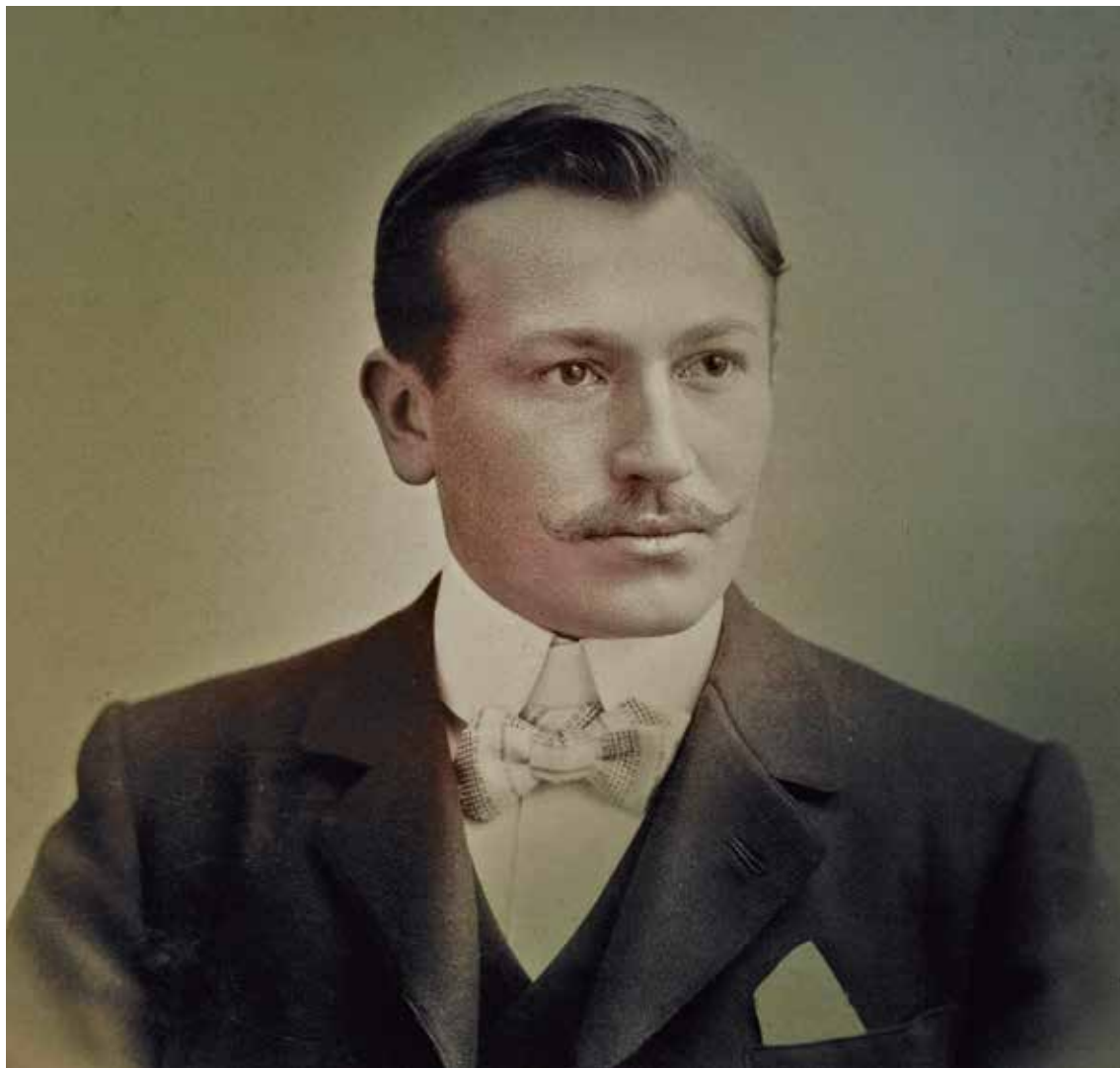
Zweite Interpretation: Jordan steht auf dem Boden, wenn er ins Zahlenuniversum blickt, er urteilt mit Bodenhaftung, hebt nicht ab. Es gilt die normale Welt der Erdanziehungskraft.

Diversität oder Kundschaft

Wenn man die Werbung grosser Unternehmen anschaut, erscheint einem die Vielfalt der in Bild und Video präsentierten Menschentypen viel grösser, als man sie in der hiesigen Bevölkerung, also der breiten Kundschaft wahrnimmt. Was ist in den Firmen beim Entscheid über Werbeaufträge wohl wichtiger: Politisch korrekte Diversitätsregeln oder die Ausrichtung auf das breite Kundenpublikum?

UNTERNEHMEN

Die Rolex-Saga



Das Projekt gelang: Rolex-Gründer Wilsdorf (1881–1960) im Alter von 23 Jahren.

Schnell verstand er,
wie die Uhrenwelt tickte,
und er fing Feuer für die
eigenartige Branche.

Seite 54

Eine streng kontrollierte
Vermarktung sicherte
Service-Qualität und
Langlebigkeit.

Seite 55

Besessenheit und immer
wieder das Unerwartete
tun: Dies war Wilsdorfs
Geschäftsstil.

Seite 57

Der Mann, der die Rolex erfand

Hans Wilsdorf war das Gegenteil eines typischen Schweizer Uhrenpioniers. Er war Deutscher und kein Uhrmacher, sondern Kaufmann. In einem Biotop von Einzelgängern setzte er auf Partnerschaft. Und betrieb Marketing, bevor es diesen Begriff gab.

Karl Lüönd

Der Patron schaut seinen Uhrmachern über die Schultern und genau auf die Finger. Die Aufnahme des Berner Fotografen Eugen Thierstein von 1941 illustriert das Einmalige an Hans Wilsdorf und seiner Rolex. Handwerk trifft Marketing. Nur gemeinsam schaffen sie den Erfolg.

Hans Wilsdorf wurde 1881 in Kulmbach (Oberfranken) geboren. Sein Elternhaus befand sich mitten auf dem Marktplatz. Auf dem Schild stand «Eisenwarenhandlung», aber in Wirklichkeit handelte es sich um einen Baumarkt für selbständige Handwerker wie Schreiner, Schlosser, Dachdecker, Zinngiesser, Drechsler, Zeug- und Blechschmiede – bloss ohne einen Uhrmacher. Kulmbach war eine Industriestadt mit 26 Brauereien, zwei Maschinenfabriken und zwei Dutzend Textilmanufakturen.

Die Familie Wilsdorf lebte in bescheidenem Wohlstand, wurde aber vom Unglück verfolgt.

Der Vater verschwand kurz nach dem 40. Geburtstag mit schweren psychischen Problemen in einer Anstalt, die Mutter starb früh an Schwindsucht. Die drei Kinder zwischen neun und dreizehn Jahren wurden von Verwandten betreut. Diese verkauften Haus und Geschäft und legten den Erlös, rund 30 000 Goldmark für jedes Kind, bis zu dessen Volljährigkeit gut an. Hans und sein Bruder Karl Wilsdorf kamen in ein Internat nach Coburg. Karl wurde Eisenbahningenieur, Hans Kaufmann.

Freie Bahn für neue Ideen

In der Taubaldschen Knabenerziehungsanstalt lernte Hans Wilsdorf einen Mitschüler aus La Chaux-de-Fonds kennen, dessen Vater einen Uhrenhandel betrieb. Durch dessen Vermittlung reiste Wilsdorf 1900, mit neunzehn Jahren, in die Schweiz und trat als Fremdsprachenkorrespondent für Deutsch und Englisch ins Geschäft des Vaters seines Klassenkameraden ein. Er hatte diese Sprache früh erlernt, schliesslich galt Coburg, von wo ja der Gatte von Queen Victoria stammte, damals als ausgesprochen anglophil.

In La Chaux-de-Fonds herrschte eine Bonanza. Von 1880 bis 1910 stieg die Einwohnerzahl von 23 800 auf 37 700. Die Uhrenindustrie befand sich in einem kritischen Übergang von den vielen hundert im Verlagssystem betriebenen Heimmanufakturen zur Industrie. Der Zufall führte Hans Wilsdorf zur richtigen Zeit an den richtigen Ort.

Schnell verstand er, wie die Uhrenwelt tickte. Er erlernte den Uhrenhandel und konnte Verbindungen knüpfen. Vor allem aber fing er Feuer für diese eigenartige Branche. Mit der Unbefangenheit des Aussenstehenden erkannte Wilsdorf deren damals grösste Schwachstelle: die Qualität. Mit 24 Jahren beschloss er, sich selbständig zu machen. Damals wurde jede sechste Schweizer Uhr im Königreich Grossbritannien verkauft, also zog es ihn nach London. Für kurze Zeit war

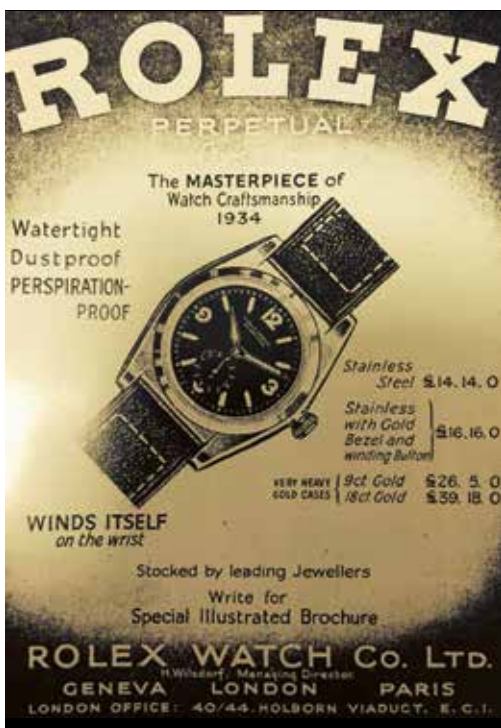
er Angestellter bei einem Uhrenhändler und stellte bei seinen Vorgesetzten «kaufmännische Fähigkeiten und mangelhafte Fachkenntnisse» fest, wie er 1945 in einem kleinen Memoirenband festhielt.

1905 gründete Hans Wilsdorf mit dem branchenfremden Kaufmann und Investor Alfred Davis die Handelsfirma Wilsdorf & Davis, in die er nicht nur sein Kapital einbrachte, sondern auch Darlehen seiner Geschwister, die ihm ohne Vertrag und Sicherheiten aushalfen. Die

Mit der Unbefangenheit des Aussenstehenden erkannte er die grösste Schwachstelle: die Qualität.

drei früh verwaisten Kinder verband ein ungewöhnlich starker Familiensinn, der im Leben Wilsdorfs immer eine auffallende Rolle spielen sollte. Die schicksalsschwere Jugend hat den Charakter von Wilsdorf geprägt. Er wurde ausdauernd, fleissig und selbständig bis zum Eigensinn. Hier liegen offenkundig die Wurzeln für die Aussenseiterposition, die Wilsdorf und seine Rolex bis heute in der Schweizer Uhrenbranche einnehmen. Auch als längst gemachter Mann und Besitzer einer Weltmarke kam Wilsdorf als Deutscher mit englischem Pass in der Genfer *société* nie richtig an. Folglich traten Wilsdorf/Rolex im unübersichtlichen, aber politisch (auch durch den Einbezug der Gewerkschaften) breitabgestützten Establishment der Schweizer Uhrenindustrie nie hervor. Und als die vorwiegend aus kapitalschwachen Kleinbetrieben bestehende, heillos zerklüftete Uhrenbranche in der Krise der 1920er Jahre zu einem scheinbar eisernen Kartell zusammenwuchs, konnte sich Rolex dank ihrer technischen Unabhängigkeit und Finanzkraft weitgehend heraushalten.

Doch bis es so weit war, galt es eine lange Wegstrecke zurückzulegen. In ihren ersten Geschäftsjahren fuhren Wilsdorf & Davis mit Ross und Wagen bei den britischen Uhrenhändlern vor, um ihre Ware anzupreisen. Innert weniger Jahre war W & D der grösste Uhrenhändler



Grösstes Aufsehen: Rolex-Anzeige, um 1934.

im Commonwealth. 1915 trennten sich Wilsdorf und Davis faktisch, 1919 auch juristisch, aber im Frieden. Nun hatte Wilsdorf, noch nicht vierzigjährig, freie Bahn für seine Ideen, die in mehreren wichtigen Punkten der Lehrmeinung der Uhrenindustrie zuwiderliefen.

Mehr als andere Grosshändler investierte er in Qualität und Marktforschung. Als die Fachwelt noch die Taschenuhr zum Industriestandard erklärte, setzte er kompromisslos auf die Armbanduhr. Statt Lieferanten gegeneinander auszuspielen, wie er es in La Chaux-de-Fonds gelernt hatte, entschied sich Wilsdorf für einen einzigen Partner: Hermann Aegler (1874–1944) in Biel. Dessen Firma am Bieler Rebberg, gegründet 1878, war eine auf kleine Kaliber spezialisierte und als qualitätsversessen bekannte Uhrenmanufaktur. Die Fabrik stellte auch die Rohwerke selber her, hatte also die volle Kontrolle über den ganzen Fabrikationsprozess.

Partnerschaft mit Hermann Aegler

Der Erfinder von Rolex als Handelsmarke war aber Hans Wilsdorf. Eigentlich waren die Händler immer dagegen, dass der Fabrikant seinen Namen auf das Zifferblatt schrieb. Aber «Rolex» war so kurz, dass auch die Namen der Händler noch daraufpassten. Mit einem Marketingkonzept, das man für die damalige Zeit nur als genial bezeichnen kann, verschaffte Wilsdorf seinen Rolex-Uhren eine weltweite Alleinstellung: Premium-Klasse, aber in hohen Stückzahlen, übrigens seit je deutlich teurer als die vergleichbare Konkurrenz, aber preisunempfindlich; in manchen Krisenlagen sogar hilfreich als Zahlungsmittel und Fluchtwährung. Eine streng kontrollierte Vermarktung über konzessionierte Fachgeschäfte sicherte nicht nur die Preise, sondern auch Service-Qualität und Langlebigkeit.

Mit einer ersten Bestellung begann 1905 die Geschichte einer höchst erfolgreichen Partnerschaft. Hermann Aegler gewährte dem jungen Kaufmann sogar einen Kredit auf sechs Monate. Die Kundenbeziehung wurde enger, und 1913 schlossen Hermann Aegler und Hans Wilsdorf einen in der Schweizer Industriegeschichte wohl einmaligen Pakt: Sie sicherten sich gegenseitige Exklusivität zu. Aegler würde nur noch für Wilsdorf arbeiten, und Wilsdorf würde keinen anderen Lieferanten mehr berücksichtigen. Hermann Aegler ging gar so weit, alte Stammkunden nicht mehr zu bedienen, obwohl diese laut und heftig protestierten.

Fast unglaublich ist, dass es zwischen den beiden nichts Schriftliches gab. Der Handschlag ersetzte das Papier. Erst 1920 und auf Wunsch der Banken räumten Aegler und Wilsdorf einander gegenseitige Beteiligungen von je 26 Prozent ein. Fortan gab es zwei Rolex-Firmen, die nach aussen wie eine einzige aussahen, aber verschiedene Eigentümer hatten:



Seinem Blick entging kein Detail: Wilsdorf in der Endmontage der Rolex Perpetual, 1941.

in Biel die Herstellung (Familien Aegler, später Borer), in Genf Handel und Marketing (ab 1945 Wilsdorf-Stiftung).

Geradezu skurril mutet eine Episode nach dem Hinschied von Hans Wilsdorf im Jahr 1960 an. Die beiden Firmen kamen überein, die seit Jahrzehnten eingespielten, aber nicht schrift-

Eigentlich waren die Händler dagegen, dass der Fabrikant seinen Namen auf das Zifferblatt schrieb.

lich festgelegten Verfahren und Konditionen juristisch begutachten zu lassen. Mit dem Auftrag betraut wurden zwei Professoren der Spitzenklasse: der Aktienrechtler Max Kummer und der Markenrechts-Experte Alois Troller. Beide kamen zum Schluss, man solle die Dinge so belassen, wie sie waren. Das Prinzip des «konkludenten Verhaltens», wie die Juristen solche Verträge ohne Papier nennen, hielt bis 2004, als die Familie Borer in einem der betragsmässig wohl bedeutendsten Deals der

Schweizer Wirtschaftsgeschichte ihre Firma an die Genfer verkaufte.

Niemand weiss, wofür der Name «Rolex» steht. War es die Abkürzung für «horlogerie exquisite»? Oder, wie es eine Firmenlegende erzählt, der Geistesblitz von Hans Wilsdorf während einer Fahrt mit dem Londoner Rössliträm, als er dem Geräusch der rollenden Räder lauschte? In Verbindung mit der fünfzackigen Krone und den seit Jahrzehnten konsequent beibehaltenen Firmenfarben Grün und Gold ist der Wiedererkennungswert der Marke optimal, ob auf dem Broadway oder über dem Golf von Dubai.

Hans Wilsdorf hat Marketingtechniken angewandt, bevor diese erfunden, geschweige denn wissenschaftlich definiert oder in der Praxis bewährt waren. Am häufigsten bediente er sich des Image-Transfers, also der Übertragung der positiven Merkmale angesehener Sportarten oder Persönlichkeiten auf seine Uhrenmarke. Dies begann 1927, als Mercedes Gleitze den Ärmelkanal durchschwamm. Obwohl dieser Rekordversuch kurz vor Schluss scheiterte,

erregte er grösstes Aufsehen. Wilsdorf hatte schon lange zuvor die Titelseite des *Daily Mail* für den bebilderten Exklusivbericht gekauft. An der Rolex-Händlertagung in London zum Auftakt des Weihnachtsgeschäfts präsentierte er die Rekordschwimmerin – doch vor allem das, was sie die ganze Zeit am Halsband getragen hatte: die erste wasserdichte Rolex Oyster.

Ursprünglich wachten die Uhrenhändler eifersüchtig, aber nicht genau genug darüber, dass einzig ihr Name auf dem Zifferblatt prangte. So hofften sie, auch die Hoheit über die Festsetzung der Preise zu behalten. Doch Wilsdorf überlistete sie mit einem Trick: Die Uhren wurden damals immer in Sechserpaketen geliefert. Nun schmuggelte er eine, später zwei mit «Rolex» beschriftete Uhren in diese Pakete, was die meisten Händler nicht einmal bemerkten. Mit der von einer heftigen Werbekampagne begleiteten Präsentation der wasserdichten Rolex Oyster im Januar 1927, einer Exklusivität, gelang es Wilsdorf, die Verhältnisse umzudrehen und seine Marke breit zu verankern.

Wilsdorf wusste genau, dass andere Uhrenhändler vor ihm vermeintlich wasserdichte Uhren angepriesen und die Kunden wie den Handel enttäuscht hatten. Trotzdem nahm er in seiner Ansprache vor den Händlern den Mund voll: «Die Oyster ist die wichtigste Innovation in der Uhrenindustrie der letzten Jahre. Ein für alle Mal ist das Problem der hermetisch wasserdichten Uhr gelöst in einer Weise, bei der Schönheit und Design Hand in Hand gehen mit der Nützlichkeit.» Und die täglichen Erfahrungen im Kundendienst bestätigten diese grossen Worte: Die Rolex Oyster war wasserdicht!

Fortan konnte sich Hans Wilsdorf eine Strategie des langen Atems gegenüber dem Handel leisten. Er zeigte sich grosszügig in Krisensituationen. Wenn ein wichtiger Händler in Schwierigkeiten steckte, schoss er ihm schon mal für ein Jahr die Löhne vor. Auch bei Erbteilungen sprang er ein. Dafür wurde unbedingte Loyalität verlangt. Wer hinterrücks den Graumarkt bediente, flog raus.

Geschenk für General Guisan

Fliegerei, Tauchen, Autorennsport und Bergsteigen waren in der Folge die Hauptträger des auf Image-Transfer beruhenden Rolex-Marketings. Bevor es «Markenbotschafter» als Begriff gab, war Sir Malcolm Campbell ein solcher, als er 1935 mit seinem «Bluebird» mit 480 Stundenkilometern über einen Salzsee im US-Bundesstaat Utah raste. Campbell trug eine Rolex Oyster am Handgelenk. Der Ballonfahrer und Tiefseetaucher Auguste Piccard, spä-

«Ich hätte gern das Goldgehäuse in rosa Farbe», antwortete Sir Winston Churchill ungeniert.

ter auch sein Sohn Jacques, nahmen die Rolex-Taucheruhr Submariner auf ihre weltweit beachteten Tiefenexpeditionen mit. Als Sir Edmund Hillary und sein Sherpa Tenzing Norgay am 29. Mai 1953 als Erste den Gipfel des Mount Everest erreicht hatten, konnten sie die Uhrzeit an einer Oyster Perpetual ablesen. Später empfing Wilsdorf die Bergsteiger in seinem Haus am Genfersee und schickte sie auf eine Europatournee zu seinen wichtigsten Händlern.

Lange bevor jemand wusste, was Product-Placement war, statteten die Rolex-Leute, vor allem der Werber René-Paul Jeanneret, Staatsmänner aus aller Welt mit Rolex-Uhren aus. Geld floss bei dieser Praxis nicht; die geschenkwise überlassene Rolex genügte. Den Anfang machte General Henri Guisan. Als Aktivdienstsoldat der Versorgungstruppen wurde Jeanneret am 15. Oktober 1945 ohne weiteres auf Guisans Landsitz Verte Rive nahe Lausanne empfangen. Der Rolex-Mann übergab dem General die Nummer 50 000 der Oyster Perpetual als Dank für seine erfolgreiche Zeit als Oberbefehlshaber.

Auch den ehemaligen britischen Kriegspremier Winston Churchill musste Jeanneret nicht lange bitten. Auf das freundliche Angebot, ihm die Jubiläumsuhr Nummer 100 000 aus Dankbarkeit für seine Leistung im Krieg zu schenken, antwortete Churchill mit einem ungeniert genauen Wunschzettel: «Ich hätte gern das Goldgehäuse in rosa Farbe. Der Umfang meines Handgelenkes ist 7 1/2 Inches. Auf der Rückseite soll mein Wappen eingraviert sein, von dem ich eine Abbildung beilege.»

Die Nummer 150 000 ging an den früheren General und späteren US-Präsidenten Dwight D. Eisenhower, der Wilsdorfs aufsehen-erregende Geschenk-Aktion für die in Deutschland gefangenen alliierten Offiziere kannte. Dieser hatte nämlich allen, die es wünschten, Uhren in die deutschen Straflager geschickt – mit dem Vermerk «zahlbar nach dem Krieg». Vier Fünftel der Beschenkten zahlten dann tatsächlich. Für Wilsdorf war dieser PR-Stunt ein doppelter Erfolg, denn er konnte die Uhren infolge des Krieges nicht verkaufen.

Später erhielten auch die amerikanischen Präsidenten Kennedy, Johnson, Nixon und Ford je eine Rolex, ebenso Bundeskanzler Konrad Adenauer und der sowjetische Staatschef Leonid Breschnew. Fidel Castro liess sich sogar fotografieren, als er öffentlich zwei Rolex gleichzeitig trug. Ob er sie sich hatte schenken lassen oder sie bezahlt hatte, blieb ungeklärt.

Erfolgskonzept Armbanduhr

Armbanduhren seien eine Art Spielzeug, unmännlich, sogar «schwul». So lautete das gängige Vorurteil zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In seinem Lehrbuch schrieb der Leipziger Ingenieur und Uhrenprofessor Hermann Bock: «Entweder ist die Uhr ein feines Messinstrument oder eine Spielerei für Liebhaber, nicht aber beides zugleich.» Das 19-zeilige Uhrwerk sei das Normalformat, predigte er. Das entsprach einer schweren Taschenuhr.

Solchen Ansichten setzte Hans Wilsdorf schon lange vor dem Kriegsausbruch von 1914 seine scharfe Beobachtungsgabe und seinen Marktinstinkt entgegen. In allen Industriestaaten wuchs die Masse der Handwerker, Pflegerinnen oder Büroangestellten, die auf praktische, tragbare Uhren angewiesen waren. Dazu



Auf dem Gipfel des Mount Everest: Sir Edmund Hillary und Tenzing Norgay, 1953.



Image-Transfer: Rolex-Fan Fidel Castro am kubanischen Nationalfeiertag 1971.

kamen als interessante Kundschaft die wohlhabenden angelsächsischen Sportsleute, die Golfer, Cricket-Spieler oder Jäger. Wilsdorf, der von London aus die Länder des Commonwealth bearbeitete, konnte vor allem nach Australien und Neuseeland liefern und den dortigen Markt kennenlernen.

Die grosse Masse der kleinkalibrigen Uhren war zunächst für die Damenwelt bestimmt. Wilsdorf spezialisierte sich am Anfang auf zierliche Reiseuhren mit Lederarmbändern in vielen attraktiven Farben – so etwas wie ein früher Swatch-Effekt. Nicht bestätigt wird in den Nachforschungen die hartnäckige Legende, der Erste Weltkrieg habe der Armbanduhr zum Durchbruch verholfen. Der bedeutende Uhren-Historiker Anton Kreuzer betonte, es sei weniger die Mode gewesen als das Berufsleben, das der Schmuckuhr am Handgelenk zum Durchbruch verholfen habe.

Die Armbanduhren bedeuteten eine grosse Herausforderung für die Uhrentechnik. Gefordert waren niedrige Gewichte und eine einfache, mechanisierbare, zugleich aber robuste Bauweise. Ein grosses Problem für die Armbanduhren war die Stossicherheit. 1913 schrieb der Fachautor Anton Piechota: «Der Fehler liegt nicht an der Uhr, sondern in der Natur der Dinge. Madame trägt die Uhr den ganzen Tag und manchmal bis in die Nacht hinein an einem Fest, einem Tanzabend usw. Kann man sich all die Bewegungen ausdenken, welche die am Handgelenk, also an der mobilsten Stelle des Armes, befestigte Uhr dabei aushalten muss? [...] Die Konsequenz ist ein beklagenswerter Einfluss auf die Schwingungen der Unruh, und jeder Uhrmacher kann ohne Mühe die Wirkungen ermessen, die sich daraus ergeben.»

Aus diesen spezifischen Problemen der Armbanduhr leiteten Hans Wilsdorf und Hermann Aegler die Bedeutung eines verlässlichen Reparaturdienstes (*rhabillage*) für das Ansehen der Marke ab. Wilsdorf bestand auf schneller Erledigung der Reparaturaufträge und auf der sorgsamsten Feinregulierung zur Verhinderung des Gangfehlers (*réglage*). «Nicht mit niedrigeren Preisen, sondern mit erhöhter Qualität wollen wir den Markt halten und vergrössern», schrieb Wilsdorf an seinen Partner in Biel – und forderte ihn zugleich mit einem ungewöhnlichen Auftrag heraus: Ohne Rücksicht auf die Kosten verlangte Wilsdorf sechs Uhrwerke von äusserster Präzision, die das gefürchtete staatliche Examen des für Grossbritannien massgebenden Observatoriums von Kew bestehen und ein offizielles Zertifikat ernten sollte. «Im Falle wir 6 Certificate bekommen, wollen wir eine enorme Reklame machen. Es ist dies unbedingt nötig, um die Concurrnz zu töten und coûte que coûte, es muss gemacht werden», hielt er 1912 fest.

Das Projekt gelang. Alle wichtigen Innovationen, die Rolex später auf den Markt brachte –



die wasserdichte Oyster, die automatische Perpetual, die Datejust –, wurden angeregt und beschleunigt durch die frühe, auf kluger Marktbeobachtung gründende kompromisslose Hinwendung zum Prinzip der Armbanduhr, welche die Manufaktur, aber auch den Handel zu äusserster Genauigkeit und Sorgfalt zwang.

Chef für alles

Besessenheit, dauerndes Hinterfragen und immer wieder das Unerwartete tun: Dies war Hans Wilsdorfs Geschäftsstil. Noch im hohen Alter arbeitete er enorm detailversessen, altmodisch, aber hocheffizient. Sein Führungsmittel bestand in handgeschriebenen Briefen. Manchmal waren es zwanzig oder dreissig davon am Tag, meist auf dem mitgebrachten hellgrünen Rolex-Papier, oft auch auf den Briefbogen von Hotels.

Der 21. September 1931 war ein verheerender Tag. Das britische Pfund wurde abgewertet, die Preise im britischen Empire, dem wichtigsten Rolex-Absatzmarkt, brachen ein. Innert Tagen ging das Uhrengeschäft um sechzig Prozent zurück. Für Hans Wilsdorf war klar: Jetzt gilt es, in Länder zu exportieren, in denen es noch keine Rolex gibt. In schneller Folge eröffnete er Niederlassungen in Mailand, Buenos Aires und Paris und belieferte den Fernen Osten. Und Wilsdorf war ein Kontrollfreak. Keine Offerte, kein Brief verliessen das Genfer Hauptquartier ohne sein Visum. Mit Vorliebe kümmerte sich

«Es ist dies unbedingt nötig, um die Concurrnz zu töten und coûte que coûte, es muss gemacht werden.»

der Patron persönlich um die Reklamationen. Er wollte alle Bestellungen sehen, auch wenn es nur um ein paar Stück ging. Spezialkonditionen und Mengenrabatte bedurften seiner Zustimmung.

Wo immer auf der Welt er sich gerade aufhielt: Hans Wilsdorf schrieb endlose Briefe, immer von Hand, die meisten auf Französisch und Englisch. Alle Details waren ihm geläufig («Arabische Kunden mögen keine dunklen Zifferblätter»). Dazwischen schrieb er einen ihm bekannten Chirurgen an, um eine Mitarbeiterin als Patientin bei ihm zu platzieren. Denn Hans Wilsdorf war nicht nur ein autoritärer, sondern auch ein guter, ein fürsorglicher Chef. Im vorgerückten Alter plagte ihn eine Hüftarthrose. Trotzdem mutete er sich immer wieder Reisen zu, auf die ein reicher Mann in seinem Alter auch jemand anders hätte schicken können. Mit Bertha Mettler, seiner Sekretärin, die später seine zweite Frau wurde, reiste er 1950 über Kairo nach Bombay. Bei der Einreise mussten sie zwei Stunden lang in der feuchten Hitze Schlange stehen. Doch die Nächte waren empfindlich kühl. Wilsdorf führte ein

Reisetagebuch, in das er schrieb: «Auch in den besten Restaurants gibt es keine Mahlzeit, nach der man nicht noch hungrig wäre.»

Luxusuhren im verelendeten Indien zu verkaufen, war eigentlich eine Provokation. Deshalb fing Wilsdorf am anderen Ende der Wertungskette an: Er liess zwei seiner besten Uhrmacher aus Genf kommen. Sie bauten eine Serviceorganisation auf, die den Unterhalt der vielen Rolex besorgte, die reiche Inder schon früher – auch als Währungsersatz – gekauft hatten. Von den Erträgen konnte die Werkstätte knapp leben. Sie kontrollierte auch jede eintreffende Uhr, was Garantiekosten sparte.

Hans Wilsdorf privat

Aus drei Winterwochen sind 28 Briefe von Hans Wilsdorf erhalten, alle diktiert, alle in Englisch. Die Mehrzahl ging an Mitarbeiter nach Genf: «Wir müssen das Gewicht eher auf Tudor [die billigere Zweitmarke] legen», verlangte er. Oder er mahnte: «Die Transportkosten, die hohen Einfuhrzölle und die Versicherung machen schon 80 Prozent auf den Schweizer Preis aus.» Aber Wilsdorf gab nicht auf und fütterte die defizitäre Niederlassung durch – im Vertrauen auf bessere Zeiten. Im Gegensatz zu anderen Schweizer Uhrenmarken setzte er auf Qualitätsarbeit und einwandfreien Kundendienst. Seinem fachmännischen Blick entging kein Detail: «Man hat mir hier Uhren gezeigt, die zwölf Monate lang auf Lager lagen. Sie waren mit Rica-Gläsern ausgestattet. Es ist offenkundig, dass das Klima in Bombay diese Gläser und die Zifferblätter ins Gelbliche verfärbt. [...] Alle müssen gegen blaue Gläser ausgetauscht werden. Die beliebtesten Zifferblätter hierzu-

lande weisen Zahlen in Form von vergoldeten Reliefs auf. Das Relief muss stark hervortreten, und die Zahlen müssen so gross wie möglich sein. Aber wir müssen diese zusätzlichen Kosten tragen, denn sie helfen uns, die Uhren leichter zu verkaufen.»

Mit einer ganzen Staffel von Briefen stellte Wilsdorf von Bombay aus den Betrieb in Genf auf die Zweitmarke Tudor und eine extra-billige neue Marke namens Marconi um. Auch baute er die Preiskalkulation neu auf. Verboten war in Zukunft der alte gemütliche Brauch bei Rolex, auf jede Uhr, welche die Firma verliess, einfach noch 25 Prozent draufzuschlagen. Im Vertrauen auf die Kraft seiner Marke verlangte Wilsdorf über Jahrzehnte hinweg erheblich mehr Geld für seine Uhren als qualitativ vergleichbare Konkurrenten.

Durchhaltewillen, Festfreude

Seine Arthrose quälte ihn jeden Tag. Aber er reiste weiter nach Australien, um endlich seine dortigen alten Kunden zu sehen. Dann erst begab er sich nach Italien zur Kur, um fit zu sein für die grossen Tage von Genf im Juni 1951. Damals wurde gleich vierfach gefeiert: der 70. Geburtstag des Gründers Hans Wilsdorf, sein Fünfzig-Jahr-Berufsjubiläum, 25 Jahre Oyster und zwanzig Jahre Perpetual. Aus aller Welt strömten 450 Gäste nach Genf; die Festlichkeiten dauerten vier Tage.

1911, nach den ersten geschäftlichen Erfolgen, hatte Hans Wilsdorf seine 29-jährige Sekretärin May Crotty geheiratet; zugleich wurde er britischer Staatsbürger. Vier Jahre später wurde die Firma wegen der hohen britischen Importsteuer nach Biel verlegt. Wilsdorfs Ehefrau war vermutlich der Hauptgrund

dafür, dass Rolex 1919 nach Genf umzog; May Wilsdorf war es im provinziellen Biel zu langweilig. Ausserdem baute sie einen eigenen Antiquitätenhandel auf und suchte die Nähe

Luxusuhren im verelendeten Indien zu verkaufen, war eigentlich eine Provokation.

zur betuchten Kundschaft. Hans Wilsdorf vertraute seiner Frau May restlos und stattete sie 1922 mit einer umfassenden Handlungs- und Vertretungsvollmacht aus.

Das Ehepaar pflegte einen aufwendigen Lebensstil. Die Wilsdorfs besaßen zwar eine Villa am Genfersee, brachten aber immer wieder Monate in erstklassigen Hotels zu. In späteren Jahren nahm Hans Wilsdorf seine Frau häufig auf Geschäftsreisen mit. Damit sie sich nicht langweilte und weil sie so gerne tanzte, engagierte er zeitweise einen professionellen Eintänzer für sie, der dem Paar wochenlang wie ein Schatten folgte.

1944 starb May Wilsdorf überraschend an einer Embolie. Die Ehe war kinderlos geblieben. Diese Tatsache und die Dankbarkeit für früh gewährte private Darlehen waren wohl die tieferen Gründe dafür, dass Wilsdorf seine weitere Verwandtschaft über Jahre grosszügig unterstützte.

Mit dem Tod von May brach für den 63-jährigen Hans Wilsdorf eine Welt zusammen. Aber die Selbstdisziplin, die sein ganzes Leben bestimmt hatte, überwand die Trauer. Einen Monat lang blieb er unsichtbar, dann herrschte wieder business as usual.

Ein Jahr später gründete er die Stiftung Hans Wilsdorf, auf die er den grössten Teil seines Vermögens übertrug. Sie war vielen guten Zwecken gewidmet: der beruflichen Nachwuchsförderung, dem Tierschutz, dem Genfer Sozialwesen und allen erdenklichen Bildungsinstitutionen. Später wurde die Stiftung Hans Wilsdorf zu einer der stärksten Förderinnen der Universität Genf und der ETH Lausanne.

Im vorgerückten Alter freundete sich der Patron mit Betty Mettler an, einer sprach- und weltgewandten, fast zwanzig Jahre jüngeren Appenzellerin, die in seinem vornehmen Genfer Stammlokal die Geschäfte führte. Betty begleitete Wilsdorf als Sekretärin – unter strikter Beachtung der Abstandsregeln, wie sie wiederholt betonte – auf mehrere grosse Reisen in alle Welt. Dabei lernten die beiden einander so gut kennen, dass 1951, kurz nach dem 70. Geburtstag von Hans Wilsdorf, geheiratet wurde. Der Mann, der die Rolex erfand, starb am 6. Juli 1960 im Alter von 79 Jahren.



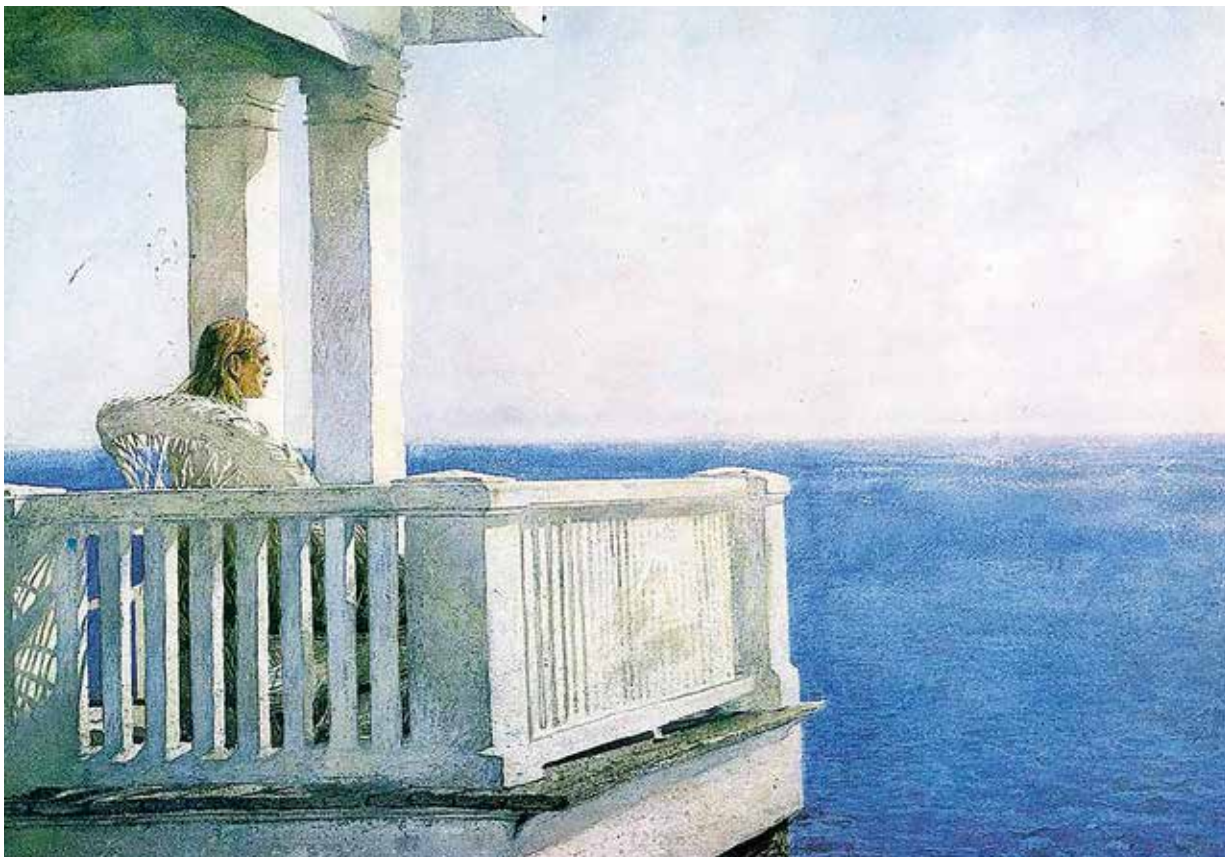
Gezwungen zu äusserster Genauigkeit und Sorgfalt: Rolex-Uhrwerk.

Karl Lüönd ist Publizist und Autor von über siebzig Sachbüchern und Unternehmensbiografien.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Eines von
Paul McCartneys
Geheimnissen ist,
dass er sich alles
selber beigebracht hat.
Thomas Würdehoff,
Seite 66



Der Anfang des Endes der Engstirnigkeit.

Jamie Wyeth, Looking South, 1978 – Der Horizont kommt ohne Menschen aus, der Mensch aber nie ohne Horizont. Diese Linie, die die Erde vom Himmel abgrenzt, dieser Topos, an dem beides aufzuhören scheint, dieses Ende des Sichtbaren, hinter dem der Mensch bis vor ein paar hundert Jahren das Ende der Welt vermutete, das Unerreichbare, einen Abgrund, einen endlosen Fall in die Hölle oder das Nichts.

Die Faszination des Horizontes lag schon immer hinter dieser Linie, in diesem Unsichtbaren, in dem alles liegen könnte. Von der Romantik wenig berührte Zeitgenossen verweisen darauf, dass hinter dem Horizont einfach nur ein

weiterer ist, aber das wird dem Horizont nicht gerecht. Gerade weil er ohne Anfang und ohne Ende ist, ist er Horizont von Ewigkeit. Nie, nie hört er auf. Ausser in den Köpfen der Menschen.

Der Mensch, so wird man den Eindruck nicht los, verliert gerade seine Horizonte, sein Blick reicht nicht darüber hinaus. Er nimmt sich nicht mehr die Zeit, sich hinzusetzen und dort anzukommen, wo der Himmel die Erde und die Erde den Himmel berührt; wo das menschliche Sein und Denken an Grenzen stösst und Neuland vor sich hat. Ein Blick auf einen Horizont ist eine Sicht auf den eigenen. Der eigene Horizont ist immer da, in der Dunkelheit, im Nebel, im

Wolkenumhüllten. Und auch wenn es schwerfällt, gelegentlich hinter dem eigenen Horizont einen weiteren zu finden, ist er nicht und nie das Ende der eigenen Welt, hinter der ein Abgrund lauert. Hinter dem Horizont ist nur der Anfang des Endes der Engstirnigkeit.

Jamie Wyeth (1946), Spross einer berühmten amerikanischen Malerdynastie, sein Vater war Andrew Wyeth, malte dieses Bild auf Maine, ganz am Ende einer Landzunge, ein Leuchtturm steht dort und ein kleines Haus, sonst nichts. Es ist, wenn man so will, so nahe am Horizont wie nur möglich und schon dahinter auch.

Michael Bahnerth

Sturzgeburt der Unberechenbarkeit

Herbert Kremps Vermächtnis ist eine fulminante Geschichte der Anfänge des Zweiten Weltkriegs. Ohne rückwärtsgewandte Prophetie erzählt er von der Entstehung der Katastrophe.

Heimo Schwilk

Herbert Kremp: Morgen Grauen.
Von den Anfängen des Zweiten Weltkriegs.
Edition Olzog im Lau-Verlag. 712 S., Fr. 52,90

Bis zuletzt arbeitete der 91-jährige Herbert Kremp an diesem im vergangenen Jahr posthum erschienenen Buch. Als Zeitgenosse wollte er wissen, wie es zur Katastrophe des Zweiten Weltkriegs kommen konnte. Lebenslang hat er Stimmen und Zeitstimmungen zusammengetragen, um den wahren Kausalitäten eines Geschehens auf die Spur zu kommen, das auch in sein eigenes Leben unmittelbar hineinwirkte.

Herbert Kremp wurde im Sommer 1928 geboren, in jene vielbeschworene «Flakhelfer-Generation» hinein, die den Krieg gerade noch erlebte, aber eher am Rand, als «Helfer» eben – auch wenn Kremp als junger Soldat in den letzten Monaten in Kampfhandlungen verstrickt war. Er sah den Krieg als Bedrohung der eigenen Heimat, verzweifelte aber auch am Elend, welches das NS-Regime über die ganze Welt brachte.

Panoramablick des Zeithistorikers

In seiner geistvollen, hochinformativen und spürbar freundschaftlichen Einleitung umreißt der frühere *Welt*-Kollege Thomas Kielinger die Haltung Herbert Kremps als familiär vermittelten «Immunreflex» gegenüber allen totalitären Verführungen. Diese innere Unabhängigkeit, so Kielinger, bestimmte auch Kremps Laufbahn als Journalist, die ihn



zu einem engen Wegbegleiter Axel Springers aufsteigen liess. Kremp war ein in allen Lagern hochgeschätzter Schreiber, der sogar Geheimkontakte zum inneren Zirkel der DDR entwickeln konnte – und in seiner Zeit als Korrespondent in China auch zum Reformler Deng Xiaoping.

In jenen Jahren entstand sein überaus erfolgreiches Tagebuch «Die Bambusbrücke». Es enthält schon im Titel den Anspruch des Autors, nicht nur zu verstehen, sondern dem Leser auch das asiatische Lebensgefühl zu vermitteln. Dass Herbert Kremp Vertrauliches nie zu Unzeiten ausgeplaudert habe, ob während der Jahre in Bonn, Berlin, Peking oder Brüssel, wo er bei

Sein Kniff ist die Bereitschaft, alle am Konflikt Beteiligten zum Sprechen zu bringen.

der Nato und der EWG akkreditiert war, bescheinigt ihm sein Chronist Thomas Kielinger aus eigener Anschauung.

Das an all diesen Schlüsselorten selbst Erfahrene machte Kremp nicht zuletzt zu einem intimen Kenner militärischer und politischer Zusammenhänge. Dazu baute er sich eine imposante zeitgeschichtliche Bibliothek auf, voller Quellen, Dokumente und einschlägiger Artikel. Herbert Kremp war kein Hobby-Historiker, sondern ein Kenner vom Fach – was den Band «Morgen Grauen» durchgängig auszeichnet. Allein die Bibliografie der konsultierten Werke umfasst dreissig Buchseiten.

Elegant und zutreffend schlägt Thomas Kielinger den Bogen vom passionierten Klavierspieler Kremp, der zeitweise bei Friedrich Gulda Unterricht nahm, zum «Panoramablick» des späteren Journalisten und Zeithistorikers, der das handwerklich Gediegene mit dem Blick auf das musikalische «Gemälde», das «Ganzheitliche», zu verbinden wisse. Dass Herbert Kremp seine Dissertation über die Philosophen Oswald Spengler und Arnold Toynbee verfasst hat, die den Verlauf der Geschichte in systematische Formeln, in «Gestaltvorstellungen» zu

fassen suchten, zeigt schon früh den Anspruch, sich nicht von den Fakten überrumpeln zu lassen.

Das ist auch die Stärke des hier vorzustellenden Bandes. Der Historiker habe sich der zu beschreibenden Epoche «vorurteilsfrei» zu nähern, forderte Kremp selbst. Sein Kniff, der seine Annäherung an die Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg auszeichnet, ist die Bereitschaft, alle am Konflikt Beteiligten zum Sprechen zu bringen, seien es Hitler, Stalin, Churchill, Mussolini oder Roosevelt. Der Leser erlebt den Beginn dieses Weltkonflikts als «Causa mit ungewissem Ausgang», wie Thomas Kielinger an anderer Stelle schrieb. Es geht dem Autor Kremp tatsächlich nicht um «rückwärtsgewandte Prophetie», das Besserwissen vom Ende her, sondern um Vergegenwärtigung, Verlebendigung von geschichtlichen Prozessen.

Es ist, gerade in diesem Fall, eine durchaus fruchtbare Perspektive, Geschichte aus ihren Entstehungsbedingungen zu verstehen. Das politische Geschehen wird von den handelnden Personen her gedeutet, von ihrer oft situativen Blindheit. Wie Schlafwandler tappen sie in die Katastrophe. Hitler habe seit den zwanziger Jahren keinen «Stufenplan» der Machteroberung besessen, den er zielgerichtet abgearbeitet hätte, sondern seine Politik «wie eine Sturzgeburt der Unberechenbarkeit» exekutiert, habe nach seiner «eigenen Logik» reagiert, wie Thomas Kielinger im Vorwort schreibt.

Hitlers «Strategie-Infarkt»

Vielleicht betont Herbert Kremp in seiner überwältigend detailreichen Darstellung zu sehr das Debakel von Dünkirchen, also Hitlers verhängnisvolles Versäumnis, das britische Expeditionskorps an der Kanalküste zu schlagen, um Grossbritannien als Kriegsgegner von vornherein auszuschalten. Der «Ersatzkrieg» gegen die Sowjetunion sei Hitlers «Strategie-Infarkt» gewesen. Man darf fragen, ob sich die weltweite Fronde gegen das nationalsozialistische Deutschland nach einer gewissen Logik nicht auch ohne Dünkirchen



«Wir haben das falsche Schwein geschlachtet»: Churchill an der Front bei Dover, 1940.

vollzogen hätte. Denn Churchills Rigorismus in der Auseinandersetzung mit Hitler hätte sich so oder so durchgesetzt.

Die USA zögerten lange, aber dann traten sie mit aller Macht an die Seite Grossbritanniens. Der Kampf gegen Deutschland war im Übrigen nicht nur ein geostrategischer Konflikt, sondern auch ein innenpolitischer. Churchill musste siegen, um in England an der Macht zu bleiben.

Um die Engländer zu schlagen, hätte Hitler die Insel besetzen müssen, was er aber gar nicht wollte. Denn er war der irrigen Meinung, was Kremp auch konzidiert, die Briten würden letztlich das Deutsche Reich als Bundesgenossen gegen den Kommunismus Stalins

akzeptieren. Als Stalin nach 1945 halb Europa unter die Knute nahm, soll Churchill fast resignierend gesagt haben: «We slaughtered the wrong pig.» Sicher eine Übertreibung, aber eine gemäss der britischen Logik.

Denkt man diese Linie zu Ende und kalkuliert zudem Hitlers manichäisches Weltbild mit ein, wäre der Krieg mit dem kontinentalen Rivalen Sowjetunion auch mit einem Sieg in Dünkirchen gescheitert. Denn Hitlers Antikommunismus und der damit verbundene Rassenwahn hätten so oder so die ganze Welt gegen ihn aufgebracht. Hitler weigerte sich ja, die Ukraine als Bundesgenossen im Feldzug gegen die grossrussisch-kommunistische Idee

zu akzeptieren. Sein Rassenhass war stärker als das strategische Kalkül.

Herbert Kremp hat allerdings recht, wenn er immer wieder betont, dass die Logik des Krieges, der «konsekutive Zwang», ab 1941 den Gang der Dinge bestimmte: «Wer sich in den Krieg

Liest man Herbert Kremps «Schlafwandler»-Buch, drängen sich fatale Parallelen auf.

begibt, bleibt nicht sein Eigentümer.» Hitler hat diese Zwangsläufigkeit ausgeblendet, oft gegen den Rat seiner Militärs. Seine Alles-oder-nichts-Mentalität, das Vabanquespiel, das ihn innenpolitisch unschlagbar machte, dominierte auch sein Wüten gegen die Faktizität der militärischen Lage.

Russland und China

Herbert Kremps stupendes, virtuos erzähltes Geschichtswerk umreist gekonnt die epochalen Verschiebungen (darin Joachim Fests grosser Hitler-Biografie ähnlich), ob nun ökonomisch oder sozial, die sich in den 1930er Jahren vollzogen und den Zweiten Weltkrieg vorbereiteten. Ein wichtiges Kapitel («Der Weg aus der Krise») schildert den verhängnisvollen Abschied der Grossmächte, vor allem der USA, aus dem globalen Markt.

Der Börsenkrach von 1929 wirkte dabei wie ein Brandbeschleuniger. Zuerst implodierte die labile amerikanische Wirtschaft, dann breitete sich die «Krankheit über die Welt aus», wie Kremp konstatiert. Er bemüht sogar das Bild vom «Entsetzen», das die Menschen damals «vergewaltigt» habe, wie Ernst Jünger hell-sichtig in seinem Buch «Das abenteuerliche Herz» schrieb.

«Nationaler Egoismus» sei überall durchgebrochen – eine frappierende Parallele zur Lage, wie sie sich in den heutigen Krisen darstellt. Roosevelts «New Deal», der die Wirtschaftskrise mit Binnenmitteln, mit Subventionierung und Zollpolitik, also mit nationaler Autarkie in den Griff zu bekommen suchte: Müssen wir Zeitgenossen darin nicht unsere aktuelle Situation erkennen, die am Ende in den Weltkrieg führen könnte? Auch jetzt flüchtet die amerikanische Regierung ja in ein gigantisches Subventionsprogramm, das 369 Milliarden Dollar umfasst.

1939 ist dieser Kriegausbruch, nach einer kurzen Phase des Appeasements, tatsächlich geschehen. Damals war der Aufstieg Hitler-Deutschlands der Auslöser, heute könnte es das durchaus verständliche, aber hochgefährliche Containment von Russland und China sein. Wiederholt sich Geschichte doch? Liest man Herbert Kremps «Schlafwandler»-Buch unter diesem Blickwinkel, drängen sich fatale Parallelen auf.

Genie der Verwandlung

Oliver vom Hove

Jeremy Adler: Goethe. Die Erfindung der Moderne. Eine Biografie. Aus dem Englischen von Michael Bischoff. C. H. Beck. 656 S., Fr. 39.90

Wie viele Unentwegte haben sich nicht schon über diese Lebensgeschichte hergemacht! Von Georg Simmel über Friedrich Gundolf bis zu Karl Otto Conrady oder Rüdiger Safranski reicht das Defilee der Goethe-Biografen, um nur einige zu nennen. Und nun der Engländer Jeremy Adler. Ein umfassend gebildeter Kenner, emeritierter Germanist am King's College London. Doch sehr bald wird deutlich: Bei ihm erhalten wir keine Neuauflage von Goethes Lebensgeschichte. Kein Verweilen an den Stationen Frankfurt, Leipzig, Strassburg oder Wetzlar. Auch Weimar, Rom oder Karlsbad spielen nur als Hintergrundkulisse mit. Man kann Adlers Darstellung eine «intellektuelle Biografie» im besten Sinn nennen, in der Porträt und philologische Analyse untrennbar Goethes komplexe künstlerische Entwicklung widerspiegeln.

Das macht die Lektüre interessant. Denn Adler verfolgt eine Vielzahl von Themensträngen, die in der Gestalt des «Renaissancemenschen» Goethe zusammenlaufen: Dichtung, Gesellschaft, Politik, Naturforschung. Paul Valéry nannte Goethe voll Bewunderung ein «Genie der Verwandlung». Adler zeigt ausführlich, wie sehr sich Goethes Werk als eine einzige Abfolge von Metamorphosen präsentiert. Dabei ignoriert

er freilich die Lebenskrisen und die nahezu unüberwindbaren Spannungen, die den Ausnahmemenschen Goethe heimgesucht haben.

Indes: Bei Adler haben wir es mit einem Enthusiasten zu tun. Überschwang leitet vielfach seine Diktion. Zuweilen kann es einem den Nerv rauben, wie sehr er Goethe zur heroischen Figur verklärt. Er soll gleichsam als «Erfinder der Moderne» auf allen Wissensgebieten als Bahnbrecher aufgetreten sein. Dabei war dem Weimarer Geheimrat die Beschleunigung des modernen Lebens ein Gräuel. Er erfand dafür den Begriff des «Veloziferischen»: eine Wortschöpfung aus «schnell» und «luziferischem» Teufelswerk.

Aber Adlers übertrieben lobender Tonfall raubt einem nicht die Leselust. Ein Hauptaugenmerk des Gelehrten gilt dem politischen Denker Goethe. Als Minister und massgebliches Mitglied im Regierungsgremium des Gross-

Für Adler war Goethe ein Mitbegründer des «kosmopolitischen Liberalismus».

herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach hatte er Einblick in die politischen Entwicklungen der Zeit. Die Überschaubarkeit des kleinen Landes förderte nicht nur die erwünschte Identität von Staatsgebiet und Bürgerschaft, sondern auch eine realitätsnahe Suche nach der geeignetsten Gesellschaftsform, die Freiheit und wirtschaftliche Prosperität zusammenführen sollte.

Für Adler war Goethe, unter Einfluss der Engländer John Locke und John Stuart Mill sowie seines Schweizer Gesprächspartners Benjamin

Constant, ein Mitbegründer des «kosmopolitischen Liberalismus». In einem Brief schreibt Goethe über Constants Schweizer Mitstreiter Pierre Dumont, er sei «ein gemässigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich selber es bin und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe».

Unrühmlicher Antisemitismus

Adler führt vor, wie zukunftsweisend sich Goethes politische Ansichten zu den Entwicklungen der Moderne ausnehmen, vor allem auch da, wo er die Menschheit durch ungezügelttes Wachstum bedroht sieht. In «Wilhelm Meisters Wanderjahre» heisst es: «Was mich aber drückt ist doch eine Handelssorge, leider nicht für den Augenblick, nein! für alle Zukunft. Das überhand nehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen... Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, dass viele Täler sich durch's Gebirg schlingen [...]; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Öde, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde.»

Ein Kapitel behandelt den Antisemitismus. Da reiht sich der Olympier unrühmlich in die Galerie damaliger Judenverunglimpfer wie Voltaire, Kant, Herder und Fichte ein. Gleichzeitig blieb Spinozas Pantheismus sein stärkster Einfluss und genoss er – ein schlecht vertretbarer Widerspruch – die Wertschätzung, die ihm in Berliner Salons von jüdischen Verehrerinnen



«Der Nachwelt unverloren»: Tischbein-Gemälde «Goethe in der Campagna» (1787).

wie Rahel Varnhagen, Henriette Herz oder Dorothea Veit, der Tochter Moses Mendelssohns, entgegengebracht wurde. Letztlich fand der Weimarer postum im gebildeten jüdischen Bürgertum eine massgebliche Anhängerschaft.

Nach Abschluss beider Teile des «Faust» überantwortete Goethe 1831 sein «Hauptgeschäft» dem Leser: «Er wird sogar mehr finden, als ich geben konnte.» So ergeht es einem mit Jeremy Adlers gleichermassen passioniertem wie luzidem Buch: Anregungen – auch zur Kontroverse – im Überfluss, die der Vielfalt von Goethes starkem Einfluss auf die Entwicklung des europäischen Denkens gerecht zu werden suchen. Denn: «Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.»

Raus aus dem Denkkäfig

Walter Hollstein

Harald Schulze-Eisentraut, Alexander Ulfig (Hrsg.): Angriff auf die Wissenschaftsfreiheit. FBV. 272 S., Fr. 39.90

Olivier Kessler, Peter Ruch (Hrsg.): Wissenschaft und Politik: Zuverlässige oder unheilige Allianz? Liberales Institut. 262 S., Fr. 24.80

Dass unsere Debattenkultur in den vergangenen Jahren Schaden genommen hat, ist mittlerweile unbestritten. Harald Schulze-Eisentraut und Alexander Ulfig zeigen im Einzelnen, «wie die Cancel Culture den Fortschritt bedroht und was wir alle für eine freie Debattenkultur tun können», so der Untertitel ihres interessanten Buches. Darin erinnern sie an einige Prinzipien, die mit Cancel-Culture, Identitätspolitik und Woke-ness immer mehr in Vergessenheit geraten, zum Beispiel: «Das freie Äussern und Konkurrieren von Meinungen [sind] eine Voraussetzung für das Funktionieren einer demokratischen Gesellschaft. Bestimmend für die Demokratie sind nicht Harmonie und Einklang, sondern Widerspruch, Streit und Konflikt.»

Gehorsam führt zum Erfolg

Das alles droht bachab zu gehen im vorgegebenen Denken politischer Korrektheit, willkürlich definiertem Antisexismus und Antirassismus. Die Folgen sind nicht nur für die politische Auseinandersetzung gravierend, sondern auch für Wissenschaft, Erziehung und die Gesprächskultur der Menschen. Die Autoren erinnern an das bedeutsame Prinzip der Toleranz: «Toleranz bedeutet, dass man andere Meinungen zulässt – auch und gerade Meinungen, die der eigenen widersprechen.» Wie intolerant Politik, Wissenschaft und der Alltagsdiskurs der Bürger geworden sind, belegen die Autoren an eindrücklichen und zugleich erschreckenden Beispielen. Dagegen anzukämpfen, ist eine

Notwendigkeit, wenn wir nicht in einem Meinungs- und Denkkäfig enden wollen. Auf dem Weg dahin sind wir jedenfalls schon, wie dieses Buch überzeugend belegt.

Der Band des Liberalen Instituts aus Zürich ergänzt diese Bedrohung um die Auswirkungen der zunehmend engen Allianz zwischen Wissenschaft und Politik. Immer mehr – so die These – würde unser Leben auch in seinen alltäglichen Facetten von Experten und Technokraten bestimmt, in gewisser Weise auch geregelt. «All jenen, denen der offizielle Expertenstatus fehlt oder denen er abgesprochen wird, weil ihre Thesen sich nicht innerhalb der zulässigen Mainstream-Bandbreite bewegen, soll die Kompetenz zum eigenverantwortlichen und selbstbestimmten Handeln abgesprochen werden.» Damit würden aber die Freiheits- und Selbstbestimmungsrechte der Menschen ausgehöhlt; zum Verhaltensgesetz wird ein normiertes Denken, das Wissenschaftler und Politiker in Berufung auf ihren angeblichen Expertenstatus bestimmen.

Das ist auch eine Kritik am Wissenschaftsbetrieb. «Wer nur schon den Gedanken zulässt, dass die Mainstream-Meinung möglicherweise falsch sein könnte, gerät in Konflikt mit den Älteren und kann gleich in einem anderen Bereich ausserhalb der Wissenschaft eine Stelle suchen. Gehorsam und Konformität führen zum Erfolg: Das lernt der junge Wissenschaftler heute.» Das bedeutet, dass inzwischen die Gesinnung die

Es ist, als würden wir uns heute freiwillig dem unterwerfen, was Orwell düster beschrieben hat.

wissenschaftliche Wahrheit verdrängt hat, oder anders formuliert: Wahrheit definiert sich primär über die richtige Gesinnung.

Das ist fatal in jeder Hinsicht – nicht nur für die Universitäten und die Qualität wissenschaftlichen Denkens, sondern auch für Politik, Dialog mit den Bürgern und Demokratie im Allgemeinen. Der Band verdeutlicht das ebenso eindrücklich wie bedrückend in den Konsequenzen. Es ist, als würden wir uns heute quasi freiwillig dem unterwerfen, was George Orwell in seiner Dystopie «1984» düster beschrieben hat.



Hommage an die Grashüpfer

Thomas Renggli

Baumann, Bosshard, Keller (Hrsg.): Grasshopper-Club Zürich. NZZ Libro. 1136 S., Fr. 73.90

Wie bringt man 137 Jahre und 27 Meistertitel zwischen zwei Buchdeckel? Es ist unmöglich. Deshalb entschieden sich die Herausgeber der GC-Geschichte, zwei Bände zu publizieren: einen mit «Essays, Fundstücken und Statistiken», den anderen als Lexikon, in dem der Leser stundenlang blättern kann und immer wieder auf überraschende Namen und höchst unterhaltende Geschichten stösst. Beispielsweise über Viorel Moldovan, den treffsicheren rumänischen Stürmer, der erst durch den Betrugsversuch eines Kandidaten in einer TV-Quizshow branchenübergreifende Berühmtheit erlangte, über Thomas Gulich, den letzten Meister-Präsidenten, der mit einem Rucksack zum ersten Medientermin erschien, oder über die kürzlich verstorbene Goalie-Legende Thomas «Thomi» Preiss, der als Einziger auf allen Altersstufen für GC gespielt hatte und später als Arzt ebenso erfolgreich wurde wie als Fussballer.

Publizistische Gegenbewegung

Das Werk ist im handlichen A5-Format erschienen. Die über 1100 Seiten machen es aber dennoch zu einem über zwei Kilogramm schweren Koloss. Wer sich Zeit nimmt, wird belohnt. Prominente Autoren beleuchten den berühmtesten Sportklub der Schweiz und seine Protagonisten von vielen neuen Seiten. So schildert der frühere GC-Junior André Grieder seine erste Begegnung mit dem ewigen Manager und Strippenzieher Erich Vogel und nimmt den Leser mit auf eine Reise vom Arbeiterquartier bis ins Schauspielhaus. Res Strehle, früherer Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*, beschäftigt sich mit der Frage, wer GC in die chinesischen Fänge getrieben und es «verbockt» hat. Der ehemalige NZZ-Journalist Dario Venutti beschreibt die antisemitische Vergangenheit des Nobelklubs.

Über dem Vorwort steht der Titel: «Auch wenn du grad nicht in Mode bist». Nichts widerspiegelt die Stärke dieses Doppelbands mehr. Denn die Buch-Idee wurde geboren, als die Grasshoppers in der Bedeutungslosigkeit der Challenge League unterzugehen drohten. Publizistisch sollte eine Gegenbewegung ausgelöst werden. Es ist gelungen. Wer sich für Fussball und ein wichtiges Stück Zürcher Kulturgeschichte interessiert, darf dieses Buch auf keinen Fall verpassen. Selbst Fans aus Basel, Bern und von der anderen Seite der Zürcher Bahngeleise werden ihre Freude daran haben.

Der fixe Foxy

Wolfram Knorr

Bodo v. Hechelhammer: Fürst der Füchse.
Langen-Müller. 360 S., Fr. 31.90

Comics waren ein Graus für deutsche Kulturverweser, aber die Jugend stürzte sich wie die Lemminge in den grellbunten Bilderabgrund. Die Bildungselite sah das Ende des Abendlandes heraufziehen. So war's damals, als die US-Besatzer den Unterhaltungsmarkt mit ihren Trivialerzeugnissen fluteten. Rolf Kauka (1917–2000), ein gebürtiger Sachse, der als hochdekoriertes Wehrmachtsoffizier mit rechtskonservativer Weltanschauung im Tornister aus dem Krieg zurückkehrte, sah das nicht anders – und mendelte sich trotzdem zum «deutschen Walt Disney» hoch.

Er wollte reich werden, womit auch immer; und mit den roten Füchsen «Fix und Foxy» wurde er es. Er war ein Draufgänger. Wie im

*Rolf Kauka mochte es nicht,
als «deutscher Disney»
tituliert zu werden.*

Krieg warf er sich in die Unternehmensgründer-Schlacht, erst mit einem Kraut-und-Rüben-Verlag, bis Anfang der 1950er Jahre Comics im Land erschienen. Obwohl er die Ami-Kultur mit ihren bunten Bildern nicht ausstehen konnte, witterte er in ihr ein Geschäftsmodell mit Zukunft.

Haudegen und Hochstapler

An Kaukas unternehmerischem Spagat, aus den von ihm verachteten Comics eine deutsche Kulturgut-Unterhaltung zu machen, offenbarte sich das ganze Dilemma im Umgang mit deutschen Comics. Der Historiker Bodo v. Hechelhammer, der nun die erste umfassende Kauka-Biografie vorlegt, widerspiegelt in seinem Buch diesen Konflikt. Die Vita des Selfmade-Millionärs Kauka erzählt er akribisch nach, über Entstehung und Entwicklung seines Comic-Universums mit den Verrenkungen um kulturelle Anerkennung und Distanzierung vom amerikanischen Original erfährt man zu wenig. Zwar schildert von Hechelhammer Kaukas Geschmeidigkeit, mit der er seine Bilderhefte den deutschen Werten «unterwarf». Aber wie sich das in der Ideenentwicklung, der Abgrenzung zum Vorbild niederschlug, erfährt man nicht.

Dem militärischen Haudegen und Hochstapler Kauka, der sich einen Doktor der Germanistik zulegte, obwohl er die Schule abgebrochen hatte, kam seine Gesinnung zupass. Als eingefleischter Antiamerikaner versuchte er sich von Disney abzusetzen, bediente sich aber



Nicht in jedem Haushalt stiessen seine Moralpredigten auf Sympathie: Comic-Verleger Kauka.

zugleich mit seiner Unternehmensstrategie schamlos bei ihm. Anthropomorphe Figuren sind keine Disney-Erfindung, aber Kaukas «Lupo», «Bussi Bär», «Hops und Stops» et cetera haben ihren Ursprung bei Disney. Auch die Titelpräsentation «Rolf Kauka zeigt» und das Prinzip, Autoren nicht zu nennen, dürfte von Disney inspiriert worden sein. Kein Wunder, dass er es nicht mochte, wenn er als «deutscher Disney» tituliert wurde.

Um zu demonstrieren, dass Kaukas Verfahren sich von amerikanischen Comics diametral unterscheidet, behauptete er ohne jeden Beleg, Ami-Comics würden die Fantasie einengen, seine dagegen die Fantasie anstossen. Eine völlig absurde These, die er mit regelmässigen, moralisch aufbauenden (meist aber politisch fragwürdigen) Kommentaren in den «Fix und Foxy»-Heften unterstützte. Nicht in jedem Haushalt stiessen seine Moralpredigten auf Sympathie. Aber in der aufgeheizten Debatte über die «Gefährlichkeit» der Comics war er ständig bemüht, nicht wie andere in die Verbotsfalle zu geraten, und bezog sich deshalb auch

auf deutsche Märchen, deutsche Sagen, von «Münchhausen» über «Reineke Fuchs» bis «Eulenspiegel» und natürlich Wilhelm Busch. Sie seien die Quelle seiner Inspiration. Eine durch nichts belegte Behauptung – Buschs anarchische Boshaftigkeiten («Max und Moritz») blieben Kauka völlig fremd.

Sein «Fix und Foxy»-Universum war, um deutscher Kultur zu entsprechen, bis ins Mark hausbacken. Aber dank seiner durchtriebenen Vermarktungsheuchelei traf er mit seinem Figuren-Ensemble und dessen neckischen Abenteuern den Nerv der restaurativen Zeit. So bildeten sich damals an Schulen zwei Fraktionen: die «Fix und Foxy»-Leser, die als brav und «Einserkandidaten» galten, und die «Hinterbänkler», die «Donald Duck» lasen.

Kaukas Problem war das Handwerk; Zeichner gab es kaum, das Medium hatte keine Tradition. Talente suchte und fand er in Jugoslawien, Spanien, Italien. Er holte sie in seinen Firmensitz Grünwald bei München mit fragwürdigen Verträgen. Zusätzlich erwarb er Lizenzen französischsprachiger Comics. Er war

der Erste, der die exzellenten Franko-Belgier in Deutschland bekannt machte – und die Goldgrube vermurkste. Denn mit dem Recht auf freie Bearbeitung konnte er von seinem deutsch-nationalen Quatsch nicht lassen und gab «Asterix & Obelix» einen rechtslastigen Drall. (So wurden die Römer zu Besatzern mit amerikanischem Akzent.) Das Ergebnis war ein handfester Comic-Skandal. Kauka verlor die Rechte.

Die Asterix-Übersetzerin Gudrun Pennord vom Ehapa-Verlag nannte Kauka «stockreaktionär». Als sich «Asterix» zum Riesenhit entwickelte, soll er vor Wut getobt haben. Dagegen begrub er sein gross angekündigtes Animationsfilmprojekt «Münchhausen» lieber still und leise. Es mangelte einfach an allem. Dafür ist «Fix und Foxi» als umgangssprachlicher Begriff («fix und foxi» für «völlig erschöpft») im Duden verewigt.

Boulevard der Liebe

Alex Baur

Mario Vargas Llosa:
Los vientos. In: Letras Libres

Er dürfte der einzige Literat sein, der unter ständiger Beobachtung der spanischen Klatschpresse steht. Das hat indes weniger mit dem Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa, 86, zu tun, als mit seiner Geliebten Isabel Preysler, 71. Wo immer die reizende Ex des Schnulzensängers Julio Iglesias («Por el amor de una mujer») und anderer Celebrities auftaucht, sind die Kameras des Boulevards nicht weit.

Kurz vor Neujahr haben Vargas Llosa und Preysler gemeinsam das Ende ihrer achtjährigen Liaison verkündet. Über die Gründe wurde Stillschweigen vereinbart. Was die Gerüchteküche natürlich erst recht antreibt. Der peruanische Literatur-Millionär habe sich die teure Luxusbraut nicht mehr leisten können, schnöden die einen, andere munkeln von Eifersucht.

Letzte Flatulenzen

Mit der Kurzgeschichte «Los vientos» (Die Winde), die in der Literaturzeitschrift *Letras Libres* publiziert wurde, hat Vargas Llosa, bildhaft gesprochen, noch Benzin ins Mottfeuer der Gerüchteküche geträufelt. Der Literat beschreibt in Zeitlupe das Sterben eines alten Mannes, der zufälligerweise eine frappante Ähnlichkeit mit dem Autor aufweist. Er bereue nur eines in seinem Leben, vertraut uns der Greis an: dass er seine «Carmencita» verlassen habe, für eine Frau, die nichts wert sei. Alles sei bloss die «Liebe eines Pimmels» gewesen, den er mittlerweile eh nur noch zum «Pipimachen» gebrauchen könne. Und zufälligerweise weist

«Carmencita» frappante Ähnlichkeiten auf mit Patricia, der langjährigen Ehefrau des Autors, die er für Preysler verlassen hatte.

Selbstverständlich kommentiert Vargas Llosa diese Parallelen nicht. Er weist lediglich darauf hin, dass er die Geschichte bereits vor zwei Jahren geschrieben habe, was die Sache nicht wirklich entschärft. Doch die hemmungslose Verflechtung von Realität und Fiktion ist gleichsam das Grundelixier seines literarischen Schaffens.

Vielleicht ist alles nur ein Marketing-Gag. Wie auch immer – einmal mehr sollten wir dem alten Fuchs verzeihen, aus einem einzigen Grund: Mit «Los vientos» hat Vargas Llosa ein makabres Meisterwerk um Leben und Tod abgeliefert, das

**Wichtige Entscheide
brauchen oft etwas
mehr Druck...**

SHELLENBERGGRUPPE
schellenberggruppe.ch

in seiner sprachlichen Wucht und Dichte an den «Hauptmann» seines ewigen Kontrahenten Gabriel García Márquez gemahnt. Weil das Stück nur über ein Abonnement der prohibitiv teu-

Nun hat Vargas Llosa noch Benzin ins Mottfeuer der Gerüchteküche geträufelt.

ren *Letras Libres* erhältlich ist, dürfen sich Aficionados das Manuskript im Sinne der Notwehr ausnahmsweise als im Internet zirkulierende Raubkopie beschaffen. Ach ja, mit «vientos» sind übrigens die unkontrollierbaren Flatulenzen gemeint, die unseren gescheiterten Helden auf dem letzten Weg begleiten. Sterben ist ein übler Vorgang, dem der alte Agnostiker lediglich einen einzigen schwachen Trost abringen kann: In wenigen Sekunden wird er erfahren, ob es ein Leben nach dem Tod gibt.



Die Bibel Vom Nichtwissen zur Vergebung

Und Jesus sprach: Vater, vergib ihnen! Denn sie wissen nicht, was sie tun. Sie aber teilten seine Kleider unter sich und warfen das Los darüber (Lukas 23, 34). – Als die Ankläger, Beamten und Soldaten Jesus hinrichteten, wussten sie vordergründig sehr wohl, was sie taten. Jesus weist mit seinem berühmt gewordenen Satz auf die Folgen ihres Tuns, von dem sie keine Ahnung hatten. Es ist ein durchaus moderner Gedanke, dass menschliche Handlungen ungeahnte Prozesse in Gang setzen. Handlungen unterscheiden sich von Herstellungen. Diese sind mit der Anfertigung eines Produkts abgeschlossen, obwohl auch Produkte überraschende Auswirkungen haben können.

Die Kreuzigung jenes Mannes, der in die Welt gekommen war, um Gottes Versöhnung mit den Menschen zu besiegeln, wälzte das menschliche Denken und Handeln um. Dass Handlungen eigendynamisch werden, gerät heute zusehends aus dem Blickfeld. Die Technik verführt uns zur Illusion, alles verlaufe kausal und sei steuerbar. Wäre es so, müssten die unbeabsichtigten bösen Folgen menschlichen Tuns Beschuldigungen und Feindseligkeiten auslösen. Die Einsicht, dass dem Menschen die Kontrolle über die Folgen seines Tuns entgleitet, macht die Vergebung notwendig. Es ist kein Zufall, dass Jesus für seine Gegner um Vergebung bittet. Da werden Fernste zu Nächsten, und Feinde werden in die Gemeinschaft hineingenommen.

Wer hingegen meint, das Klima retten zu können, erfindet Klimafeinde. Wer sich für den Meister über Krankheitserreger hält, schwindelt Corona-Leugner herbei. Womöglich ist die Klimarettung nur eine germanische Provinzposse, der es gelungen ist, sich in ein paar andere Länder zu «globalisieren». Da wir es nicht wissen, gibt es keinen Grund, Klimazweifler oder Klimaretter anzu-feinden.

Peter Ruch

Grossmeister der Melodien

Paul McCartney lässt sein Leben Revue passieren. Es ist auch der Versuch, selbst dem Geheimnis der Beatles auf die Spur zu kommen.

Thomas Wördehoff

McCartney 3, 2, 1: Mit Rick Rubin. Sechsteilige Serie. Disney+

Paul McCartney: Lyrics. Deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Conny Lösch. C. H. Beck. 912 S. mit ca. 647 Abbildungen, Fr. 109.–

Und wenn man dann nach Tagen des Blätterns und Nachlesens endlich irgendwann die beiden in grünes Leinen gebundenen Schwarten aus der Hand gelegt hat und sich noch einmal die eindrucksvollsten Sätze durchs Hirn flattern lässt, sich wieder und wieder «Penny Lane» oder «Lucy in the Sky with Diamonds» angehört hat, ist man schliesslich betäubt und benebelt und will erst mal nichts mehr hören von dem ganzen Zauber – du kennst ja ohnehin jede Note, jeden Mellotroneinsatz, jeden F-Akkord des Gesamtœuvres.

Wenn man dann noch die sechs Folgen «McCartney 3, 2, 1» intus hat, jener Miniserie, in der der greise Sir Paul mit heiserer Stimme und altersweisem Schalk dem Produzentenguru Rick Rubin die geheimen Beweggründe für so manchen Trompetenstoss oder eine verschüttete Basslinie freilegt, hat man erstmal genug vom Blick hinter die Kulissen. Hört man McCartney in dieser Ballung zu, erscheint plötzlich alles, die Beatle-Mania, dieser weltumspannende Erfolg, wie das Ergebnis eines grossen, schlaunen Plans, der damals ausgeführt wurde. Und das ist ein Irrtum.

Es gab keinen Masterplan

Denn so ausgeklügelt ein Drehbuch auch sein mag – am Ende bewegt es sich immer innerhalb definierter Grenzen. Doch für die Beatles gab es keine Grenzen – die Beatles überrollten alle und alles. Ein Zeitzeuge: «Die Beatles waren so gross, dass es für Leute, die damals nicht gelebt haben, schwer zu begreifen ist, wie gross sie waren. Es gibt keinen wirklichen Vergleich mit jemandem von heute. Sie waren so gross, dass es unmöglich war, mit ihnen zu konkurrieren. Ich meine damit Plattenverkäufe, Tourneen und all das. Sie waren riesig. Sie waren grösser als Jesus!» Mick Jagger, der diese Einschätzung 1995 zu Protokoll

gab, war durchaus nicht kritiklos: «Eine grossartige Live-Band waren sie sicher nicht. Aber sie waren die Beatles. Sie waren diese Vorreiter, dieser Durchbruch, und das kann man gar nicht hoch genug einschätzen.»

Live sind sie nach 1966 ohnehin nicht mehr aufgetreten. Somit wurden Bootlegs, die vereinzelt auftauchten, wie Reliquien gehandelt, die schepfernden Zeugnisse der jeweiligen Proben wurden mit Andacht gehört. Die verstimmten Instrumente und verwackelten Einsätze, die auf den rauschenden Aufnahmen zu hören waren, wurden jedoch keineswegs als Götterdämmerung verblassender Helden wahrgenommen, sondern hatten das Gewicht einer raren Picasso-Kritzelei. Nie wäre etwa jemand auf den Gedanken gekommen, die instrumentalen Fähigkeiten

Sie errichteten einen Schutzwall gegenüber akademische Regeln, der eigene Instinkt ging immer vor.

von George Harrison mit denen des Kollegen Eric Clapton zu vergleichen. Zumal Harrison ja dem Cream-Gitarristen das Solo auf «While My Guitar Gently Weeps» überantwortet hatte, eine Geste, die von Beatlesfans als ehrenvolle Auszeichnung angesehen wurde – für Clapton.

52 Jahre nach dem Ende ihrer Regentschaft hat Paul McCartney nun eine Art biografischer Indiziensammlung zusammengestellt, in der er bruchstückartig Hinweise, Erklärungsversuche und Erinnerungsfetzen montiert, um dem Geheimnis der Beatles und seiner eigenen tatsächlichen Bedeutung halbwegs auf die Spur zu kommen. Natürlich kommt das Resümee nicht ohne regelmässiges Klopfen auf die eigene Schulter aus, aber das ist okay.

Völlig okay ist allerdings auch, dass McCartney seine Erinnerungen nicht in ein präziöses Kompendium geschweisst hat, sondern eine Sammlung im Zettelkastenformat bevorzugt: Das wären zum einen die zwei Bände «Lyrics», die alphabetisch 154 Songs aus seiner Feder präsentieren, umsäumt von amüsanten fotografischen Memorabilien – und zum anderen die in sach-



Wühlmäuse des Pop: Paul McCartney.

lichem Schwarzweiss gedrehte Serie mit Rick Rubin, wobei der präzise und neugierige Blick des Produzenten gelegentlich zu Erkenntnissen führt, die selbst McCartney verblüffen. Die wirkliche Überraschung aber: Buch und Serie gehen weit über Anekdotengeschwätz hinaus und liefern einiges an Material zum Innenleben der Beatles und zu den kreativen Schüben des Paul McCartney.

Um die Arbeitsweise der Band nachvollziehen zu können, führt McCartney sein Publikum immer wieder in seine Jugend, seine Herkunft – die fünfziger Jahre im Arbeitermilieu von Liverpool. Beinahe trotzig postuliert der Songwriter eine Art Unabhängigkeitserklärung: «Ich fand immer, zum Geheimnis der Beatles gehörte, dass



wir uns das Musikmachen selbst beigebracht hatten.» Von Anbeginn errichteten die vier einen Schutzwall gegenüber akademischen Regeln, das Vertrauen auf den eigenen Instinkt ging immer vor. Tatsächlich habe er die Befürchtung, wiederholte McCartney immer wieder, «dass es alles verderben würde, wenn ich tatsächlich lernen würde, wie die Dinge gemacht werden.» Die kreative Kraft des Quartetts sei «eher aus einem tiefen Staunen heraus entstanden und nicht aufgrund von erworbenen Kenntnissen». Noten lesen kann der Achtzigjährige bis heute nicht.

Möglich gemacht hat das unorthodoxe Vorgehen ihr Produzent George Martin, der zu einer Art Vaterfigur der Beatles wurde. Martin, der zuvor vornehmlich als Produzent von Radio-

shows prominenter Comedians wie Peter Sellers, Peter Ustinov oder Spike Milligan und im BBC-Archiv gearbeitet hatte, führte die Neulinge im Studio an der langen Leine. McCartney zu Rubin: «Ständig wollten wir irgendwelche Regeln brechen. Jeder andere EMI-Produzent hätte das unterbunden, indem er auf unsere Fragen geantwortet hätte: Ein andermal. Lasst uns jetzt das Album zu Ende machen.»

Kompositorische Fortschritte

McCartney scheint der Workaholic der Band gewesen zu sein. «Wenn Paul nicht in der Band gewesen wäre, hätten wir wahrscheinlich zwei Alben gemacht, weil wir faule Säcke waren», bestätigte Ringo Starr erst kürzlich in einem Interview. Auf Fleiss und Kontrapunkt mögen die Beatles zwar nichts gegeben haben, doch ihr Wissensdurst und ihre Imagination waren immens: 1967 telefonierte John Lennon mehrfach mit Karlheinz Stockhausen, um mehr über den «Kurzwellensalat» in seiner Komposition «Hymnen» zu erfahren – die Spuren sind bei «Revolution 9» auf dem «White Album» zu bewundern.

Ihre kompositorischen Fortschritte hatten zu einem Grossteil auch mnemotechnische Gründe. Zum einen hatten Lennon/McCartney begriffen, dass sie ihre Songs nicht mehr nur direkt an die Fans adressieren mussten («All my loving, I will send to you»). Mehr und mehr «durften» sie sich frei gewählten Themen widmen. Zum anderen wurde der melodische Aufbau der Tracks anspruchsvoller, weil sie ihre Musik nicht notieren konnten, wenn sie unterwegs im Tourbus waren.

Im Gespräch mit Rick Rubin bringt McCartney in einem brillanten Wortspiel die einfache Formel für die überwältigende Wirkung der Beatles-Klassiker auf den Punkt: «We were writing songs that were memorable. Not because we wanted them to be memorable, but because we had to remember them.» Die Beatles gehörten neben den Kinks und den Beach Boys zu den Wühlmäusen des Pop. Mit beinahe unfehlbarem Instinkt spürten sie Themen, Motive, Klänge und Milieus auf, die sich bald als unwiderstehliche Chiffren im kollektiven Unterbewussten einbrennen sollten.

Ob nun McCartney mit «Eleanor Rigby» das atemberaubend lakonische Porträt einer vereinsamten Rentnerin schuf (zu dem George Martins begleitendes Streichoktett bewusst das schroffe Staccato der Duschszene in Hitchcocks «Psycho» assoziierte), ob Lennon ein Zirkusplakat aus dem 19. Jahrhundert in eine musikalisch knallbunte psychedelische Traumlandschaft hineinschaukelte («Being for the Benefit of Mr. Kite») oder wiederum McCartney mit «Michelle» eine existenzialistische Angeberparodie auf Edith Piafs «Milord» (Text: Georges Moustaki) mit französischen Einschüben herbeifabulierte – unermüdlich grasteten die Beatles Zeitungen, Werbespots, Filme und Hörspiele aller Zeitalter nach atmosphärisch dichten Spielorten

für ihre Songs ab. (Übrigens lieferten ihre eigenen Erinnerungen in dieser Hinsicht starkes Material, aus dem die Beatles touristische Monumente für die Ewigkeit formten, siehe «Penny Lane» und «Strawberry Fields Forever» – Landmarks, die bei keinem Liverpool-Besuch ausgelassen werden sollten.)

Zu den Anreizen, die bei Lennon und McCartney zu starken Songs führten, gehörten folgerichtig auch Imitation und Parodie. McCartney, durch die musikalischen Vorlieben seines Vaters stark in Richtung des Great American Songbook geprägt, liebte es, etwa Fred-Astaire-Songs oder schmissige Schlager der vierziger Jahre nachzuempfinden. Billy Joel nannte McCartneys Singstimme einst eine *rubber voice* – tatsächlich konnte

Sie spürten Themen, Motive und Milieus auf, die sich bald als Chiffren einbrennen sollten.

er mühelos die Timbres von Little Richard, Elvis, Dean Martin, Leadbelly, Louis Armstrong und ähnlichen Charakterstimmen imitieren (seiner telefonischen Donald-Trump-Imitation gehen sogar enge Freunde auf den Leim). «Ein Paul-McCartney-Song war immer das Letzte, was ich schreiben wollte. Das ist meine Methode, Frische zu bewahren.» Dass die legendäre Ballade «The Long and Winding Road» im Kopf des Paul McCartney zunächst mal als Ray-Charles-Nummer gedacht war, ist zwar beim besten Willen nicht mehr zu hören. Das Prinzip jedoch ist klar: Für McCartney ist Songwriting immer auch eine intensive Anverwandlung.

Entdeckerfreude und Erfolg

In der TV-Dokumentation «McCartney 3, 2, 1» nimmt sich Rick Rubin die Einzelspuren eines George-Harrison-Songs vor. «While My Guitar Gently Weeps» gehört zu den ersten grossen Songs des Gitarristen, doch Rubin interessiert sich vor allem für die Bass-Spur der Aufnahme. Zunächst ist die Stimme ein stark treibender Rhythmus, den McCartney dort hereinschlägt, doch mit einem Mal wird klar, dass McCartney melodisch völlig abhebt und per Bass, gleichsam als Flaschenpost, seinen eigenen kleinen Song in die Harrison-Nummer schmuggeln konnte. Zu den eindrucklichsten Szenen der Doku gehört, als McCartney plötzlich neue Lead-Vocals zu seiner Harrison-Begleitung extemporiert, um schliesslich dann doch ziemlich ratlos zu stammeln: «Mir war das nicht bewusst!»

Aber das grosse Kapital, das McCartney wohl bis heute fast verzweifelt beschwört, diese Entdeckerfreude, die so viel zum Erfolg der Beatles beigetragen hat, entpuppte sich letztlich als Illusion: Die Naivität war verbraucht. Die Beatles mussten sich trennen, als sie ihre Unschuld verloren hatten. Paul McCartney aber blieb der enthusiastische Grossmeister seiner Melodien.



Berühmte
Horrorstarsteller

Fernsehen

Last Woman Standing

Michael Bahnerth

Sarah Kohr: Krimiserie (acht Folgen).
ZDF-Mediathek

Irgendwo zwischen Dirty Harry und Lara Croft ist Sarah Kohr. Jagt Gauner, Psychopathen, Querdenker, Grosskriminelle, Mafiosi, und nach zehn Minuten jeweils blutet sie das erste Mal und läuft den Rest der Geschichte mit verschorften Wunden rum und Pflastern und verwundeter Seele sowieso. Die kleine Welt in und um Hamburg zu retten, ist nicht leicht. Schwieriger nur noch ist es, sich selbst zu retten.

Sie kam von dorthier, wo junge Unrettbare die letzte Zuflucht suchen; im Rausch der Drogen, bei kleinen Gangstern und Beschaffungskriminalität, bei einer Liebe, bei der sie sich selbst bestiehlt. Dann ein Ding, das eine Nummer zu gross ist, schief geht, Sarah wird zur Kronzeugin, ihre Akte gelöscht. Sie fängt das Leben nochmals an als Polizistin und scheint doch nicht weiter weg vom Tod zu kommen.

Sie kann nicht anders als kämpfen: gegen das Übel der Welt, gegen Schuldgefühle, gegen sich selbst lange Zeit. Sie kann alles, ausser lieben. Sie ist die Letzte, die noch da ist, wenn keiner mehr da ist, es ist eine Abläss-Aktion, der Versuch der Wiedergutmachung für jenen Moment, als sie nicht da war und ihr Bruder starb. Ihr einziger Freund ist der Staatsanwalt, der sie ins Leben zurückgeholt hat, mit dem sie einmal im Bett war, der einzige Mann, mit dem sie mehr als zwei Sätze hintereinander spricht.

Natürlich löst sie alle Fälle, befreit die Welt von mannigfaltigen Übeln in grossartiger Manier. Nie aber befreit sie sich von ihrer eigenen Tragödie. Sie ist so einsam, wie es Heldinnen nur sein können.

Film

Echte Stadtneurotiker

Wolfram Knorr

White Noise (USA 2022)

Von Noah Baumbach. Mit Adam Driver, Greta Gerwig, Don Cheadle. Auf Netflix

Vor «White Noise» von Noah Baumbach lässt sich guten Gewissens warnen – angesichts beliebter Blockbuster wie «Top Gun», «Avatar 2» und Co. Baumbach kommt aus einer anderen Welt, der des Mumblecore. Wie bitte? Da wir dem Wahn unterliegen, alles zu klassifizieren, den Film ganz besonders, in Genre und Subgenre und Subsubgenre einteilen, hat natürlich auch der (schubladierte) Independent-Film seine Untergattungen; eine davon ist der Mumblecore. Laut Wikipedia handelt es sich um Filme mit kleinen Produktionsbudgets, improvisierten Dialogen, Laienschauspielern und so weiter. Exemplarisch dafür sei etwa Andy Warhols «Chelsea Girls» (1966) oder der frühe John Cassavetes.

Aber gelten Warhol und Cassavetes' «Shadows» (1959) nicht (auch) als Underground-Filme? Die Grenzen sind eben fließend, letztlich Willkür. Sonst könnte man die halbe Nouvelle Vague zu Mumblecore erklären, ganz sicher die charmanten Quasselfilme von Eric Rohmer («Pauline à la plage», 1983) und Louis Malles «My Dinner with André» (1981) sowieso;

Für «White Noise» griff Noah Baumbach zu einem Roman, der als unverfilmbar galt.

denn dessen «Minimal Cinema» spielt in einem Restaurant, an einem Tisch, an dem sich zwei nicht mal bekannte Schauspieler über Gott und die Welt unterhalten. Kein Dolby, keine Effekte, keine Action, keine Toten. Nur Gerede.

Konsumwahn der 1980er

Schon in Noah Baumbachs Debüt «Kicking and Screaming» (1995) labern sich Studenten nach ihrem Hochschulabschluss fast ihre Seelen aus dem Leib. Es ist ein Spiel mit Ticks und Neurosen, aber ganz hoch bei Kafka und Aristoteles angesiedelt. Der Mann produziert weniger Mumblecore als vielmehr intellektuelle Exzentrik. Geschwister im Geiste sind Wes Anderson («The Grand Budapest Hotel», 2014), mit dem er auch zusammenarbeitet, und Greta Gerwig («Lady Bird», 2017), mit der er liiert ist. Jim Jarmusch («Paterson», 2016) und wohl auch Paul Thomas Anderson («The Master», 2012) sind diesem kreativen Umfeld zuzurechnen. «Mumblecorisch» ist höchstens ihre

extreme Dialoglastigkeit, der Rest kaum; ihre Produktionsbudgets sind respektabel, die Ensembles und Drehbücher auch. Was ihre Filme verbindet, ist ein starker und skurriler Hang zu neurotischen Konstellationen in Familien oder Zweierbeziehungen. Da entsteht ein schräger Humor, der nicht mit konventioneller Komik (und auch nicht mit der von Woody Allen) zu vergleichen ist.

Für «White Noise» griff Noah Baumbach nun zum ersten Mal zu einem Fremdstoff und gleich – wie es sich für ihn gehört, dessen Vater Professor für «Experimental Fiction» war (was immer darunter zu verstehen ist) – zu einem Roman, der bisher als unverfilmbar galt: Don DeLillos «White Noise» («Weisses Rauschen», bei Kiepenheuer & Witsch), einer Gesellschaftssatire über den Konsumwahn der 1980er Jahre.

Im Mittelpunkt steht ein Professor für Hitler-Studien, zum vierten Mal verheiratet, vier Kinder aus allen Ehen, der mit seiner Patchwork-Familie in den Tag hineinlebt und vom Untergang bedroht wird: Auf einem Rangierbahnhof in ihrer Nähe kommt's zu einem Un-



Wie ein Odysseus aufewiger Irrfahrt:

fall, es entweicht Chemie-Gift, die Stadt muss evakuiert werden.

Schöne Nichtigkeiten

Jack Gladney (Adam Driver) ist der Familienvorstand und Hitler-Fachmann, obwohl er kein Deutsch kann (was ihn beschäftigt). Sein Kollege Siskind (Don Cheadle) doziert über Auto-unfälle in Hollywoodfilmen und über Elvis. Die Autocrashts sind für ihn Ausdruck des US-Optimismus, Elvis auch. Jack dagegen ist skeptisch, er sieht in der Popkultur eine Zerstörungswut, und seine Frau Babette (Greta Gerwig) ist von einer mysteriösen Pille abhängig, weil sie sonst durchdrehen würde – glaubt sie wenigstens.

Die vier zusammengewürfelten Kinder aus den früheren Ehen tragen auch ihren Teil zum allgemeinen konsumistischen «weissen Rauschen» bei, diesen ständigen Reizen durch Fernsehen und soziale Interaktionen, bis es dann eben zappenduster wird und die Familie mit Kind und Kegel (wie alle im Ort) flüchten und pragmatisches Handeln lernen muss, jenseits intellektuellen Bedeutungs-Gesäusels.

Adam Driver ist der ideale Baumbach-Held – hager, lässig, charmant, gut aufgelegt, beständig kommentierend räsonierend. Etwas Clowneskes umgibt den Belesenen mit den narzisstisch ausgemalten Seelenzuständen, zu denen sich schöne Nichtigkeiten gesellen. Ein urbanes Kulturgewächs, immer auf geistiger Achse. Als er erfährt, dass Babette ihre seltsame Medizin von einem dubiosen Guru bezieht, mit dem sie auch noch eine Affäre hat, fällt er aus allen Wolken, wird physisch aktiv und ist wild entschlossen, den unmöglichen Zustand zu bereinigen.

Wie ein Odysseus auf ewiger Irrfahrt mäandert Jack (mit Familie und Kollegen) in «White Noise» durch eine paranoide Zeit (die ja nicht nur die 1980er betrifft), die mit einer herrlichen Tanzchoreografie endet: Zum «New Body Rhumba»-Sound tanzt die Kundschaft durch einen Supermarkt.

Es muss, wie am Anfang erwähnt, gewarnt werden, weil es nicht jedermanns Sache ist, sich auf einen solchen Stoff einzulassen (Netflix hat es getan und ihn produziert). Tut man's aber, kann das sehr vergnüglich sein.



Alben für die Ewigkeit

John Mayall & The Bluesbreakers:
Blues from Laurel Canyon

Ja, es gibt sie noch, die verloren-gegangenen Perlen. Der britische Alt-Bluesmeister und Multi-Instrumentalist John Mayall hat mit «Blues From Laurel Canyon» so ein Musikjuwel erschaffen. Es ist eine Liebeserklärung an den erweiterten Blues und die Hollywood Hills der 1960er Jahre, wo Mayall in einem Baumhaus lebte, das später abbrannte.

In «Walking on Sunset» besingt er die glitzernde Strasse der Sünde mit den wilden Musikbars wie das «Whisky a Go Go». Direkt gefolgt von «Laurel Canyon Home», einer wunderschönen *slow grooving* Ballade, in der Mayall die unwiderstehliche Magie dieses sagenumwobenen Canyons so treffend beschreibt: «It's so beautiful to be alone / Got the sun and trees and silence / I'm in my Laurel Canyon home.»

Auch in «Ready to Ride» trumpft Mayall mit erstklassigen Mundharmonika-Klängen auf, was dem Ganzen diesen transzendierenden Feel gibt. Besonders «Medicine Man» erreicht da einsame Höhen. Medizin für die geplagten Ohren. Hier wird eindrücklich demonstriert, was durch die Kunst des Weglassens in einem Song erreicht werden kann. *Reduced to the ultramax.*

Herausragend auch die frühen prägnanten Licks des späteren Rolling-Stones-Gitarristen Mick Tylor, der Eric Clapton bei den Bluesbreakers ersetzte. Jeder Song, in dem er spielt, wird sofort mit seinem einzigartigen Ton veredelt. Das ganze Album wurde in zwei Tagen im August 1968 in London aufgenommen und gilt als Meisterwerk des arg unterschätzten John Mayall, der dem englischen Blues international erst auf die Sprünge half. Ein Leckerbissen.

Chris von Rohr



Adam Driver in «White Noise».

Serie Krieg ohne Gewinner Daniel Weber

Fauda: Von Lior Raz und Avi Issacharoff.
4. Staffel (10 Folgen). Auf Netflix

Es ist gespenstisch: Eben noch hat man bei «Fauda» mitgefiebert, ob die israelische Spezialeinheit heil wieder aus dem Palästinenserlager Jenin im Westjordanland herauskommt, wo sich palästinensische Terroristen verschanzt haben. Dann stellt man die Nachrichten ein und hört, dass israelische Soldaten bei einer Antiterror-Aktion in Jenin neun Palästinenser getötet haben.

So nahe ist «Fauda» an der brutalen Wirklichkeit des israelisch-palästinensischen Konflikts. Die Serie aus Israel gehört seit der ersten Staffel von 2016 zum Besten, was man auf Netflix sehen kann; sie ist weltweit ein Grosserfolg. Auch die neuste Staffel hat es in vielen Ländern Europas, in Asien und Afrika in die vordersten Ränge der meistgesehenen Serien geschafft. Interessanterweise ist sie auch in arabischen Staaten äusserst beliebt: Im Libanon schoss sie auf den ersten Platz hoch, unter die Top Ten kam sie in Jordanien, den Vereinigten Arabischen Emiraten und Katar.

Das liegt nicht nur daran, dass «Fauda» hervorragend gemacht ist, hochspannend, mit schnellen Kampf- und Actionszenen. Sondern auch an der Ernsthaftigkeit und Menschlichkeit, mit der die Figuren und ihre inneren Konflikte gezeichnet werden – auf der Seite der Israelis wie auf jener der Araber. Lior Raz, der mit Avi Issacharoff die Drehbücher schreibt und

selber die Hauptrolle des Doron spielt, kann aus dem Vollen des Selbsterlebten schöpfen. Er wuchs im Westjordanland auf und war als Soldat Mitglied einer Undercover-Spezialeinheit, wie sie in «Fauda» im Zentrum steht.

Fataler Strudel

Die dritte Staffel endete in einem Fiasko, in der vierten kehrt Doron widerstrebend ins Team zurück. Er soll als Personenschützer seinen Ex-Chef Gabi (Itzik Cohen) begleiten, der einen nervös gewordenen Spitzel in Brüssel besuchen will. Aber das Treffen ist eine Falle, Gabi wird vor Dorons Augen von proiranischen Hisbollah-Terroristen entführt. So kommt das Team zu seinem ersten Auslandseinsatz in Molenbeek («Gaza, in zehn Gebäude gepfercht»). Die kampferprobten Israelis lassen mit ihrem knallharten Vorgehen die Zauderer der belgischen Polizei alt aussehen. Aber sie kommen zu spät, der entführte und gefoltete Gabi wurde zurück in den Nahen Osten verschleppt – oder ist er schon tot?

Die Suche nach ihm treibt die dramatische Handlung voran, aber Raum bekommen auch die inneren Kämpfe der Teammitglieder. Manche fühlen sich ausgebrannt, leiden unter der

Die blutige Logik von Schlag und Gegenschlag scheint unüberwindbar.

Belastung, die sie ihren Frauen und Familien zumuten, plagen sich mit Schuldgefühlen nach dem Verlust von Kollegen, Freunden und Angehörigen. Dieser Krieg kennt keine Gewinner, die blutige Logik von Schlag und Gegenschlag scheint unüberwindbar, sie hinterlässt nur Leid und Tote auf beiden Seiten. Die Reali-

tätsnähe von «Fauda» liegt in der Illusionslosigkeit, mit der dieses Verhängnis gezeigt wird.

Dafür steht beispielhaft die arabische Israelin Maya (Lucy Ayoub). Sie ist eine erfolgreiche Polizistin geworden – um den Preis, dass ihre Familie sie als Verräterin betrachtet. Und von den Israelis wird sie ihres Bruders wegen in einen fatalen Strudel gerissen. Im Lager Jenin kulminieren die Ereignisse in einem mörderischen Finale. Wie könnte die erdrückende Schwerkraft solcher Verhältnisse eine Versöhnung ermöglichen?

Kunst

Explosive Kraft

Angelika Maass

Joan Miró: Neue Horizonte. Zentrum Paul Klee, Bern. Bis 7. Mai. Katalog: Snoeck, 176 S., Fr. 38.–

«Freude zu bereiten, ist gewiss nicht das einzige, aber doch ein dominantes Verlangen dieses Malers», hat einer, der es wissen musste, im Jahr vor Joan Mirós Tod festgehalten. «Das Lächeln Mirós ist immer das Lächeln eines ernsten, nachdenklichen, wissenden oder fragenden Künstlers», dem, auch das, das Lächeln oft vergehe. Was der Kunsthistoriker Werner Schmalenbach zu Mirós Zeichnungen der späten Jahre bemerkte, ist auch in dieser Ausstellung intensiv zu erfahren. Nicht angesichts von Zeichnungen, sondern in der Auseinandersetzung mit Gemälden, oft grossen Gemälden, und einem Dutzend skulpturaler Werke, die von einigen Arbeiten auf Papier ergänzt werden. In Zusammenarbeit mit der Fundació Joan Miró in Barcelona ist eine helle Ausstellung entstanden, in der gerade das Schwarz auf den Bildern seine explosive Kraft umso stärker entfalten kann.

Verstörendes Spätwerk

Dass Joan Miró (1893–1983) ins Zentrum Paul Klee passt, steht dabei ausser Frage, denn die Begegnung mit dem Schaffen des Älteren, der ihn schätzte, war für den Katalanen befreiend. Neue Freiheiten gab ihm auch das lang erträumte grosse Atelier, von Josep Lluís Sert entworfen, das er 1956 bezieht: endlich genug Platz! Für den 63-jährigen, der in bewegten Zeiten lange bald in Spanien, bald in Frankreich, vor allem in Barcelona und Paris, gelebt hat, muss das neue Zuhause ausserhalb von Palma de Mallorca ein An- und Heimkommen gewesen sein.

Der grosse Raum, der das Leben inmitten seiner Werke möglich machte, wurde zum Ort der Beobachtung und Meditation, der Selbstkritik und der Selbstbefragung, wie sie unabdingbar zum Künstler Miró gehören. Es folgen eine «kri-



Brutale Wirklichkeit: Doron (Lior Raz) und Maya (Lucy Ayoub) in «Fauda».



Mythische Gegenwart: Skulpturen und Gemälde von Joan Miró.

tische Revision» seines «bisherigen Schaffens» (Miró) und der Aufbruch zu neuen Horizonten. Miró, dieser Künstler mit der unverwechselbaren Handschrift, visionär, lebendig; der innere und äussere Welt(en), Himmel und Erde verbindet, Organisches, Monströses, Schönes zur Einheit bringt; der vom kleinsten Ding der Natur in kosmische Fernen gelangt, noch immer ein glühender Antifranquist, Gegner von Kunst-Kommerz; dieser Miró, verjüngt und freier als je zuvor. Vielleicht wird seine Bildsprache mit den vertrauten, suggestiven Zeichen (Sonne, Mond, Sterne, Frau, Vogel) noch einfacher, reduzierter und konzentrierter; sicher gestischer, heftiger, nicht selten wild. Und sein Schwarz, mythisch, mystisch, real gegenwärtig – schon lange hat mich kein Schwarz so fasziniert wie hier.

Bis Miró den Malprozess im neuen Atelier wiederaufnimmt, vergeht Zeit. Unvollendete Arbeiten aus zurückliegenden Jahren werden ausgeführt. So verpasst er der Kopie seines berühmten, zeitlebens für ihn wichtigen filigranen Selbstporträts von 1937 mit ein paar kräftigen Linien ein zweites, brutal vitales Gesicht mit rotem Sonnenaugen. Das Porträt von 1960 begegnet einem gleich zu Beginn der Schau, für die Fabienne Eggelhöfer 73 Exponate aus dem riesigen Œuvre ausgewählt hat, um die Besucherinnen und Besucher an das weniger bekannte, mitunter verstörende Spätwerk heranzuführen.

Schön ist das helle Ausstellungslicht, nicht weniger die grosszügige Hängung und die zurückhaltende Rahmung der (zumeist un-

verglasten) Werke, die daran erinnert, wie sehr sich Miró längst vom Staffeleibild abgewendet hat und unter Einsatz des Körpers und der verschiedensten Materialien und malerischen Mittel gestaltet. Auch mit Feuer und Schere, wie eine seiner «Verbrannten Leinwände» oder Nr. 13 der textilen «Sobreteixims» von 1973 zeigen.

Eindrücklich ist vieles, etwas herauszugreifen, erscheint willkürlich. Die Collage «Figur, Vogel» (1976) auf senfgelbem Schleifpapier mit den wuchtigen Hieroglyphen, zu denen Sterne, Schrift und Insekten – Markenzeichen auf der Rückseite eines herausgerissenen Schleifpapierstreifens – einen zarten Kontrast setzen. Das

Am eindrucklichsten bleibt das im Spätwerk oft die ganze Fläche beherrschende Schwarz.

flammende Gemälde «Vogel im Raum» (1974). Eine von Mirós spielerisch-geistvollen Skulpturen. Die grossartige «Frau auf der Strasse» (1973). Die leere, nur mit einem kleinen Blaupunkt besetzte «Landschaft» (1968), die die Erinnerung an Mirós rätselhaftes Bild-Gedicht «Ceci est la couleur de mes rêves» von 1925 in sich trägt. Am eindrucklichsten bleibt das im Spätwerk zunehmende, oft die ganze Fläche beherrschende Schwarz, das die körperhafte Präsenz gerade der grossformatigen Exponate unterstreicht: Formate von einer seltsamen, den Betrachter beanspruchenden, ja fordernden Nähe.

Jazz

Weitergabe des Feuers

Peter Rüedi

Jazz at Berlin Philharmonic XIII:
Celebrating Mingus 100. ACT 9955-2

Sein hundertster Geburtstag liegt nun auch schon bald wieder ein Jahr zurück. Aber Charles Mingus (1922–1979) gehört zu jenen Übergrössen der Jazzgeschichte, deren Aktualität nicht durch Jubiläen befeuert werden muss. So ist das Album, das den Mitschnitt eines Konzerts zu seinen Ehren in der Berliner Philharmonie präsentiert, heute so frisch wie bei seinem Erscheinen im Juni letzten Jahres und wie die Musik von Mingus insgesamt. Deren Sprengkraft ist für die Bewunderer seines Œuvres ohnehin unzweifelhaft. Es stellt sich allenfalls die Frage: Mingus ohne Mingus, geht das? Denn der Bassist, Komponist, Bandleader war ein Vertreter dessen, was er selbst *spontaneous composing* nannte. Eine komplex vitale, hochemotionale, zwischen explosive Aggressivität und feinsinnigste Sensibilitäten eingespannte multiple Persönlichkeit, war Mingus auf die Kreativität seiner Partner angewiesen. Darauf, wie sie seine Initialzündungen weiterentwickelten. Er dachte in Möglichkeiten.

Dass eine Gruppe von Nachgeborenen sie sozusagen als klassische Vorlagen benutzen, ist so gesehen etwas paradox. Allein, es funktioniert – im Fall der Berliner Hommage wie zuvor in dem der 1991 gegründeten Mingus Big Band. Der Feuergeist des grossen Animators provoziert noch post mortem Musiker unterschiedlichster musikalischer Herkunft in ihrer eigenen Kreativität. Zum Teil kannten sie sich vor dem Berliner Konzert kaum. In die Leitung und die Arrangements teilen sich der österreichische Bassist Georg Breinschmid und der schwedische Saxofonist Magnus Lindgren. Die Band besteht aus zwei Amerikanern, dem Drummer Gregory Hutchinson und dem Pianisten Danny Grissett, dem ungarischen Tenoristen Tony Lakatos und der australischen Posaunistin Shannon Barnett, den beiden Deutschen Matthias Schriefl (Trompete) und Jakob Manz (Altsax) und der französischen Sängerin Camille Bertault.

Ihre Mingus-Hommage ist alles andere als museal, in den Tuttis wie in den Soli (herausragend: Barnett, Lakatos, Schriefl, Grissett und Lindgren am Bariton). Mitreissend wie je die Hits «Jelly Roll», «Fables of Faubus», «Boogie Stop Shuffle» und «Better Git It in Your Soul», subtil vielfarbig dazwischen die eher lyrischen «Goodbye Pork Pie Hat» und «Self Portrait in Three Colors» (mit Bertaults französischen Vocals). Mingus *lives!*

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Drogenkrieg *Mark van Huisseling*

«Fernsehen bildet.» Diesen Satz hört man nicht mehr oft. Früher war's anders. Als Meinungsführer sich noch darüber austauschten, ob das Bildmedium gute oder schlechte Auswirkungen auf die Nutzer habe. Das waren unschuldige Zeiten, kommt man zum Schluss in den Zeiten der sogenannten sozialen Medien. Das Bildungsmedium Fernsehen lieferte Ihrem Kolumnisten einen Reminder: Nämlich dass er es verpasst hatte, das Buch «Der totale Rausch – Drogen im Dritten Reich» zu lesen, als dieses erschien vor ein paar Jahren. (In der TV-Serie «Irma Vep» von 2022 sieht man eine handelnde Person, einen Deutschen, vertieft in die englische Übersetzung.)

Zuerst einige Angaben zum bisherigen (coolen) Lebenslauf des heute 53-jährigen Autors Norman Ohler, eines deutschen Schriftstellers. Er war Stadtschreiber von Ramallah im Westjordanland und danach von Jerusalem. Später lebte er auf Einladung von Dennis Hopper in seinem Haus in Venice Beach und arbeitete mit ihm an dessen letztem Drehbuch. Für «Der totale Rausch» bekam Ohler fast ausschliesslich Lob («Eines der interessantesten Bücher der letzten Jahre», *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*; «eine wichtige wissenschaftliche Studie, exzellent recherchiert», Ian Kershaw, ein britischer Hitler-Forscher).

Ohler erzählt, wie heute verbotene Stoffe in Deutschland auf Rezept oder sogar frei erhältlich plus in Mengen eingenommen wurden: «1928 allein in Berlin 73 Kilo Morphin und Heroin. Wer es sich leisten konnte, konsumierte Kokain.» Bedeutender für den elf Jahre später beginnenden Zweiten Weltkrieg aber war Metamphetamin, das Zivilistinnen schon zu schätzen wussten – «Hausfrauen lutschten das

Zeugs wie Bonbons, junge Mütter nahmen es gegen ihren Babyblues, oder Witwen, die Partner suchten, senkten damit ihre Hemmungen.»

Ende 1937 meldeten die Berliner Temmler-Werke mit dem «ersten deutschen Methylamphetamin ihre eigene, an Potenz das amerikanische Bazedrin in den Schatten stellende Spielform der vitalisierenden Medikamente» im Reichspatentamt an, Markenname: Pervitin. Längst hatten die inzwischen an die Macht gekommenen Nazis andere Drogen zu verbotenen Rauschgiften erklärt. Pervitin, eine Art Crystal Meth, war hingegen erlaubt. Und fand rasch einen Fanklub in der Armee. Im Buch wird ein Brief des Schützen Heinrich Bölls wiedergegeben, in dem der spätere Literaturnobelpreisträger seine Eltern bittet: «Schickt doch noch mal Pervitin, das kann ich gut gebrauchen, und etwas Speck.»

Bald war betteln nicht mehr nötig, Soldaten und vor allem Offiziere im Dienst durften Pervitin offiziell fassen. Ohler hat recherchiert, wann welche Einheit wie viele Tabletten erhielt – es waren Milliarden Stück insgesamt. Stellvertretend der Konsumerbericht eines Luftwaffenpiloten: «Ich bin hellwach, mein Herzschlag dröhnt in meinen Ohren. Warum ist der Himmel plötzlich so hell? Alles wird unwesentlich und abstrakt hier oben. Entrückt, als ob ich selbst über meinem Flugzeug flöge.»

Viel lernt man auch über Adolf Hitlers Medikamenteneinnahme respektive was die Tausende von «Vitaminspritzen», die ihm sein Leibarzt, Theo Morell, verabreichte, ent-

«Pervitin, eine Art Crystal Meth, war hingegen erlaubt.»

hielten. Anfänglich bekam «Patient A» noch Traubenzuckerlösung («zwanzigprozentig, von Merck») oder Vitamine. Doch als militärische Erfolge ausblieben, verschärfte der ehemalige Modedoktor die Dosis. In den letzten Kriegsjahren, während deren der Führer seine Bunker-Hauptquartiere mit Namen «Wolfschanze» in Polen beziehungsweise «Werwolf» in der Ukraine bloss für kurze Spaziergänge verliess, experimentierte Morell mit achtzig verschiedenen Substanzen, darunter zahlreiche psychoaktive, das Bewusstsein verändernde, wie Belladonna, Kokain, Kodein und, selbst-

verständlich, Pervitin am lebenden Objekt beziehungsweise seinem Patienten A. «Hitler war vom «grössten Feldherren aller Zeiten», Gröfaz, zum «grössten Fixer aller Zeiten» geworden», schreibt der Autor.

Zum Schluss die Frage, auf die Norman Ohler keine Antwort gibt: Weshalb dauerte es siebenzig Jahre, bis einer die Drogengeschichte des Dritten Reichs aufarbeitete? MvHs Privattheorie ist, dass sich die meisten Historiker nicht dafür interessierten. Doch, wie man sinngemäss sagt, es braucht einen Dieb, um einen Dieb zu fangen.



UNTEN DURCH

Leben retten *Linus Reichlin*

Kürzlich sagte der Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg: «Waffen aus Deutschland retten in der Ukraine Tag für Tag Leben.» Ich schaute zweimal hin, aber der Satz stand immer noch da. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Ich dachte, tja, was soll man dazu sagen? Konsequenterweise müsste man es bedauern, dass es keine deutschen Nuklearwaffen gibt, denn mit ihnen könnten Tag für Tag viel mehr Leben gerettet werden als mit Leopard-Panzern. Mein Grossvater sagte immer: «Wenn die Leute anfangen, Dinge zu sagen, die verrückt klingen, und wenn sie dafür Applaus kriegen, sollte man sich hundert Büchsen Corned Beef kaufen.» Mein Grossvater war 1937 ein Jahr in Grossbritannien gewesen und hatte dort Corned Beef lieben gelernt, weil er kein Geld für richtiges Fleisch hatte. 1962, während der Kubakrise, kaufte er hundert Büchsen Corned Beef in einem Laden in Arbon am Bodensee, sie wurden von einem Grosshändler aus Zürich angeliefert. Damals kannte man in der Schweiz

Corned Beef nur vom Hörensagen, aber dieser Grosshändler aus Zürich importierte es aus alten Lagerbeständen der britischen Armee: Corned Beef aus Burma, aus Kaschmir, aus Libyen. Nach der Kubakrise musste meine Grossmutter die hundert Dosen wegschmeissen, weil sogar die verschlossenen Dosen zu stinken begannen, vor allem die aus Libyen, die noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammten. Mein Grossvater sagte: «Papperlapapp, wenn der Atomkrieg ausgebrochen wäre, hättest du das Zeug auch verdorben gegessen.» Er war einfach ein erbarmungsloser Realist. Wenn er noch leben würde, hätte er spätestens nach dem zitierten Satz des Nato-Generalsekretärs den Keller mit Corned Beef aufgefüllt. Diesmal hätte er es einfach in der Migros kaufen können: Die Menschheit macht logistische Fortschritte.

Die Menschheit macht überhaupt einerseits Fortschritte, und andererseits fällt sie wieder ins Jahr 1914 zurück. «1914», sagte mein Freund Bruno, als wir darüber sprachen, «machten wir auch schon Fortschritte, und dann fielen wir ins Jahr 1805 zurück.» Schlacht bei Austerlitz. Klingt gut, als Schlachtenname. Austerlitz, Kanonenblitz, toter Fritz, Bajonettaufschlitz. In Austerschlitz starben eine Menge junger Männer, aber heute wissen nur noch Fachleute, warum. In 200 Jahren weiss keiner mehr, warum die Leute im Ukraine-Krieg starben. Das zeigt, dass der Mensch einfach gern Kriege führt, die Gründe sind nebensächlich.

«Nein», sagte Bruno, «die Gründe sind Sätze wie der, dass deutsche Waffen Leben retten.» «Aber man muss den Nato-Generalsekretär», sagte ich, «auch ein bisschen in Schutz nehmen: Er ist Sozialdemokrat und war in einer Rudolf-Steiner-Schule. Links und Anthroposoph. Von so jemandem kann man ja wohl nicht erwarten, dass er sagt: «Wir schicken Waffen in die Ukraine, um die Russen so richtig plattzumachen!» Wie auch immer, eins steht fest: Meinem Grossvater hätte die ganze Sache nicht gefallen. Er sagte immer: «Tu nur das, wovon du etwas verstehst.» Und jetzt sind in Deutschland 73 Prozent der Grünen-Wähler für eine Rückeroberung der Krim! Wenn man sie fragt, wie das denn funktionieren soll, sagen sie: «Na, mit diesen gepanzerten Elektroautos, wie heissen die schon wieder, wo vorn so ein langes Rohr ist.» Für die Grünen ist der Krieg eine karitativ-militärische Hilfsaktion: Frieden schaffen mit deutschen Waffen. Leben retten durch Autos,

wo vorn ein langes Rohr ist. Wenn das Rohr hinten wäre, wäre es ein Backrohr für Voll-Rohr-Brote. Jetzt fehlen noch Demeter-Granaten, die bei Vollmond mit regional erzeugtem Sprengstoff gefüllt werden. Granaten vom Biobauern «für die Menschen, die jetzt unsere Hilfe brauchen». «Wie lange hält sich eigentlich Corned Beef?», fragte Bruno, und ich sagte: «Bis es dir ein Grüner wegfrisst, der selber keinen Notvorrat hat.»



FRAUEN Jane Fonda, «nepo baby» Julie Burchill

Was habe ich als Kind Jane Fonda geliebt! Sie lieferte – während alle anderen von der Wahrscheinlichkeit eines Atomkriegs faselten – mit «Barbarella» eine angenehm sexdurchdrungene Vision der Zukunft, und als «Hanoi Jane» bewies sie, dass Kommunistinnen ebenso sexy sein konnten wie Zeitreisende der Weltraumära: Ihre so amerikanische Schönheit, verbunden mit ihren unamerikanischen Aktivitäten, ergab eine berauschende Mischung.

Jetzt allerdings behauptet sie, der Rassismus sei schuld am Klimawandel, und nicht nur an diesem, sondern auch an «Sexismus, Frauenhass, Homophobie und so weiter ... Wenn man sich eingehender damit befasst, die Geschichte davon studiert, dann hängt alles zusammen. Es gäbe keine Klimakrise ohne Rassismus.» Mit diesem Kopfsprung in die Sackgasse der Identitätspolitik erweist sich mein ehemaliges bolschewistisches Idol als grausige Grossmutter der Wokeness. Und es ist klar, dass Wokeness und Vetternwirtschaft Hand in Hand gehen: Waren Jane und ihr Bruder Peter als Henry Fondas Kinder nicht die ersten *nepo babies* von Hollywood?

Hat sie uns, blickt man zurück, vielleicht immer schon etwas vorgegaukelt? Schliesslich hat sie sich mit jedem Mann ihres Lebens in eine andere Frau verwandelt. Sie selbst hat gesagt: «Ich war infiziert vom Zwang zu gefallen. Nicht Frauen – mit Frauen komme ich bestens klar –, aber Männern gegenüber. «Was immer du willst, Schatz, ich verwandle mich in alles, was du willst!» – so war ich.» Für ihren berühmten Vater war sie die brave kleine Schauspielerin, für Regisseur Roger Vadim die sexy amerikanische Bardot, für den Aktivist Tom Hayden die Vorzeigegegossin und für den milliardenschweren Gründer von CNN, Ted Turner, die *trophy wife*. Sie bezeichnet ihn als «meinen liebsten Ex-Mann», was nicht wirklich erstaunt angesichts der Summe, die er ihr bei der Scheidung zahlte.

Auch dass sie in den achtziger Jahren zur Fitness-Ikone wurde – «Jane Fonda's Workout» war das meistverkaufte Video des 20. Jahrhunderts –, widersprach ihrem Image als Verkörperung der Einfühlsamkeit. Dass Frauen wie verrückt gewordene Kaninchen herumhüpfen, sich die Brüste vergrössern und immer wieder das Gesicht liften lassen sollten, um möglichst perfekt auszusehen, passte nicht zu den feministischen Ansichten, die sie sonst so gern vertrat.

Mittlerweile ist sie altersschwach, hat Krebs und schlechte Sitcoms hinter sich, doch allein dieses Jahr kommen drei Filme mit ihr in die Kinos – das ist schon bewundernswert. Ausserdem ist es immer erfreulich, wenn eine übersexualisierte Frau sich vom Sex verabschiedet: «Ich habe da unten dichtgemacht ... ich bin achtzig.» Wenn sie sich auch noch das woke Geschwafel verklemmen könnte, würde sie wieder richtig liebenswert.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Steinzeit

Eggenschwiler: Im Münchner Hofbräuhaus haben sich zwei Studenten am Zapfhahn festgeklebt.

Rüdisühli: Unglaublich! Und in der Hamburger Herbertstrasse hat sich ein Rentner am Busen einer Prostituierten festgeklebt.

Eggenschwiler: Aber bei der künstlichen Intelligenz macht man grosse Fortschritte. Anscheinend werden die Maschinen dem Menschen immer ähnlicher.

Rüdisühli: Oje.

Eggenschwiler: Beunruhigt dich das?

Rüdisühli: Und ob! Das heisst ja, dass die Maschinen immer dümmer werden.

Eggenschwiler: Die Zukunft gehört der künstlichen Intelligenz.

Rüdisühli: Das klingt nach digitalisierter Steinzeit.

Eggenschwiler: Na ja, wenigstens haben wir die Negativzinsen überwunden.

Rüdisühli: Über dieses Wort stolpere ich regelmässig. Statt «Negativzinsen» lese ich immer «Negertiefzinsen».

Eggenschwiler: Man sagt nicht mehr «Neger», sondern «People of Color».

Rüdisühli: Colored People sind für mich Tätowierte. Auch linguistisch bewegen wir uns in die Steinzeit zurück.

Eggenschwiler: Vom ökologischen Standpunkt aus gesehen, war keine Epoche so grün wie die Steinzeit.

Rüdisühli: Und vom politischen Standpunkt aus gesehen, war keine Epoche so grün wie der Nationalsozialismus. Die Bereitschaft der Nationalsozialisten, bei der Umsetzung ihrer politischen Ideologien Kollateralschäden in Form unermesslichen menschlichen Leids in Kauf zu nehmen, scheint den Grünen als Vorbild zu dienen.

Eggenschwiler: Die Grünen sind angetreten, um vor dem Super-GAU zu warnen. Und jetzt stellt sich heraus: Die Grünen sind der Super-GAU.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Magie eines Schlosses

Von der Mädchen-Highschool zur Zauberschule:
Alnwick Castle berauscht.



Blockbuster-Qualitäten: Alnwick-Burg im Norden Englands.

Als Alnwick Castle im Zweiten Weltkrieg vorübergehend in eine Highschool für Mädchen verwandelt wurde, ahnte wohl niemand, dass ein paar Jahrzehnte später in diesem Schloss auch Magie im Hauptfach unterrichtet werden würde.

Das Anwesen, zum ersten Mal im Jahr 1136 erwähnt, befindet sich in der englischen Grafschaft Northumberland, ist der Sitz des 12. Herzogs von Northumberland und befindet sich rund fünfzig Kilometer von der schottischen Grenze entfernt. Es ist nach Windsor Castle das zweitgrösste bewohnte Schloss Englands. Allerdings lebt Herzog Ralph Percy mit seiner Familie bloss in einem Teilbereich der Burg, so dass der Rest der Anlage jeweils den ganzen Sommer über auch für die Öffentlichkeit zugänglich ist. Jährlich strömen Hunderttausende Besucher nach Alnwick, um sich an der Pracht des Baus zu erfreuen.

Die magnetische Wirkung hat noch verschiedene andere Gründe. Und hier kommt die Magie ins Spiel: Alnwick Castle diente in den ersten beiden «Harry Potter»-Verfilmungen, «Der Stein der Weisen» (2001) und «Die Kammer des Schreckens» (2002), als Kulisse für die

Zauberschule Hogwarts. Hier lernte Harry Quidditch spielen und Besenreiten. Als das Schloss für die weiteren Filme nicht mehr gefragt war, befürchtete die Region finanzielle Einbussen in Millionenhöhe. Schliesslich war die Zahl der Besucher Northumberlands um 20 Prozent gestiegen, als «Der Stein der Weisen» ins Kino kam. Just in dieser Zeit eröffnete Herzogin Jane Percy aber angrenzend an das Schloss die Alnwick Gardens neu. Das Projekt kostete 42 Millionen Pfund, trägt den Spitznamen «Versailles des Nordens» und hat ebenfalls Blockbuster-Qualitäten. Seit der Eröffnung wollten schon über 6,8 Millionen Besucher die Gartenanlage sehen, in der sich auch das weltgrösste Baumhaus-Restaurant befindet.

Tollkirschen und Cannabis

Eine besondere Anziehungskraft übt der 2005 angelegte Giftgarten aus. Hier wachsen Strychnos nux-vomica (Gewöhnliche Brechnuss), Schierling, Ricinus communis (Wunderbaum; Giftpflanze des Jahres 2018), Tollkirschen, Cannabis, Koka und Papaver somniferum (Schlafmohn). Mitunter also Pflanzen, die manchen berauschen oder sogar verzaubern.

DIE WELTWOCH

Ski-Wochenende für Leser

Gipfeltreffen der guten Laune in Arosa

10.–12. März 2023

AUSGEBUCHT!



Herzlichen Dank für Ihre zahlreichen Anmeldungen an das *Weltwoche* Ski-Wochenende mit Urs Wietlisbach, Roger Köppel und *Special Guest* Pepe Lienhard!

Wir sind bereits ausgebucht!

Vielen Dank für das enorme Interesse!

Spurensuche in iberischen Traditionslokalen

Restaurant Emilio, Zweierstrasse 9,
8004 Zürich, Tel. 044 241 83 21

Vor kurzem haben wir ein spanisches Traditionslokal an dieser Stelle besprochen, und da kam die Frage auf, wie das denn bei den anderen renommierten «Spaniern» – und es gibt davon einige in Zürich – aussehe. Seit langer Zeit waren wir zum Beispiel nicht mehr im «Emilio», und es war Zeit, da wieder einmal vorbeizuschauen.

Aber zuerst ein kurzer Rückblick in die Geschichte: Emilio Segarra und Federico Guardia haben 1940 beim Stauffacher das Restaurant «Granada» eröffnet, mit Segarra als Gastgeber und Guardia in der Küche. Durch Heirat werden auch Familienbande zwischen den beiden geknüpft, und damit konnten die Familientradition und die Rezepte bis in unsere Zeit weitergegeben werden. Das in «Emilio» um-



getaufte Restaurant hat Ende des letzten Jahrhunderts durch einen Brand seinen Stammsitz verloren, es konnte aber unweit davon – gewissermassen auf der anderen Seite des Stauffachers – ein Restaurant übernommen werden, dem man ein Interieur verpasste, das fast wie ein Ei dem andern dem alten «Emilio» gleicht: rote Wände, wie man sie in Spanien kennt, weisse Tischtücher und ein mediterranes Ambiente, und nun ist schon seit 2006 mit Antonio Guardias Sohn Philipp die dritte Generation mit im Boot.

Das Service-Personal, das hier gewissermassen zum Inventar gehört, wurde mit einem Kellner verstärkt, den wir schon in einem anderen Lokal kennen- und schätzen gelernt haben. «Brauchen Sie überhaupt die Karte?», fragte er scherzhaft – und natürlich hatte er recht, wir assen, wie immer, den knackigen Salat mit je einer Olive und einem Radieschen pro Person und das knusprige Mistkratzerli, das nach wie vor in vier Teilen in immer wieder warmen Tellern serviert wird. Der Orangensalat, angereichert mit etwas südländischem Wein, oder die spanische Roulade sind bei den Desserts noch immer die Renner. Das weitere Angebot umfasst «natürlich» die Paella valenciana, aber auch das Filet von Rind oder Kalb mit der «Sauce Federico». Am Dienstag steht zudem eine Seezunge auf dem Programm und am Donnerstag Cocido, die spanische Version von Pot-au-feu oder von Bollito misto.

WEIN/PETER RÜEDI

Das Glas macht den Tag

Domaine FL (Fournier Longchamps):
Le Parc. Chenin Savennières AOC 2018. 14%.
Gerstl, Spreitenbach. Fr. 36.–. www.gerstl.ch

Sag nie entweder ... oder, wenn's um Wein geht. Die Möglichkeiten sind unbegrenzt. Wer sich an fixe Vorstellungen hält, schmeckt vielleicht die eine oder andere Holznote (vom Wein oder vom Brett vor dem Kopf?) – Barrique oder nicht, reinsortige Weine oder Cuvées, bio oder traditionell, kein Wein über 30 Franken (Fr. 50.–, Fr. 100.– etc.) oder keiner unter 15 Franken; nicht über 13% Alkohol oder nicht weniger als 12%; kein Tropfen mit einer Spur Restsüsse: Der Weinsekten sind unzählige, die Liste der Phobien wäre fortzusetzen. Sicher ist nur, dass sich Puristen und Prinzipienreiter, beim Wein wie sonst wo, allemal vor ihrem eigenen Glück stehen. Die Welt, auch die Welt des Weins, ist zu gross, als dass mit einem zentrierten Blick eine Ahnung von ihrer schönen Widersprüchlichkeit zu erlangen wäre.

Die Kolumne letzter Woche (Weltwoche Nr. 5/23) feierte das besonders glückliche



Resultat einer internationalen Rebsorte auf einem eher unerwarteten Terroir, einen Cabernet von Elena Walch aus dem Südtirol. Jetzt ist die *réussite* aus einer Autochthonen zu empfehlen, ein toller Weissler aus seinem eigentlichen historischen Stammland. Die Chenin blanc trug einst sogar den Namen der Region, aus der diese erfreuliche Flasche kommt, «Vin d'Anjou». In Rabelais' «Gargantua» (1532–54), worin von Wein viel und ausgelassen die Rede ist, trägt sie denn schon den heutigen. Der Chenin blanc, in welcher seiner vielen Varianten auch immer (ob als Süsswein oder, wie in diesem Fall, als besonders plausible trockene Offenbarung), ist die weisse Spezialität von der Loire. In jüngerer Zeit, lesen wir, sei die Sorte dort etwas auf dem Rückzug (im Gegensatz zu Sauvignon

oder roten Sorten, namentlich Cabernet Franc). Was wir – diese Exzellenz im Glas – nur bedauern können (kaum getröstet durch den Umstand, dass Chenin im südafrikanischen Exil zur eigentlichen Hauptsorte avancierte).

Das junge Unternehmen «Domaine FL» (Fournier Longchamps) bewirtschaftet seit 2006 in der kleinen Unterappellation Savennières (am rechten Ufer der Loire, südwestlich von Angers) 31 Hektar. Der Chenin «Le Parc» kommt von Reben eben im Park des Château Chamboureau, das zum Besitz gehört. Er ist, in der Version 2018, ein Spitzen-Chenin: typisch mit Aromen von Honig, Äpfeln, Birnen und Heu, und sehr besonders mit Erinnerungen an gelbe Steinfrüchte, einem spannenden Touch Exotik und einem Hauch von Erde, Rauch und nassem Pflasterstein; sehr würzig, mit einer fast salzigen Mineralik vom vulkanischen, muschelkalkigen Terrain. Ein muskulöser, spannender Weissler. Der eher breite Fluss am Gaumen ist mit frischer Säure toll ausbalanciert. Ein Aufsteller mit tiefem Biss. Ein Glas davon macht schon fast den Tag.

Dynamische Leichtigkeit

Auf dem Feld der kompakten SUVs macht der GV70 von Genesis einen guten ersten Eindruck.



Wer ein Modell der koreanischen Oberklasse-Marke Genesis bestellt, stellt es sich im eleganten Showroom an der Bahnhofstrasse in Zürich zusammen und kann dann zu Hause warten, bis es ein freundlicher Mitarbeiter der Marke vor der Haustüre ablädt. Meinen Genesis GV70 habe ich allerdings nicht gekauft, sondern nur geliehen, aber pünktlich um 9 Uhr montags wird der gutausschende SUV mit angenehm kompakten Ausmassen bei mir abgeliefert.

Dass die Fahrt zu einer Garage auch für Service-Vorgänge oder Räderwechsel entfällt, ist zurzeit das entscheidende Alleinstellungsmerkmal der zur Hyundai Motor Company gehörenden Marke aus Seoul, die gerade deutlich vernehmbar auf dem schweizerischen (und europäischen) Markt Fuss fasst. Daneben bieten die Genesis-Modelle sehr viel Ausstattung und Anmutung in hoher Qualität zu einem verhältnismässig vernünftigen Preis – im Vergleich zu Konkurrenzmodellen wie BMW X3, Audi Q5, Mercedes GLC oder Volvo XC60. Zwar denken auch andere Marken über eine Anpassung ihres Vertriebsmodells nach, aber Genesis setzt hier mit seiner aufwendigen Logistik bereits Massstäbe.

Schon allein das matte edle Grün, in welchem mein Testwagen lackiert ist, hebt ausserdem das ästhetische Niveau in dieser Fahrzeugklasse. Je nach Blickwinkel erinnert das Auto an die britischen Oberklasse-Modelle von Bentley, aber das ist ja keine schlechte Referenz. Im Innenraum des Genesis gibt es edle Materialien und – für einen Aufpreis allerdings – etwa ein

«Nappa Leather Sports Pack», das einen in ausgesprochen ästhetischen Ledersitzen Platz nehmen lässt. Überhaupt fällt auf, dass man sich grosse Mühe gegeben hat, praktisch jeden Berührungspunkt des Fahrers mit seinem Auto angenehm zu gestalten: Wo immer man hinfasst, fühlt sich das solide und wertig an. Dazu kommen auch eine feine Stereoanlage, eine lange Liste von Assistenzsystemen und ein gut ausgewogenes Bediensystem, bei dem nicht alle Funktionen in Menüs versteckt werden, sondern auch direkt angewählt werden können.

Der Reihen-Vierzylinder-Motor mit Turboaufladung, gekoppelt an eine Acht-Gang-Automatik sowie mit einem Allradsystem verbunden, ist vielleicht nicht die prestigeträchtigste Antriebseinheit, aber damit wird der GV70 trotz fast zwei Tonnen Fahrzeuggewicht mit überraschender und dynamischer Leichtigkeit bewegt. In nur 6,1 Sekunden geht es aus dem Stand auf Tempo 100, und auf der Autobahn läuft der Genesis aufgrund der Reihenbauweise angenehm ruhig und nimmt einem ganz nebenbei viel Arbeit ab. Technik und Ästhetik finden so im Genesis GV70 sehr harmonisch zusammen, und das wiederum sorgt für entspanntes Reisen im eigenen Auto.

Genesis GV70 2.5T

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbobenziner, Allradantrieb, 8-Gang-Getriebe; Hubraum: 2497 ccm; Leistung: 304 PS / 223 kW; max. Drehmoment: 421 Nm; Verbrauch (WLTP): 9,5–10,1 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 240 km/h; Preis ab: Fr. 62 140.–, Testwagen: Fr. 75 410.–



OBJEKT DER WOCHE

Geschenk des Himmels

Kürzlich entdeckter Meteorit
Ca. 4,5 Milliarden Jahre alt

Ein Geschenk des Himmels rückt die Wissenschaft der Erforschung des Sonnensystems ein kleines Stück näher. An Weihnachten machte sich ein internationales Grüppchen um die Schweizer ETH-Geochemie-Professorin Maria Schönbacher auf in den eiskalten Süden, ins ostantarktische Königin-Maud-Land. In den letzten Stunden ihrer Expedition und einen Tag vor Dreikönig entdeckten die Forscher im blauen Eis des Sør-Rondane-Gebirges einen seltenen Meteoriten. Das handballgrosse Urgestein wiegt 7,6 Kilogramm. Von den 40 000 Meteoriten, die bis heute in der Antarktis gefunden wurden, gab es bloss 105 Stück solchen Ausmasses. Normalerweise sind die Fundstücke um die 20 Gramm schwer. Die Forscher fanden neben dem grossen Brocken denn auch mehrere kleinere Festkörper kosmischen Ursprungs. «Die Antarktis ist für Meteoritenfunde geeignet, weil die schwarzen Steine auf dem weissen Schnee gut sichtbar sind», sagte Schönbacher der Nachrichtenagentur Keystone-SDA.

Ihr Team brachte den Stein ans Königliche Belgische Institut für Naturwissenschaften in Brüssel, wo er nun genau untersucht wird. Die Menschheit wird dadurch mehr über die chemische Zusammensetzung anderer Planeten und Asteroiden erfahren. Wahrscheinlich stammt der Fund aus dem Hauptasteroidengürtel zwischen Mars und Jupiter. Schönbacher geht davon aus, dass er rund viereinhalb Milliarden Jahre alt ist.

Benjamin Bögli



«Rekord»: «Snow Polo»-Gründer Reto Gaudenzi im Jurystand.



Bei den Damen beliebt: Alfa-Oldtimer im Schnee.



Gern gesehen: Jadranka Zehnder mit Hund Bailey.



Eingespieltes Team: Musiker Hun Lewie (l.) und Oli Daoisi.



Direkt von der Piste:

Eléonore, Tochter von «Kulm»-Direktionschepaar Heinz E. und Jenny Hunkeler, Sohn Leandro.

BEI DEN LEUTEN

Das Engadin glänzte

Der «Snow Polo»-Weltcup auf dem gefrorenen St.-Moritzer-See war ein voller Erfolg.

André Häfliger

Die Sonne lachte vom Himmel bei minus fünf Grad. Knapp vierzig Zentimeter Eis hatte sich auf dem See gebildet, darauf etwa fünfzehn Zentimeter gepresster Schnee. «Was für eine Kulisse. Einmalig auf der Welt», strahlte «Kulm»-Direktor Heinz E. Hunkeler, der an seinem 49. Geburtstag vorher mit seiner ganzen Familie auf den Ski war. Wie in einer Wüsten-oase aus «1001 Nacht» reihen sich neben dem Polofeld Zelte und Stände. Alles in Weiss. 25 581 Fans waren gekommen, der Eintritt war frei. «Das ist ein Rekord», sagte Cup-Gründer Reto Gaudenzi. «Unsere Gala im «Palace» mit 350 Gästen ist seit einem halben Jahr ausgebucht.»

Die Organisatoren des Snow Polo World Cup St. Moritz haben alle Register gezogen, um das Turnier zu ermöglichen. Noch zwei Wochen vor dem Weltcup zweifelte man an einer gleichbleibenden Eistiefe, arbeitete in Doppelschichten rund um die Uhr, setzte sogar Hubschrauber ein, um die Infrastruktur einzufliegen. Gaudenzi: «Es wurde alles in nur zehn Tagen gebaut, mit insgesamt 220 Tonnen Ausrüstung. Das entspricht dem Gewicht von achtzig Elefanten. Wir

haben Tag und Nacht gearbeitet. Es ist ein Wunder, dass wir alles geschafft haben.»

Gross war die Freude auch bei den prominenten Gästen. «Die Kulisse ist genial, die Organisation Weltklasse, grosses Kompliment», sagte Bankier Ronald Sauser. Am Stand der Weltwoche blies Michel Burckhardt ins gleiche Horn: «Besser kann man es gar nicht machen.» Burckhardt ist der Besitzer der einzigen Schweizer Segeljacht, die das bedeutendste Langstreckenrennen der Welt («Whitbread Round the World») je gewonnen hat: 1986 mit der UBS Switzerland und dem legendären Pierre Fehlmann aus Morges als Skipper.

Zurück nach St. Moritz. Nach drei Tagen Weltklasse-Polo, an denen neun Matches auf höchstem Niveau ausgetragen wurden, ging der Event zu Ende. Mit dem wild gefeierten und verdienten Sieg des Teams Azerbaijan. Der Lohn: eine Cartier-Uhr für jeden Spieler. Dann war Zeit für die 180-köpfige Organisationscrew, bis nächstes Jahr Abschied zu nehmen. Reto Gaudenzi: «Unser Team hat ganze Arbeit geleistet. Es war das beste Polo hier aller Zeiten!»



Strahlend: Margherita de Vito Piscicelli und Agnes Losel mit Hündchen Gioia.



Action auf vierzig Zentimetern Eis: Die Polo-Teams schenkten sich nichts.



Komplimente: Unternehmer Michel Burckhardt am *Weltwoche*-Stand.



«Genial»: Bankier Ronald Sauser (r.) mit Sohn Philippe.



Zu Gast in St. Moritz: Fleischwaren-Unternehmer Urs Kunz.



Ausgelassene Stimmung vor prächtiger Kulisse: Besucherinnen und Besucher des «Snow Polo»-Weltcups.



Farbenfroh: Influencerin Zoë Pastelle.

Das Klassiker-Prinzip



Universell vertraut, ungefährlich, balanciert: Ketchup von Heinz.

Start-ups suchen die «Disruption», welche, kurz gesagt, das Ersetzen einer altbewährten Kategorie durch eine bessere bedeutet. Gelingt die Disruption, avanciert sie zum Klassischen, wenn man Klassiker als Erzeugnisse etwelcher Prägung versteht, die durch ihre Modernität selbst eine lange Tradition einläuten. Die Luxusindustrie macht es vor, und genau deshalb ist auch das

Unternehmen Apple (das mit dem iPhone die Mobilkommunikation disruptierte) so erfolgreich: Modellkontinuität bei permanenter Verbesserung der Qualität, globale Reichweite, vertikale Integration, hohe Preise. Der Klassiker schlechthin ist Ketchup, und zwar jenes der Marke Heinz. Wie der Journalist Malcolm Gladwell es auf den Begriff brachte, stellt es das platonische Ideal des Ketchups dar. Nur dieses

bringt die fünf grundlegenden Geschmacksrichtungen in die perfekte Balance: salzig, süß, sauer, bitter und das Umami. Sie verleiht dem Ketchup etwas Allgemeines, Vertrautes und Ungefährliches, was wiederum evolutionsbiologisch erklärbar ist.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, warum paaren sich viele Frauen eher mit einem ausgesprochenen Mistkerl als mit einem Partner im Wortsinn?

I. L., Herzebrock-Clarholz (D)

Zunächst einmal ist es spannend, zu forschen, was diese Frauen in ihrer Kindheit erlebt haben. Wenn als Kind erfahren wurde, dass auf Bedürfnisse nicht eingegangen wurde, fühlt sich dieser Zustand vertraut an. Das kann dazu führen, dass Frauen Partner wählen, die ihre Bedürfnisse ebenfalls ignorieren und denen es egal ist, wie es ihnen geht. Selbstverständlich tun sie das nicht bewusst, sondern werden von ihrem Gefühl gesteuert. Und das sagt: «Diese Verbindung funktioniert so, wie ich es gewohnt bin.» Ein zweiter Erklärungsversuch ist folgender: Für gewisse Menschen ist es sexuell sehr erregend, wenn sie auch emotional erregt sind. Für diese Menschen braucht es immer eine Prise



Drama. Wenn Fragen wie «Bleibt er, oder geht er?» Alltag sind, ist die Partnerschaft spannend und unberechenbar. Es gibt Frauen, denen es Spass macht, mit dem Feuer zu spielen, und die es sexuell erregend finden, diese Art von Stress in der Beziehung zu haben. Sie werden Männer anziehen, die diese Muster bedienen, auch wenn diese sich – von aussen betrachtet – wie Mistkerle benehmen. Häufig wird die Sexualität in solchen Beziehungen sehr intensiv erlebt, was diese Paare zusammenhält.

Und schliesslich gibt es Frauen, bei denen eine Art Helfersyndrom anspringt. Sie erkennen das Potenzial eines Menschen und haben sich zur Aufgabe gemacht, es zu fördern und den Partner in der Beziehung zu verändern. «Das treibe ich ihm schon noch aus», ist der Grundgedanke dahinter. Was zunächst selbstlos klingt, ist es gar nicht. Denn sie glauben, ihren Mann verändern zu können, wenn sie nur lange genug dranbleiben.

Was können Frauen dagegen tun? Zunächst ist es wichtig, den eigenen Wert zu entdecken und Klarheit darüber zu gewinnen, was sie sich wünschen. Wir wissen heute, dass sich Dinge auch im Aussen verändern, wenn wir sie in uns ändern. Der Weg führt also immer über die Selbsterkenntnis.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

AUF EIN MINERALWASSER MIT ...

Christina Ragettli

Den meisten von uns ist sie ein paar Schritte voraus: 2363 Kilometer, um genau zu sein. Die Bündnerin beging in der Pandemie die Via Alpina. Ihre Erlebnisse schrieb sie nieder.

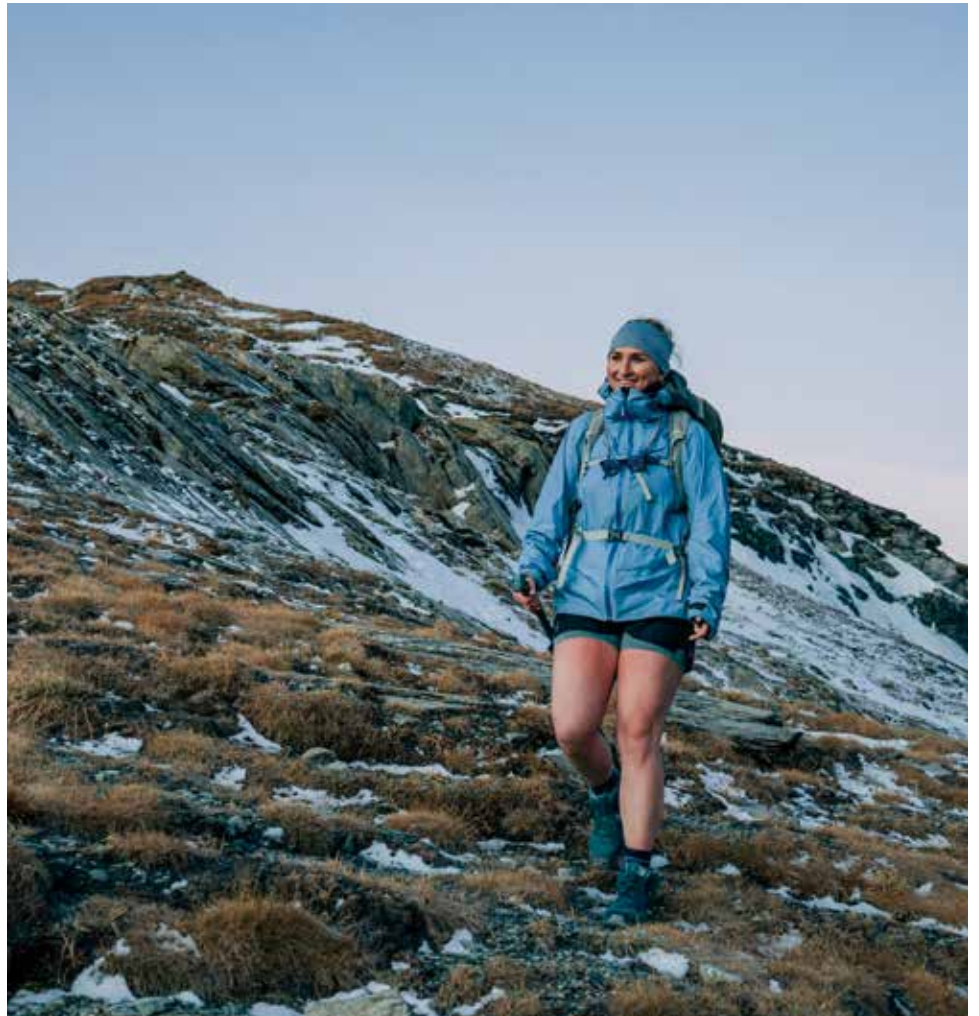
Exakt hundert Wandertage, 2363 Kilometer, 150 000 Höhenmeter, weit über hundert Pässe und bis zu neun Blasen pro Tag – manche Zahlen sprechen für sich. Manchmal verkaufen sie sogar Bücher. Dass die erste Auflage von Christina Ragettlis Erstling «Von Wegen» (Arisverlag) zwei Tage nach Erscheinen im Frühling des letzten Jahres ausverkauft war, mag auch an obigen Zahlen liegen. Noch mehr aber an der Autorin selbst, die noch lieber selber spricht.

Wir treffen Christina Ragettli im Januar in der Jugendherberge Zürich anlässlich einer Buchlesung – rund vierzig davon hat sie bereits gehalten. «Es flossen viel Leidenschaft und Freude in die Wanderung, aber auch ins Schreiben und in den Prozess danach», sagt sie dazu. Wobei der Begriff «Wanderung» zu kurz greift: Im ersten Corona-Jahr beging die Dreissigjährige aus Flims im Kanton Graubünden die Via Alpina. Der Fernwanderweg führt durch die acht Länder des Alpenbogens von Monaco nach Triest. Ragettli war grösstenteils alleine unterwegs mit einem dreizehn Kilogramm schweren Rucksack; pandemiebedingt musste sie die Strecke in zwei Etappen absolvieren.

Fernwanderung mit pinken Nägeln

Zahlen seien jedoch nicht alles, sagt die Jungautorin und nimmt einen Schluck Wasser aus der grünen Valser-PET-Flasche: «Es ging mir nie um die Leistung.» Vielmehr würden der Mensch und die Natur sie seit Urzeiten faszinieren. Wie wichtig ist die geistige Verfassung bei einem solchen Unternehmen? «Da ich auch ein wenig aus dem Sport komme, würde ich mich schon als mental starke Person bezeichnen», sagt sie. Profitiert habe sie aber auch, weil ihr Bruder der Freeski-Weltmeister Andri Ragettli sei und dieser sich natürlich stark mit diesem Thema beschäftige.

«Das Wichtigste ist sicher Bergerfahrung», sagt sie. Hier würden ihre pinklackierten Fingernägel, mit denen sie gerne etwas kokettiert, viele in die Irre führen: «Man muss nicht zwingend Hulk sein, um ein solches Vorhaben zu schaffen, aber bei mir steckten doch sehr viel



«Leidenschaft und Freude»: Autorin Ragettli.

Vorbereitung und Planung dahinter.» Vom Erfolg ihres Buches wurde Christina Ragettli, die als PR-Managerin tätig ist, unter anderem für den jüngeren ihrer beiden Brüder, komplett überrascht. Doch eine nächste Fernwanderung sei nicht geplant: «Das war eine einmalige Erfahrung.»

«Es ist mir daran gelegen, anderen Frauen Mut zu machen», sagt sie, deren Wanderung – Achtung, Spoiler! – praktisch dramafrei verlief: keine grösseren Verletzungen und keine Momente *eye to eye* mit gefährlichen Wildtieren.

Christina Ragettli sagt tschau und mischt sich unter das stark durchmischte Publikum, das zahlreich erschienen ist und sich draussen vor der Tür an Älplermagronen labt und an einem Curry mit Planted Chicken – nicht nur ihr Bewegungs-, auch Ragettlis Ernährungsverhalten scheint zu inspirieren. Im Vorwort des Buchs schreibt Andri, dass seine Schwester ihm jahrelang erklärt habe, «wie ekelhaft es ist, dass ich Tiere esse». Auch er ernährt sich seit einigen Jahren vegetarisch.

Oliver Schmuki

Monique, Schlagersängerin

Die Bernerin bat in der Sendung «Benissimo» Phil Collins um ein Autogramm, sie glaubt an eine Wiedergeburt und würde liebend gern einmal in einem Film mitspielen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Monique: Zurzeit meine Mutter, sie wohnt über eine Stunde von mir weg, und oft fehlt mir die Zeit, einfach mal vorbeizugehen. Ein Dankeschön folgt meist nur am Telefon.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Monique: Phil Collins 1999, als wir in derselben TV-Sendung «Benissimo» waren.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Monique: Gute Frage, da müsste man wohl meine Mitmenschen fragen.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Monique: Über Geld spreche ich grundsätzlich nicht. Aber ich kann meine Rechnungen bezahlen und mir einmal im Jahr etwas Schönes leisten wie Ferien oder kürzlich eine Vespa. Mehr wäre sicherlich schön, aber ich bin gesund und glücklich, und das ist der grösste Wert.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Monique: Wenn er zuhören und eine Frau zum Lachen bringen kann.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Monique: Na ja, ausser dass mich Spinnen erschrecken und ich an Höhenangst leide, fürchte ich mich vor nichts.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Monique: Als meine grössere Tochter achtzehn Jahre alt wurde und zugleich den Führerschein machte. Es waren Glückstränen, aber auch etwas Traurigkeit, weil ihre Kinderzeit so schnell vorüberging.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Monique: Ich finde die Besetzung des Bundesrates gut, so wie sie ist.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Monique: Ja, absolut. Ich bin zwar nicht diejenige, die jeden Sonntag in die Kirche geht, aber ich habe meinen Glauben.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Monique: Ich beschäftige mich viel zu wenig mit Politik, als dass ich mich für eine Partei entscheiden könnte.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Monique: Mit meiner ersten Liebe.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Monique: «Einmal so, einmal so», denn die-



«Ich bin, wie ich bin»: Musikerin Monique, 45.

ses Lied hat mir zum schönsten Job der Welt verholfen.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Monique: Mein Gewicht und meine spitze Nase. Aber ich bin, wie ich bin.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Monique: Da mein Schatz Dani für mich der Superstar ist, möchte ich am liebsten meinen Winterabend mit ihm verbringen.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Monique: Nein, davon liess ich immer schon die Finger.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Monique: Pippi Langstrumpf. Ich bin genau so chaotisch, aufgestellt, wild und abenteuerlustig.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Monique: Bleib ehrlich, aufrecht und mit beiden Beinen am Boden, damit du jeden Morgen ohne schlechtes Gewissen in den Spiegel schauen kannst.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Monique: Nein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Monique: Weil ich überzeugt bin, dass Menschen Fleisch in einem gewissen Masse auch brauchen, um gesund zu bleiben, und weil ich Fleisch dafür viel zu gerne hab.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Monique: Ich denke, es wird eine Wiedergeburt geben.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Monique: Uff, ich denke, wir haben eh schon viel zu viele Gesetze. Daher braucht es nicht noch eines von mir.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Monique: Schauspielern. Ich würde so gerne mal in einem Film mitmachen.

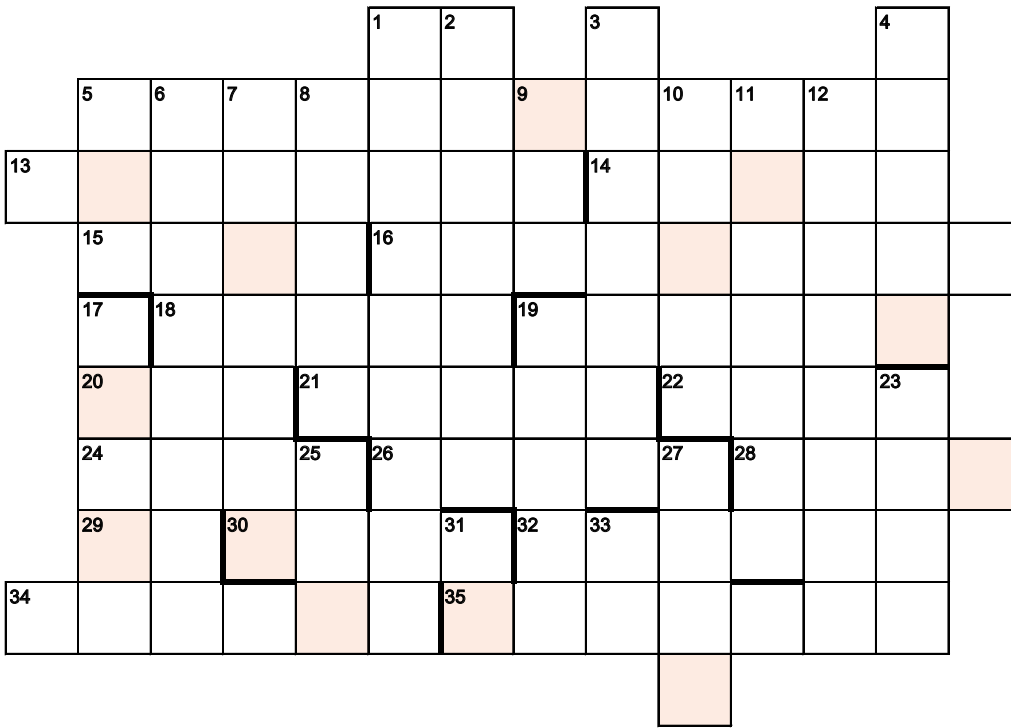
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Monique: Meine Eltern, die mir eine sehr schöne Kindheit geschenkt und mich auf den richtigen Weg begleitet haben.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Monique: Wenn ich weiss, dass es meiner Familie gut geht, mein Schatz bei mir ist und ich einen tollen Auftritt geniessen kann.

Moniques letztes Album «Heranziehungskraft» erschien im August.



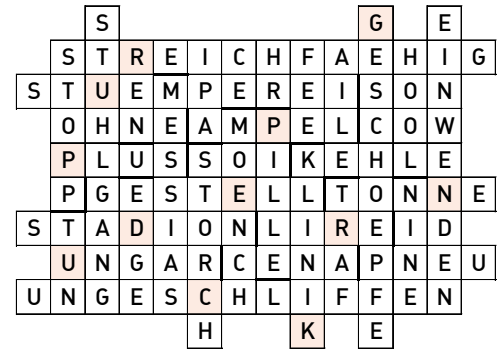
Lösungswort — mittlere Anzahl gekrönter Häupter?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Domäne von Trollhättaner Trollen 5 Fahrschülergruppe? 13 in Niederösterreich oder nach den Ferien im Postfach zu finden 14 auch in Entenhausen bekannter Kunstgriff 15 steckt im Realsozialismus 16 in Hashtags auch für Nicht-Grundstückseigentümer nützlich 18 bedeutet im Herkunftsland fest, ist aber flüchtig 19 parteilos, aber als Ständerat nicht ... geeignet 20 steht am Anfang von Siegesserien 21 nach einer Translokation teuer 22 sind in Arabischem präsent und werden in Deutschland manchmal nachgemacht 24 nicht weit weg von Alt 26 entwickelt Bremssysteme und Beutelsuppen 28 TCS-Verwandter im grossen Kanton 29 kurzer Protest 30 erinnert an osteuropäische Ablehnung, wirkt aber verbindend 32 tun Angeber anstatt zu handeln 34 kann man nicht nur beim Arzt bekommen, sondern z. B. auch in Anwaltskanzleien oder Coiffeursalons 35 τ=☑

Senkrecht — 1 wasserdichte Funkgeräte? 2 das Gegenteil von 20-waagrecht-Teilzahlungen? 3 hatte bei der Weitergabe seiner Gene schon einen gewissen Erfolg 4 Fläche in Pferdekarren 5 endloser Flugzeughersteller, war 2020 beinahe am Ende, fliegt jetzt aber wieder 6 an der Memel geboren oder in der Molkerei hergestellt 7 fingerlose (angebliche) Langfinger 8 braucht, wer abtauchen möchte 9 platzsparende Monarchie 10 im Schweizer Fernsehen werden dort nur verbale Kämpfe ausgetragen 11 hat etliche Seeabenteurer heil überstanden, endet aber buchstäblich schlecht 12 enthalten scharfe Klingen und tut weh 17 was von einem gemütlichen Abend vor dem Cheminéefeuer übrigbleibt 19 bekannte Schwyzerin 23 am Meer häufiger, aber auch willkommener als im Getriebe 25 IV×XIII 27 wer dauernd ..., gönnt sich keine 31 von Audi-Fans gefahren und von Westösterreichern gelesen 33 halber Guru

© Daniela Feurer – Rätsel-factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 803



Waagrecht—4STREICHFAEHIG 12STUEMPEREREI 14 SON 15 (W)OHNEN 16 AMPEL (kurz f. Ampelkoalition) 19 COW 20 PLUS 21 SOI (franz. f. sich) 22 KEHLE 23 GES(sler)TELL 25 TONNE 27 STADION (antikes Längenmass) 29 LIRE 30 KleIDERläden 31 UNGAR 32 CENA (span. f. Abendessen) 33 BronchoPNEUmogramm 34 UNGESCHLIFFEN

Senkrecht — 1 STUHLGANG 2 GESCHOEPFE 3 EINWENDEN 4 STOPP 5 REN 6 IPA (Internationales Phonetisches Alphabet) 7 ChemIE (hemi- = halb-) 8 JAHR 9 FEE 10 TrAILERbikes (franz. f. Flügel) 11 HOOL (kurz f. Hooligan) 13 MESS(IAS) 17 MOENCH 18 PILLE 21 STORCH 22 KLINIK 24 EDGE (engl. f. Kante) 25 ExTRAFahrten 26 NINE (engl. f. neun) 28 FestUNgen

Lösungswort — GRUPPENDRUCK



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

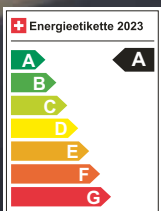


10 JAHRE
GARANTIE &
ASSISTANCE

TOYOTA

bZ4X

100% elektrisch. 100% 4x4.



bZ4X Premium AWD 6,6 kWh OBC, 160 kW/218 PS, Ø Verbr. 18,1 kWh/100 km, CO₂ 17 g/km, En-Eff. A. Zielwert Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 129 g/km. Gemäss Prüfzyklus WLTP. Service-aktivierte 10-Jahres-Garantie und Assistance oder 185'000 km ab 1. Immatriculation für alle Toyota Fahrzeuge (es gilt das zuerst Erreichte). Detaillierte Informationen finden Sie in den Garantiebestimmungen auf toyota.ch.